Digitaliseret af | Digitised by



Forfatter(e) | Author(s):	als Beispielsammlung zum Gebrauche der edlern Jugend gesammelt von Ludwig Berg.
Titel | Title:	Der Zauberwald : eine Blumenlese aus Lessing, Geszner, Engel, Herder, Krummacher, Jean Paul, Musäus, Tieck, Fouqué, Kleist, Hoffmann, Rabener und Lichtenberg
Udgivet år og sted | Publication time and place:	Altona : I. F. Hammerich, 1822
Fysiske størrelse | Physical extent:	333 s.

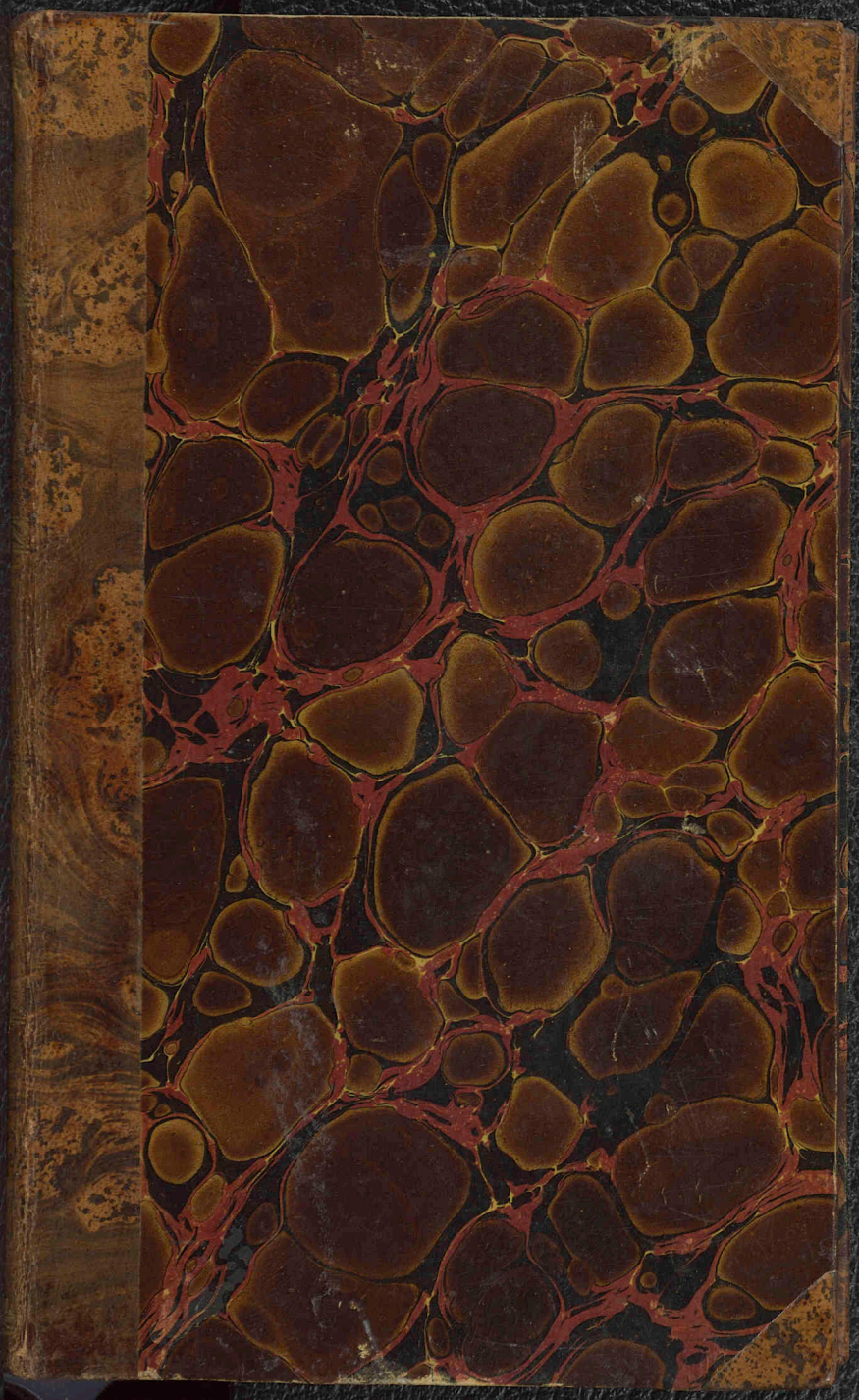
DK

Materialet er fri af ophavsret. Du kan kopiere, ændre, distribuere eller fremføre værket, også til kommercielle formål, uden at bede om tilladelse. Husk altid at krediterе ophavsmanden.

UK

The work is free of copyright. You can copy, change, distribute or present the work, even for commercial purposes, without asking for permission. Always remember to credit the author.





47,-321,-8°

Det Kgl. Bibliotek
130024717845

47, -321, -8°

Der Zauberwald.

Eine Blumenlese

aus

Lessing, Geßner, Engel, Herder, Krummacher, Jean Paul, Musäus, Tieck, Fouque, Kleist, Hoffmann, Rabener und Lichtenberg,

als Beispielsammlung

zum

Gebrauche der edlern Jugend

gesammelt

von

Ludwig Berg,

Lehrer an der Kathedralschule zu Nykiöbing auf Falster.

Altona,

bei J. F. Hammerich.

1822.

Der Zaubermärchen.

Eine Sammlung

aus

Feen-, Geister-, Engel-, Berg-, Bergwerks-,
Haus-, Pflanze-, Thier-, Teufels-, Riesen-,
Hexen-, Zwerg- und Liebesmärchen.

als

Vorbereitung

zu

Uebersetzung der echten Zwergs

gesammelt

von

Ludwig Bechstein.

Subscription auf Druckpapier in Octav auf Bänder.

Leipzig,
bei J. C. Hammerich.
1830.

Der

Königlichen Direction

der Universität und der gelehrten Schulen,

durch

Höchstdero kräftige Unterstüzung

und ehrenden Beyfall

der

Druck dieser Sammlung befördert und ihre gute

Aufnahme verbürgt ward,

als

ein Opfer der Verehrung und Dankbarkeit

unterthänigst gewidmet

vom

Verfasser.

Der

Königlichen Direction

der Universität und der gelehrten Schulen,

durch

die fernere treufleißige Unterstützung

und ehrenden Beyfall

der

Durch diese Sammlung befördert und ihre Gute

Aufnahme verdient macht,

als

ein Opfer der Verehrung und Dankbarkeit

unterthänigst gewidmet

von

Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
Lessing:	Der Löwe und der Hase	1
	Die Gans	2
	Das Roß und der Stier	2
	Der Springer im Schach	3
	Der Fuchs	3
	Der Hirsch und der Fuchs	3
	Der Löwe mit dem Esel	4
	Der Esel mit dem Löwen	4
	Der Wolf und der Schäfer	5
	Die Eiche und das Schwein	5
	Der kriegerische Wolf	6
	Der Phönix	7
	Der Rabe und der Fuchs	7
	Die Hunde	8
	Der Wolf auf dem Todtenbette	9
	Die Esel	10
	Der Bogen	11
	Zeus und das Schaf	12
	Das Schaf	13
	Rangstreit der Thiere	14
	Geschichte des alten Wolfs	16
Geßner:	Amyntas	22
	Menalkas und Alexis	23
	Das hölzerne Bein	29
Engel:	Tobias Witt	35
	Martin Klug	40
Herder:	Licht und Liebe	49
	Sonne und Mond	50

		Seite
Herder:	Afrikanischer Rechtsspruch . .	52
	Der Ueberwinder der Welt . .	54
	Der Weinstock	55
	Die Schlange	57
	Drey Freunde	58
	Der Tag vor dem Tode . . .	59
Krummacher:	Der Blinde	60
	Das Rothkehlchen	61
	Der Hollunderstab	62
	Der Edelstein	63
	Die Pfirsiche	65
	Der blühende Weinstock . . .	67
	Salomo und Nathan . . .	69
	Der Mann auf Carmel . . .	71
	Polykarpus	74
	Tod und Schlaf	76
Jean Paul:	Neujahrsnacht eines Unglücklichen .	78
Musäus:	Stumme Liebe	81
Tieck:	Der blonde Eckbert	183
Fouqué:	Die Rächerin	214
	Das Gelübde	233
Kleist:	Das Bettelweib von Locarno . .	239
Hoffman:	Abentheuer der Sylvester-Nacht .	244
Rabener:	Beweis, daß die Begierde, Uebels von Andern zu reden nicht vom Hochmuthe noch vom bösen Herzen, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre	295
Lichtenberg:	Anschlagzettel des Herrn Philadelphus	330

Wiese vorn am Walde.

G. E. Lessing.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einem drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja nun begreif ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu seyn. Sie sonderte sich von ihres gleichen ab, und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehn eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse floh stolz ein kühner Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schande! von einem Knaben ließ ich mich nicht regieren!

Aber ich, versetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

Der Springer im Schach.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer durch Merkzeichen dazu.

Ey, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterey, und sprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herabzukommen, ergriff er einen nahen Dornstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwunderten. Elende Helfer! rief der Fuchs, die nicht helfen können ohne zugleich zu schaden.

Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: Nun wehe uns armen schwächern Thieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? sagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und so werdet ihr euch noch oft mit der Flucht retten können. Aber alsdenn, alsdenn möchte es um uns alle geschehen seyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden.

Der Löwe mit dem Esel.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Be-

kanntschaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam, seine Condolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrim; versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglück seines Nächsten selbst leidet.

Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche, mit der herabgefallenen Frucht. Indem

es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke sollten nicht ausbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen.

Der kriegerische Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zwey hundert Feinde, nach und nach, triumphirt, und ihre schwarzen Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch Einem unterliegen mußte!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: die zwey hundert Feinde, über die er nach und nach triumphirte, waren Schafe und Esel; und

der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte.

Der Phönix.

Nach vielen Jahrtausenden gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Thiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber wandten die besten und geselligsten mitleidsvoll ihre Blicke weg, und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbey schlich, und ihm zurief: Sey mir gesegnet, Vogel des Jupiters! —

Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiederte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zews auf diese Eiche herab kömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?

Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs nicht aus diesem Irrthume bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in schmerzhaftes Gefühl, das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

Die Hunde.

Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht! sagte ein gereister Pudel. In dem fernen Welttheile, welchen die Menschen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet mirs nicht glauben, und doch habe ich es

mit meinen Augen gesehen — die auch einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein gesetzter Jagdhund, überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen. — —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesenen Hunde in Indien — besser als wir, so viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

Der Wolf auf dem Todtenbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freylich ein Sünder, sagte er, aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einmal, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können, und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereyen und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, obschon ich keine schützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabey. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

Die Esel.

Die Esel beklagten sich bey dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns, durch unbarmherzige Schläge, zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu seyn, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu erschaffen hast; aber geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht seyn.

Mein Geschöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sey. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unem-

pfindlichkeit soll von nun an euer Theil seyn; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, schrieen die Esel, du bist allzeit weise und gnädig! — Sie gingen erfreuet von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

Der Bogen.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen, fiel ihm ein. Ich will hingehen, und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierrathen, mein lieber Bogen.“ Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset. —

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirn pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, hüten sollen.

Müßt' ich das, seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Ver-

mögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feyerte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort, und sprach: Zürne nicht, Göttinn! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttinn.

Ich ärmste! so sprach es. Ich habe weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere.

Indem drang, mit des Hirten Gebete, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hatte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Der Rangstreit der Thiere.

I.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unpartheyischer seyn.

Aber hat er auch Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsinnigkeit genug besitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon; wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

2.

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seyd. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich dann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch. Verlaß die Versammlung!

3.

Den Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf (und ihm stimmte der Hamster und der Igel wieder bey) — siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht seyn kann. Der Löwe denkt, wie wir.

Aber aus bessern Gründen, als ihr! sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit ist, wenn ich es recht überlege, ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug ich kenne mich! — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten weg begaben, und über die zerrissene Versammlung am meisten murreten, waren — der Affe und der Esel.

Die Geschichte des alten Wolfs.

I.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf jenem gütlichen Fuße zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennst mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freylich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert, denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger, mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn, versetzte der Schäfer. Aber wenn bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh' deinen Weg!

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde.

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen, sagte der Wolf.

Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter, und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

Drey? — Zwey? —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja thöricht, wenn ich mich einem Feind zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

3.

Aller guten Dinge sind drey; dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier

verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frey und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.

Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir Leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kömmst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr, nähren zu können.

4.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze. Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde verunei-niget, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes im Dienste nehmen

willst, so steh' ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? —

Was meine ich denn sonst? Freylich.

Das wäre nicht übel. Aber wenn ich dich nun in meine Heerden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdenn meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen———

Ich höre schon, sagte der Wolf, du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!

5.

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich, leider! in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

Meines gleichen? daran zweifle ich sehr. Ich bin ein sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.

Und wie sonderbar bist du denn?

Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Ist das nicht löb-

lich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bey deiner Heerde einfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht———

Spare der Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für tod, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung, und geh!

6.

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Belz? fragte der Wolf.

Dein Belz? sagte der Schäfer. Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

Nun so höre, Schäfer! ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttre mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Belz.

Ey sieh doch! sagte der Schäfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein! dein Belz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir

ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn jetzt gleich.— Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

7.

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf und gerieth in die äusserste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet. Denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das äußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

Geßner.

Amyntas.

Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bache; und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erde entblößet, und der Baum stand traurig da, und drohte zu sinken. Schade, sprach er, solltest du, Baum in dies wilde Wasser stürzen! Nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn. Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter. Ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor dem Baume hinzubauen, und grub frische Erde. Itzt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; und

itzt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen. Aber die Dryas*) rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Solle' ich unbelohnt dich weggehen lassen? gütiger Hirt! Sage mirs, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führest.

„O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe, so sprach der arme Hirt, mein Nachbar Palemon ist seit der Ernte schon krank, laß ihn gesund werden!"

So bat der Redliche, und Palemon ward gesund. Aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde, und bey seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas, achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seiner Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages

*) Die Nymphe des Baums.

vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt und so den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig, denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer im Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne. Und das lassen die Götter nicht ungesegnet. Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes; oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichten der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten, und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süßester Zeitvertreib, gaukelten dann um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig seyn, und nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier, und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischte er immer süßtreffenden Unterricht. Er selbst machte ihnen ihr Spielgeräthe, immer kamen sie gelaufen, mache uns dies und mache uns das, und wenns fertig war, küßten sie ihn, und hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrte er sie Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man den Schafen

und den Ziegen zur Weide und von der Weide bläßt; lehrte sie viele Lieder; die Kleinen mußten sie singen, die Größern sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtchen; dann saßen sie aufmerksam am Boden oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis, sein Enkel, stand allein bey ihm, ein schöner Jüngling; jetzt hatte er dreyzehn Frühlinge gesehn, der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldnen Locken wallete sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, andern Gutes zu thun, und dem der in Noth ist, beyzustehen, und daß kein Vergnügen dem gleicht, daß man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat. Die schön aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsern Busen vor Vergnügen; aber süßer, mein Sohn, süßer ist jene Freude noch. Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter, mit Entzücken sah es der Greis. Du weinest, mein Sohn, so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm ins Gesicht; aber gewiß, nicht meine Reden allein können dies, in deinem Busen muß etwas seyn, das ihnen diese Stärke giebt.

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. Ach! sagt' er, ich fühl' es, ich fühl' es ganz; nichts ist süßer, als Andern Gutes thun.

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ichs, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte.

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts: Sind, so sprach er, deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?

Ich sehe, mein Sohn, sagte Menalkas, ich sehe, daß du mir was verhehlest, zum erstenmal vielleicht, das deinen Busen schwillt, und schon auf deiner Zunge sitzt.

Alexis weinte und sprach: O so will ich Dir alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; drum wollt' ich verschweigen, was meinen Busen schwillt, was mirs so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freude unsers Lebens ist.

Eins unsrer Schaafe hatte sich verirret, ich sucht' es in dem Gebirge; und ich hörte im Gebirg' eine Stimme, die jammerte: da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter, und legte sie auf den dürren Boden hin. Weiter, sprach er, vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find'

ich, den brennenden Durst zu löschen; und kein Baum, keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach Götter! um mich her seh' ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter mögen meine schwankenden Kniee nicht. Doch ihr Götter! ich murre nicht; denn immer habt ihr geholfen! So sagt er, und kraftlos legte er sich auf seine Bürde hin.

Von ihm nicht gesehen, lief ich da, so schnell ich konnte, zu unsrer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frische Früchte zusammen, nahm meine größeste Flasche voll Milch, und so schnell ich konnte, lief ich ins Gebirge, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn, und die Flasche voll Milch, und still schlich ich mich ins Gebüsch zurück.

Aber bald, da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin und sprach: wie süß ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ichs versuchen dich weiter zu schleppen, hast du doch so sanft mir zur Pfühle gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt.

Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben da erblickt' er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. Götter! was seh' ich? so

rief er. Ach mir Hungrigen träumt von Speise; und wenn ich erwache, so ists nichts mehr. Doch nein, Götter! ich wache, ich wache! — Jetzt langt' er nach den Früchten. — Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? Das Erste aus dieser Flasche gieße ich Dir aus, und diese beyden, die größesten dieser Früchte, weih' ich Dir! Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt. So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. Oder, so sagt' er, haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen herbeygeführt, und warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, das ich dich segne? Segnet ihn, ihr Götter! Segnet den Redlichen, die Seinen: segnet, o segnet Alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm' ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen.

Jetzt ging er: o ich weinte vor Freude! Aber ich lief durchs Gebüsch den Weg ihm vor, und setzte mich an ein Bord hin, wo er vorbey mußte. Er kam, er grüßte mich, und sprach: Höre, mein Sohn; sage, hast du niemanden auf diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte? — Nein, niemand hab' ich in diesem Gebirge gesehn, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte.

Aber sage mir, so fragt' ich, wie kömmst du in diese Wildniß? Uebel hast du dich gewiß verirrt; denn hier führt keine Straße. — Uebel, so erwiedert' er, übel hab' ich mich verirrt, mein Sohn; und hätte nicht eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger oder vor Durst im Gebirge gestorben. — So laß mich nun den Weg dir weisen; gieb deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter.

Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir, und so führt' ich ihn auf die Straße. Und sieh, das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen macht. Gering und mühelos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn's mir zu Sinne kömmt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!

Und der Greis umarmte den schönen Knaben, voll der süßesten Freude. O, sprach er, froh und ruhig geh ich ins Grab, laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück.

Das hölzerne Bein.

Auf dem Gebirge, wo der Rautibach ins Thal rauschet, weidete ein junger Hirt seine Ziegen. Seine Querpfeife rief den siebenfachen Wiederhall aus den Felsklüften, und tönte munter durchs Thal hin. Da

sah er einen Mann von der Seite des Gebirges heraufkommen, alt und von silbergrauem Haar; und der Mann, langsam an seinem Stabe gehend, denn sein eines Bein war von Holz, trat zu ihm, und setzte sich an seiner Seite auf ein Felsenstück. Der junge Hirte sah ihn erstaunt an, und blickt' auf sein hingestrecktes hölzernes Bein. Kind, sagte der Alte mit Lachen, gewiß du denkst, mit so einem Bein blieb ich wohl unten im Thal? Diese Reise aus dem Thal mach' ich alle Jahr' einmal. Dieß Bein, so wie du es da siehst, ist mir ehrenhafter als manchem seine zwey guten: das sollst du wissen. Ehrenhaft, mein Vater, mag es wohl seyn, erwiederte der Hirt; doch ich wette, die andern sind bequemer. Aber müde mußt du doch seyn: willst du, so geb' in dir frische Ziegenmilch, oder ich hole dir einen frischen Trunk aus jener Quelle, die dort am Fels rieselt.

Der Alte. Du bist ein guter Knabe: ein Trunk frisches Wasser wird mich erquicken. Gehst du, und holest ihn, so erzähl' ich dir dann die Geschichte von meinem hölzernen Bein. Der junge Hirt lief, und schnell bracht' er einen frischen Trunk aus der Quelle zurück.

Der Greis hatte sich erquickt. Daß mancher eurer Väter, so sprach er, voll Narben und zerstümmelt ist, das sollt ihr Gott und ihnen danken, ihr Jungen. Muthlos würdet ihr den Kopf hängen, statt jetzt an der Sonne froh zu seyn; und mit muntern Liedern

den Wiederhall zu rufen. Munterkeit und Freude tönt jetzt durchs Thal, und frohe Lieder hört man von einem Berg zum andern; Freyheit, Freyheit beglückt das ganze Land. Was wir sehen, Berg und Thal, gehören uns; freudig bauen wir unser Eigenthum, und was wir sammeln, das sammeln wir mit Jauchzen für uns.

Der junge Hirte. Der ist nicht werth, ein freyer Mann zu seyn, der je vergessen kann, daß unsere Väter es erfochten.

Der Alte. Und der's nicht eben so thun würde, mein Sohn! Seit jenem blutigen Tag ging ich alle Jahr' einmal auf diese Höhe aus dem Thal herauf; aber ich spür' es, dieß wird wohl das letztemal seyn. Von hier sah ich die ganze Ordnung der Schlacht, die wir für unsre Freyheit gewannen. Sieh, hier an der Seite hervor kam die Schlachtordnung der Feinde; viele tausend Spieße blitzten daher und wohl zweyhundert Ritter in prächtiger Rüstung? Federbüsche schwankten auf ihren Helmen, und unter ihren Pferden zitterte das Land. Schon einmal war unser kleine Haufe getrennt, nur wenige hunderte waren wir. Wehklagen war weit umher, und der Rauch des brennenden Mäfels*) erfüllte das Thal, und schlich fürchterlich an den Gebirgen hin. Aber am Fuß des Berges stand jetzt unser Hauptmann; dort stand er, wo die beiden Weißtannen auf dem Felse stehen; nur We-

*) Im Canton Glarus.

nige standen bey ihm. Mir ists, ich seh' ihn noch muthvoll dastehn, wie er die zerstreuten Haufen zusammenruft; wie er das Panner hoch in die Luft schwingt, daß es rauscht wie ein Sturmwind vor einem Gewitter; von allen Seiten her liefen die Zerstreuten zu. Siehst du da, vom Felsen herunter, jene Quellen? Steine, Felsen und umgestürzte Bäume mögen sich ihnen entgegen setzen; sieh, sie dringen durch; sie stürzen sich weiter und sammeln sich dort am Teiche: So war's, so eilten die Zerstreuten herbey, und schlugen durch die Feinde sich durch, standen um den Held her, und schwuren, wir kleiner Haufe, steht Gott uns bey, zu siegen oder doch zu sterben! In gedrängter Schlachtordnung stürmte der Feind auf uns ein. Eilfmal schon hatten wir ihn angegriffen, und zogen dann wieder an den uns schützenden Berg zurück. Ein enge geschlossener Haufe standen wir wieder da, undurchdringlich wie der hinter uns stehende Fels; Aber jetzt, jetzt fielen wir, durch dreyßig Tapfere von Schweitz verstärkt, in die Feinde, wie ein Bergfall oder ein geborstener Fels hoch hinunter in einen Wald sich wälzt und vor sich her die Bäume zersplittert. Die Feinde vor und um uns her, Ritter und Fußknechte, in fürchterliche Unordnung gemengt, stürzten einander selbst, indem sie unsrer Wuth wichen. So wütheten wir unter den Feinden, und drangen über Todte und Zerstümmelte vorwärts um weiter zu tödten. Ich auch, aber im Gewühl stürzt' ein feindlicher Reuter mich zu Boden, und sein Pferd zertrat mein eines Bein.

Einer, der neben mir focht, sah rückwärts, raft' auf seine Schulter mich, und lief mit mir aus der Schlacht. Ein frommer Ordensmann betete nicht weit auf einem Fels um unsern Sieg: Pflege diesen, Vater, er hat gefochten wie ein Mann! Er sprachs, und lief in die Schlacht zurück. Sie ward gewonnen. Kinder, sie ward gewonnen! Mancher der Unsern lag da, über einem Haufen Feinde ausgestreckt, sagte man nachher, wie ein müder Schnitter auf der Garbe ruht, die er selbst geschnitten hat. Ich ward gepflegt, ich ward geheilt: Aber meinen Retter kannt' ich nicht, wie hab' ich's ihm danken können, daß ich lebe. Ich hab' ihn umsonst gesucht; umsonst Gelübde, umsonst Wallfarthen gethan, daß irgend ein Heiliger oder ein Engel mir's offenbare. Ach umsonst! Ich soll ihm in diesem Leben nicht danken.

Der junge Hirt hatte mit Thränen im Auge ihm zugehört, und sprach: Vater, du kannst's in diesem Leben ihm nicht mehr danken! Erstaunt rief der Alte: Wie, was sagst du, weissest du denn, wer er war?

Der junge Hirt. Mich müßte alles trügen, oder es war mein Vater selbst. Oft hat er mir die Geschichte der Schlacht erzählt, und dann gesagt: Lebt wohl der Mann noch, welcher so tapfer an meiner Seite focht, den ich aus dem Schlachtfelde trug?

Der Alte. O Gott, und ihr Heiligen! der Redliche sollte dein Vater seyn?

Der junge Hirt. Eine Narbe hatt' er hier, (er wies auf die linke Wange) der Splitter eines Spießes hatt' ihn verwundet, vielleicht eh' er aus der Schlacht dich trug.

Der Alte. Seine Wange blutete, da er mich trug. O mein Kind, mein Sohn!

Der junge Hirte. Vor zwey Jahre starb er; und jetzt hüte ich, denn er war arm, um schlechten Lohn hier diese Ziegen.

Der Alte umarmt' ihn. O Gott sey's gedankt, so kann ich seine Gutthat in dir ihm wieder vergelten: komm Sohn, komm in meine Wohnung; ein andrer kann diese Ziegen hüten. Und sie gingen hinunter ins Thal, nach seiner Wohnung. Reich war der Greis an Feld und an Heerden, und eine einzige schöne Tochter war seine Erbinn. Kind, so sprach er, der mein Leben gerettet, war der Vater dieses Knaben. Könntest du ihm gut seyn, ich gäb' ihm dich zum Weibe. Schön und munter war der Knabe; gelbe Locken krausten sich um sein schönes Gesicht, und feuervolle, doch bescheidne Augen blickten daraus hervor. Aus jungfräulicher Zucht bedachte sie drey Tage sich; der dritte war ihr schon zu lange. Sie gab dem Jüngling ihre Hand, und der Alte weinte mit ihm Freudenthränen und sprach: Seyd mir gesegnet! Jetzt, jetzt bin ich der glücklichste Mann!

Johann Jacob Engel.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwey und zwey zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ey! fing der alte Witt an, und schmunzelte; wär ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde———

Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till, und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger: immer guckt er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hey dacht' ich bey mir selbst, — denn der Titel stand mir nicht an, — wie Herr Veit muß mann's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehn, das taugt nicht: Sieh Du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfuy! Sprich Du lieber mit andern! — Nun was dünkt Ihm, Herr Till, hatt' ich da recht?

Ey ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem, was nur Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till, wie meint Er wohl, daß den die Leute wieder hießen?

Einen lustigen Kopf?

Beynahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hey dacht' ich da wieder; wie mußt Du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst Du hübsch bedächtig in Dich hinein, wie der andere; erst sprichst Du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann ins geheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. Sieht Er, Herr Till? So hab ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß —

Ein andermahl besuchte ihn ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. Viel, fing er an, wird dabey nicht herauskommen, das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. Und wie viel meynt Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel, eine Kleinigkeit: Ein hundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern! Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Thaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt! Obendrein?

Es ist nichts. Ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Namen. Der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ey, das wäre! die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bey dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: nun Herr Grell, Sie haben ja auch bey dem Bankerute verloren? — Ach was! sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! mein Gedächtniß verläßt mich. Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, der war der Kornhändler Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu?

Ey! ums Himmels willen! die möcht ich wissen — die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bey dem Handel verdient? Ach viel Geld, fing er an, viel Geld! und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld! ganzer funfzig Reichsthaler! — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun Herr Wills, welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ey! das versteht sich, die letzte.

Aber so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie mein anderer Nachbar, der Herr Grell! Ich, Herr Wills, der ich

zwischen den beyden Redenarten mitten inne wohnte, ich habe mir beyde gemerkt: und da sprach ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bey meiner Seele! ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also?

Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Martin Klug.

Herr Martin Klug, ein pensionirter Rector einer lateinischen Schule, hatte das Vertrauen aller Einwohner des Ortes, und war bey dem mäßigen Vermögen, das er besaß, ein vorzüglicher Gönner und Wohlthäter junger Studierender; nur etwas wunderlich war er bey seinen Wohlthaten, und allgemein ging die Rede: man müsse sich viel gefallen lassen, wenn man etwas von ihm haben wolle, und junge Theologen am meisten.

Einst kam ein Studierender, um für die Universität ihn um Unterstützung zu bitten, und nannt' ihn den Mäcen junger Gelehrten, darüber schmunzelte nun Herr Klug ein bischen, er war gerade guter Laune, und vom Schulregimente war ihm noch immer so viel Eitelkeit geblieben, daß er schon bey kleinen Lobsprüchen einen Horaz seinen Mäcen besingen hörte.

Doch wars schnell mit einer kleinen Richtung seiner Perücke und einem bischen Putzen seines linken Rockermels abgethan, und er kam gleich auf die Sache selbst.

Lieber Freund, sagte er, die Armuth, die Armuth ist eine theure Universität, und das Curatorium der Mäcenaten ist so launigt, und oft so schlecht besetzt, daß man's Studieren aufgeben sollte, wenn man nicht jeder der neun Musen, vor dem Eingange in ihren Tempel, einige hundert Gulden in den Sack werfen kann, und zwar pränumerando; die Versprechungen und Decrete regieren keinen Casum nach meiner Grammatik, und die Sprachlehren unsrer deutschen Mäcenaten sind so voll davon. Kommt man nun mit dieser Sprache auf die Universität, so will einen weder Bürger noch Professor verstehn, und wer diese Papiermünzen noch annimmt, der nimmt's aus Mitleid und zuckt die Achseln.

„Was will er denn studieren, junger Freund?" —

Theologie, mein werthester Herr Rector.

Dacht' ich's doch, das Armenstudium also, ja ja, war vor Alter schon immer der Fall, doch gabs da noch christliche Leute, die zur Ehre Gottes jungen Leuten Stipendien ertheilten, heut zu Tage sind sie alle eingezogen. Wer ist denn sein Vater? sicher ein Pfarrer oder ein armer Bürger, der den Sohn in die lateinische Schule geschickt, und von einem armen Schulmeister über das schnelle Begreifen der Declinationen seines Sohnes unruhige Nächte und Erscheinungen erhalten hat, daß er nun meynte, er sähe ihn schon auf der Kanzel; die Herrn lassen immer mensa decliniren, und meynen, es sey damit geschehn, aber sie bedenken nicht, daß ein Tisch immer schneller dasteht, als eine Schüssel."

Um Vergebung, mein Vater war Pfarrer.

Nu ich sagt's ja, es ist ein Elend auf der Welt, hat der Vater gleich tausend Händel mit der bittersten Armuth gehabt, Weib und Kinder im Elend hinterlassen, so meynt die Frau Pfarrerinn, es sey eine Schande, ihre Kinder zu einer nützlichen und nährenden Handarbeit zu erziehen, und sammelt in der halben Welt Späne zu einer Kanzel; wen ihre Eitelkeit hinaufstellt, das kümmert sie wenig, wenn er nur des Vaters Uniform trägt.

Guter Junge! Du bist ja ganz niedergeschlagen; weine nicht, der alte Klug ist bey Gott ein ehrlicher Mann, aber es ging ihm sauer, blutsauer, und weil er auf Dornen gehen mußte, so hält ers für Sünde

andre darauf zu leiten, oder ihnen Wegzehrung zu geben."

Mancher Arme, Herr Klug, hat mehr Kopf, als der, dem das Glück ————

Das laß ich alles gelten, lieber Freund, aber es ist eben ein schlimmer Handel mit den Köpfen, man träumt oft Wunderdinge hinein, und kommt's zum Treffen, so ist nichts darinn, das den Aufwand verdiente; hab's mehr als einmal schon erlebt. Sieht er zum Beyspiel, da war des Schusters ältester Sohn, der blieb einige Tage festsitzen bey einer Grammatik, und der schwache Mann, der Conrector, kam dazu und sagte, er kannt' ihn vielleicht, es war ein Pietist: „Ei, ei, so wählt die Vorsehung ihre Werkzeuge aus, Du bist erkoren, mein Sohn, zum Dienste der Kirche Gottes, auszubreiten sein Reich."

Der Vater, der den Burschen in einigen Tagen in die Lehre nehmen wollte, ließ Drath und Ahle fallen, zog das Käppchen und faltete die Hände, und der Sohn war eingeweiht, ward mein Schüler, und alles Reden in den Vater, seinen, bloß für den Leisten geschaffenen, Sohn diesem nützlichen Berufe zu lassen, war vergebens, er mußte studieren; der Vater wendete alles an um Stipendia zu erhalten, und einige übel zusammengelesene theologische Phrasen waren der ganze Reichthum, den der junge Mann von der Universität brachte. Er war so geistlos, daß er einen dauerte, und das schlimmste dabey blieb immer das Beyspiel,

das die Einfalt der gemeinen Leute an dieser Erscheinung nahm. Ich konnt's nimmer ansehen, die Stadt ward überfüllt mit Leuten, die die ehrwürdigsten Aemter schändeten durch ihre Einfalt und geistige Trägheit, und ich nahm meinen Abschied, um nicht den geringsten Antheil an der Sünde zu haben, das Land der nüchternen Wahrheit mit diesen Massen zu drücken, die nichts als Brod suchen.

So ging's mit des Cantors Sohne; der junge Mensch war auf der Orgel Virtuose, und mit allen Gedanken beständig auf der Orgel; der mußte studieren, das that der Stolz, nichts anders. Er vertrieb denn seine Jahre auf der Universität, und als er heim kam, setzte man ihn als Rector hinaus, wo er ein Spott der Kinder ist. So wird das Land geplagt mit solchen Köpfen.

So war des Superintendenten ältester Sohn, den machte der Stand des Vaters, und, wie die Verwandschaft sich sagte, dessen Einfluß auf die Besetzung geistlicher Aemter, zum Theologen. Alle Stipendien wurden schon in der Schule für ihn in Beschlag genommen; man sagte sich Wunder von dem gelehrten Kopfe des Knaben, und ich bekam Streit mit dem Vater, da der Bursche in meine Klasse kam, und ich als ein Mann von Gewissen ihm rieth, einen so irdenen Kopf der Erde zu lassen, und um mit den Händen etwas Gutes zu erlernen, ihn zum Unterricht einer mechanischen Beschäftigung zu übergeben. — Er mußte

studieren, und ist nun einer der rohen Kriegsknechte, die Christum kreuzigen, so oft sie ihn verkündigen sollen."

Aber mein theuerster Herr Klug, muß es denn gerade lauter solche Köpfe geben?

„Das wäre schlimm, sehr schlimm, junger Freund! Doch gesetzt, Er wäre einer der bessern, hab' viel Gutes von ihm schon gehört, so bedenk Er ums Himmels willen die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen auch bessere Köpfe zu kämpfen haben, ehe sie zu Amt kommen! Jeder von den oben benannten hat nun seine Nummer aufhängen, sieht Er, wie die Nummern der Häuser, nach diesen verfährt man bey den Besetzungen, Er hat nun sechszehn Nummern vor sich, hat also, wenn ich wenig sage, einen Umkreis von zwölf Jahren zu machen, bis er, durch Mangel und Elend halb verzehrt, in ein Dörfchen als Pfarrer wandelt."

Es hat doch mancher sein Glück schon früher gemacht, es ging nicht jedem so hinderlich, Herr Klug, als Sie meynen.

Meinetwegen wohl, geh' Er, studier Er das Glück, 's halten's die jungen Leute für ein Compendium der schönen Wissenschaften, und finden ihre Gedichte und Träume gewöhnlich alle drinnen, aber die Klaglieder, Freund, beschließen immer diese Gedichte.

Sieht Er, ich möcht' Ihn gern glücklich wissen, ich mag ihn wohl leiden, Er hat für seine Jahre hüb-

sche Kenntnisse, hat einen guten Kopf, kann als Künstler in kurzer Zeit seinen Mann machen; ich will Ihn zu einem Herrn bringen, will Ihn unterstützen. Möcht' Er kein Tischler werden? hab' da hübsche Connexion, und will da für Ihn, wie für meinen Sohn sorgen."

Nein, nimmermehr, Herr Klug, ich würde ein schlechter Tischler werden, das weiß ich, aber eben so sehr bin ich ohne Eigenliebe überzeugt, daß ich dem Stande, den mein Kopf gewählt hat, keine Schande machen werde. Hat schon mancher ohne Unterstützung das Vaterland verlassen, und fand doch gute Menschen, die ihm forthalfen. Ich empfehle mich mein Herr Klug.

„Was will Er denn für eine Universität besuchen? wenn ich fragen darf." —

Halle, Herr Klug. Ich habe dort Hoffnung als Lehrer im Waisenhause fortzukommen.

„In Gottes Namen, wenn's nicht anders ist; hier hat Er ein kleines Geschenk, der Himmel helfe Ihm weiter!" —

Das Geschenk war klein; der Stolz des Jünglings fühlte das Lastende einer so traurigen Unterredung bitter, wollte Herrn Klug das Wenige verachtend zurückbringen, und besann sich wieder eines bessern. Herr Klug ließ ihn bitten, einen Brief an einen Bekannten mitzunehmen, und so ging's voll Hoffnung und Liebe zu den Wissenschaften an den Ort der Bestimmung.

Er war schon Monate da, und hatte unter Sorgen für seinen Unterhalt Herrn Klugs Brief ganz vergessen, weil es ihm anfangs ärgerte, wenn er an Herrn Klug und seinen Besuch dachte.

Die ihm versprochene Stelle im Waisenhause war nicht erledigt, der Verdienst mit Abschreibung reichte nicht hin, ihn auch nur dürftig zu ernähren; sein Eifer für seinen Beruf verglühte unter den Lasten des Mangels; alle Pläne, durch Unterricht sich etwas zu verdienen, scheiterten; ein Mann, dem er seine Noth klagte, sagte ihm offen: wer weder Geld noch Unterstützung habe, sollte nicht blind in die Welt laufen; sein Wirth verlangte Bezahlung, und traurig warf sich der Jüngling auf sein Lager und dachte wieder an Herrn Klug, und: wie Recht hattest du doch, erfahrner Mann, wär ich deinen Rathschlägen doch gefolgt! Das verachtete Gespräch ward ihm in seiner trüben Stimmung nun erst interessant.

Nun dacht' er auch an den vergessenen Brief, und beschloß, diesen Abend noch, ihn zu bestellen. Er hörte an eine dortige Buchhandlung, der Herr war abwesend, und bloß das daselbst befindliche Bücherlager hielt ihn auf, bis derselbe erschien.

Als er das Schreiben überreicht, wollte er gehn, und mußte bey Tische bleiben. Jetzt schon dankte der Jüngling dem alten ehrlichen Klug, er hoffte hier sicher Gelegenheit zu bekommen, sich etwas zu verdienen und thätiges Mitleid für seine Lage zu erwecken.

Man trank Herrn Klug zu Ehren, und erzählte viel von ihm; der Jüngling schilderte, bey Erwähnung der letztern Unterredung, seine Lage; alle zeigten Theilnahme, versprachen ihm Hülfe, und machten so diesen Abend zum fröhlichsten Abend seines Lebens.

Als er sich empfehlen wollte, überreichte ihm der Herr zweyhundert Thaler im Namen des Rector Klugs, empfahl ihm Wirthschaft und Eifer im Studieren, und gab ihm Hoffnung zu weiterer Unterstützung, wenn er, wie er ihm versprochen, als ein besserer Kopf sich zeigen würde, als die, die er in seiner Unterredung geschildert.

Der junge Mann hielt sein Versprechen, und Herr Klug hatte wahre Freude an ihm, nannte ihn Sohn, zog ihn endlich nach Haus, und machte ihn zum Erben seines Vermögens, mit der Bedingung, unabhängig zu leben, wie Herr Klug, und bey der Bitte angehender Theologen um Unterstützung immer mehr hart zu seyn als gefällig.

Es ist, sagte er kalt, keine Aufmunterung mehr; unterstützt man gemeine Köpfe, so versündigt man sich an der Religion, und macht ihre Bedürfnisse gemein; unterstützt man bessere Köpfe, so versündigt man sich an ihnen selbst, weil sie unter der schlechtern Sorte nicht aufkommen, bey all ihrer Thätigkeit ihre Tage verseufzen, und sicher so lange in dem Audienzzimmer der Hoffnung mit den übrigen den Dienst machen müssen, bis sie, wie die Klasse, zu der sie gehören, gemein werden.

Joh. Gottfr. Herder.

Licht und Liebe.

Im Anfange war alles wüst' und leer, ein kalter Meeresabgrund; die Elemente der Dinge lagen wild durch einander.

Da wehete Lebenshauch vom Munde des Ewigen, und brach des Eises Ketten, und regte wie eine brütende Taube die erwärmenden Mutterflügel sanft.

In dunkler Tiefe regte sich alles jetzt, aufringend zur Geburt. Da erschien der Erstgeborne, das sanft erfreuende Licht.

Das holde Licht, vereint mit der Mutterliebe, die über den Wassern schwebete; sie schwangen sich auf zum Himmel, und webten das goldene Blau; sie fuhren hinunter zur Tiefe, und füllten mit Leben sie an; sie trugen die Erde empor, einen Gottes-Altar, be-

streuend sie mit immer verjüngten Blumen; den kleinsten Staub beseelten sie.

Und als sie Meer und Tiefen und Luft und Erde mit Leben erfüllet hatten, da standen sie rathschlagend still und sprachen zu einander: „Lasset uns Menschen schaffen, unser Bild; ein Gleichniß deß, der Himmel und Erde durch Licht und Liebe schuf.“ Da fuhr Leben in den Staub; da strahlte Licht des Menschen göttliches Antlitz an, und Liebe wählete sein Herz zu ihrer stillen Wohnung.

Der ewige Vater sah's, und nannte die Schöpfung gut; denn alles füllte, alles durchdrang sein immerwirkend Licht und seine holde Tochter, die belebende Liebe selbst.

* * *

Waß murrst du, müßiger Weiser, und staunst die Welt wie ein dunkles Chaos an? Das Chaos ist geordnet; ordne du dich selbst. Im wirkenden Leben nur ist Menschenfreude; in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit.

Sonne und Mond.

Tochter der Schönheit, hüthe vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt, er hat

die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

* * *

Vom Rathe des Ewigen ging die schaffende Stimme aus: „Zwey Lichter sollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit.“

Er sprach's; es ward. Auf ging die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn: so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt; die Erde jauchzete; ihr dufteten die Kräuter; die Blumen schmückten sich. —

Neidend stand das andere Licht, und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. Was sollen, sprach sie murrend bey sich selbst, zwey Fürsten auf Einem Throne? Warum muß ich die zweyte und nicht die erste seyn?“ —

Und plötzlich schwand, vom innern Grame verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft, und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Todte bleich stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen, und weinte: „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich!“

Und Gottes Engel stand vor der Finstern da; er sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „Weil du

das Licht der Sonne beneidet hast, Unglückliche, so wirst du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt: so stehest du, halb oder ganz, verfinstert da, wie jetzt.

Doch, Kind des Irrthums, weine nicht. Der Erbarmende hat dir deinen Fehl verzieh'n, und ihn in Wohl verwandelt. Geh', sprach er, sprich der Reuenden tröstend zu, auch sie in ihrem Glanze sey Königinn. Die Thränen ihrer Reue werden ein Balsam seyn, der alles Lechzende erquickt, der das vom Sonnenstrahle Ermattete mit neuer Kraft belebet."

Getröstet wandte sich Luna, und siehe, da umfloß sie jener Glanz, in welchem sie jetzt noch glänzt; sie trat ihn an, den stillen Gang, den sie jetzt noch geht, die Königinn der Nacht, die Führerinn der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidend jeder Thräne, sucht sie, wen sie erquicke; sie suchet, wen sie tröste.

* * *

Tochter der Schönheit, hüthe vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt; er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

Der Afrikanische Rechtsspruch.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegene goldreiche Provinz von Afrika; die Einwohner

gingen ihm entgegen, und brachten ihm Schalen dar, voll goldener Aepfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bey euch?“ sprach Alexander; „ich bin nicht gekommen, eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen.“ Da führeten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu, und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wieder nehmen. Sprich ihm zu, o König, denn es ist das Seine.“

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Ortes, antwortete: Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten; und Ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft nebst allem, was darin ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König!“

Der König fragte dem Ersten, ob er einen Sohn habe? Er antwortete: Ja. Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe? und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan,“ sprach der König, „ihr seyd beyde rechtschaffene Leute: verheirathet eure Kinder unter einander, und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitgabe; das ist meine Entscheidung.“

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet?“ sprach der König des

fernen Landes, „daß Du also erstaunest?“ — „Mit nichten,“ antwortete Alexander, „aber in unserm Lande würde man anders richten.“ — „Und wie denn?“ fragte der Afrikanische König. — „Beyde Streitende,“ sprach Alexander, „verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königes.“

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheinet denn bey euch auch die Sonne? und lässet der Himmel noch auf euch regnen?“ Alexander antwortete: „Ja.“ — „So muß es,“ fuhr er fort, „der unschuldigen Thiere wegen seyn, die in eurem Lande leben; denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen.“

Der Ueberwinder der Welt.

Im fernsten Indien kam Alexander der Große an einen Strom des Paradieses. Er trank von seinem erquickenden Wasser, und labte sich sehr, er wusch darin sein Antlitz, und schien verjüngt; er verfolgte den Strom durch ferne Wüsten, und kam an die Pforte des Paradieses. „Thut mir auf,“ sprach er, „denn ich bin der Ueberwinder der Welt, der König der Erde.“ Aber ihm ward zur Antwort: „Du bist mit Blut befleckt, weiche! dieß ist die heilige Pforte, wo nur die Gerechten hinein gehen.“

„So gebt mir," rief der König, „wenigstens ein Andenken, daß ich hier gewesen;" und man reichte ihm einen Todtenschedel.

Unwillig nahm er denselben; der Schedel in seinen Händen ward immer schwerer, daß er ihn nicht mehr tragen konnte, ja daß ihn zuletzt alles Gold seiner Eroberung, die Schätze Persiens und des Indus nicht aufzuwiegen vermochten. Bekümmert rief er einen Weisen, und fragte ihn, was das bedeute? „Das Menschenhaupt bist Du," antwortete der Weise. „So lange deine Augen offen stehen, kannst du nicht gesättiget werden mit Gold und Silber; aber siehe! hier streue ich Staub auf den Schedel, und bedecke ihn mit einer Hand voll Erde: der Todtenschedel wird leicht werden, wie jeder andere Schedel." Er that's, und es geschah.

Und bald ward der Spruch erfüllet. Alexander zog zurück mit seinem Heer, und starb in Babel. Sein Reich zerfiel, und des Ueberwinders Haupt lag da, wie ein anderer Schedel.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sich selbst. „Mich hat der Herr gepflanzt," so sprach die erhabene Ceder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Dauer und Stärke

hat er in mir vereint." — „Jehovah's Huld hat mich zum Segen gesetzt," so sprach der umschattende Palmbaum; „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Paradieses." Und die Myrte sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter meinen Geschwistern, dem niedrigen Gesträuch." So rühmten alle, der Oehl- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich. —

Der einzige Weinstock schwieg, und sank zu Boden. „Mir, sprach er zu sich selbst, schein alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Frucht; aber so, wie ich bin, will ich noch hoffen und warten." Er sank danieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe, da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank, und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er es auf, und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluht der Sonne durchdrang ihre harten grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigete bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund. Die stolzen Bäume beneideten jetzt die schwanke Ranke; denn

viele von ihnen standen schon entfruchtet da, er aber freuete sich seiner schlanken Gestalt und seiner harrenden Hoffnung.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des Menschen Herz, und hebt empor den niedergesunkenen Muth, und erquicket den Betrübten.

* * *

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert Begeisterung und Entzückung.

Die Schlange.

„Was hast du davon," sprach der Mensch zur Schlange, „daß du unser Geschlecht verwundest, da du doch die bösen Folgen deines Zahns kennst? Du stichst meine Ferse; und schnell brennt das Gift durch alle meine Adern."

„Fragest du mich darüber?" antwortete die Schlange. „Frage die Afterredner, die bösen Verläumder deines Geschlechts darum, was denn sie für Lohn haben? Das kleinste Glied deines guten Namens verwunden sie; und dein ganzes Glück leidet. Sie züngeln und zischen zu Rom; und in Syrien thut man dir Qual an."

Drey Freunde.

Traue keinem Freunde, wenn du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahles giebt es mehrere derselben als an der Thür' des Kerkers.

Ein Mann hatte drey Freunde; zwey derselben liebete er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklaget war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen, und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet."

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen anderer Geschäfte. Der zweyte begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich, und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn, und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn los ließ und beschenkte.

* * *

Drey Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verlässet ihn zuerst, und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am

meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn, und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Der Tag vor dem Tode.

Ein Weiser spricht: „Thue Buße einen Tag vor deinem Tode.“ Welcher ist dieser Tag, und wer weiß, wenn er sterben werde?

Ein König lud seine Knechte zu einer großen Mahlzeit ein, sagte ihnen aber nicht die Stunde, wenn die Mahlzeit seyn würde. Die Klugen bereiteten und schmückten sich; denn sie sprachen: „es gebricht nichts in des Königs Hause; jeden Augenblick kann die Mahlzeit bereitet seyn, daß wir gerufen werden.“ Die Narren aber unter den Knechten zerstreueten sich und sagten: „es ist noch lange hin, und ehe der Ruf geschieht, haben wir Zeit genug, uns zuzuschicken und anzukleiden.“

Plötzlich geschah der Ruf; die Geschmückten gingen zum Feste; die Narren wurden zurückgewiesen. Sie hatten die Ehre sich selbst geraubet.

* * *

Salomo sagt: „Laß deine Kleider immer weiß seyn!“ Auch deine Sterbekleider sind weiß; bereite dich und kleide dich in sie täglich. Sey weise Einen Tag vor deinem Tode!

Krummacher.

Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupte in den Strahlen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die dunkeln Globen seines Angesichtes, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf, und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet! Aus dir strömet ewige Fülle, Leben und Wärme, und nie versiegt deine Kraft! Wie groß muß Der seyn, der dich gebildet hat!

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden; deshalb begann

er, und fragte: Wie kannst du das Gestirn des Tages bewundern, und siehest es doch nicht?

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt, und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, nahm ich sie in meine Seele auf! Jedes Gefühl ihrer Nähe läßt sie in mir selbst aufgehen, und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie alles, was ihr täglich sehet, mit leiblichen Augen.

Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte.

Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und werth. Als aber nun der Frühling wieder in das Land kam, und die Gebüsche sich belaubten: da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und bauete sein Nest, und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermahls in die Wohnung des Landmanns, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber, sammt seinen Kindern, freueten sich sehr, als sie die beyden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten!

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe.

Der Hollunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen beyden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermocht' es nicht. Denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein, lehnte sich keck darauf, und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaumes, und indem der Knabe über dem Bach schwebte, brach der Stab mitten entzwey, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen brauseten und schlugen über ihn zusammen.

Dieses sah ein Hirt von ferne, und lief hinzu, und erhob ein Geschrey. Aber der Knabe blies das Wasser von sich, und schwamm lachend an das Ufer. —

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: Ihr scheint euren Sohn wohl manches gelehrt zu haben, aber eins habt ihr vergessen. Warum habt ihr ihn nicht auch gewöhnt, das Innere zu erforschen, bevor er dem Zutrauen das Herz öffnet? Hatt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde der täuschenden Rinde nicht getraut haben! —

Freund! erwiederte der Jäger, ich habe sein Auge geschärft, und seine Kraft geübt, — und so kann ich ihn der Erfahrung anvertrauen. Das Mißtrauen mag ihn, wenn es seyn muß, die Zeit lehren. Aber er selbst wird auch in der Versuchung aufrecht beharren. Denn sein Aug' ist hell, und seine Kraft geübt.

Der Edelstein.

Ein roher Edelstein lag in dem Staube, zwischen vielen gemeinen unedlen Steinen verborgen, viele Jahre lang. Mancher wandelte vorüber, oder trat ihn unter den Fuß, ohne ihn aufzuheben. Also verbarg sich sein Glanz vor dem Auge des Wanderers. Denn das Schöne dringt sich nicht auf, sondern erscheinet in Einfalt.

Endlich kam ein Freund der Natur in diese Gegend. Er suchte Blumen und Insekten, und fand den Edelstein. Lächelnd beschaute er den Stein und sagte: Du bist doch immer gütig gegen deinen Verehrer, holde Mutter Natur! Findet er nicht, was er mit Liebe und regem Wahrheitssinn suchte, so findet er doch gewiß einiges, was auch des Suchens wohl werth war. —

Er nahm den Stein mit sich nach Hause. Aber, sagt' er, du rohes Kind der Natur — wie beginn' ich es nun, um dich auszubilden? Wie nehm' ich dir die gröbere Hülle, die deinen Glanz verbirgt? — — Doch, wie sollte das Edle anders als durch das Edle gebildet werden können? Er schliff den Diamant mit Diamantenstaub. Unvergleichlich strahlte sein Glanz, und sein Ruhm erscholl im Lande.

Darauf nahm der weise Freund der Natur den veredelten Stein, und brachte ihn dem guten, geliebten Fürsten des Landes, und sprach: Ich fand dieses edelste Erzeugniß der Natur, ich bildete es zu seinem Glanz, und jetzt weyh' ich es dem Ersten des Landes, auf daß der Edelstein seine Krone schmücke! denn er ist zum höchsten Schmuck fürstlicher Kronen ersehen.

Der Fürst aber fragte: Welches ist denn der höchste Schmuck des fürstlichen Thrones? — Der

weise Mann antwortete; Was der Edelstein seiner Krone ist, das ist ein Kreis der edelsten Menschen dem Throne, den sie umgeben, und dem Fürsten, der sie ehret. —

Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmal. Deshalb wunderten und freueren sin sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Flaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben und eine erhielt die Mutter.

Am Abend als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?

Herrlich, lieber Vater, sagte der Aelteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen.

Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch und für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt! —

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, und den Stein fortgeworfen, rief der Jüngste, und die

Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß, und zerschmilzt einem im Munde. —

Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweyte Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meinen Pfirsich hab' ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf, und sagte; Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens, und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest! —

Und du, Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meinen Pfirsich dem Sohn unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab' ich ihn ihm auf das Bette gelegt, und bin weggegangen. —

Nun, sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seinem Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle drey: Das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thrän' im Auge.

Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannigfaltiger Weisheit und in der Kunst des Saitenspiels und des Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling, Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dazu der Ton seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Weisheit und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt' er sich verständiger denn sieben Weise, und gebehrdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte der Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor andern, weil er voll Geistes war, und von schöner Gestalt. Deshalb sagte

Samuel: „Der Geist Gottes hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen. Aber er verdirbt es selber.“

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge, in einen Weinberg, der da lieget unfern Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme, und sprach: Adoniah, was siehest du? Und Adoniah sprach: ich sehe einen Weinberg, und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks, der sich in die Ferne verbreitet!

Da sprach Samuel: Tritt hinzu, und beschaue die Blüthe des Weinstocks!

Und der Jüngling trat hinzu, beschauete und sprach: Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe, und demüthig von Gestalt. —

Da antwortete Samuel, und sprach: Und dennoch bringet es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuen, daß sie schön werde. Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit seiner Blüthe, ehe es die köstliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend!

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuels zu Herzen, und ging von nun an einher voll stillen und sanftmüthigen Geistes.

Da liebten die Menschen Adoniah und sprachen: „Der Geist Gottes ist über den Jüngling kommen!“

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann, wie der Hirt von Thekoah, und wie Jesaiah, der Sohn Amoz, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel.

Salomo und Nathan.

Nathan, der weise Lehrer des Jünglings Salomo, war sehr bekümmert um seinen Zögling, und trauerte in seinem Herzen. Denn Salomo liebte den Wein über die Maßen, und gesellete sich zu bösen Buben, und trank mit ihnen, also daß er trunken ward, und sein Herz verkehrte Dinge redete. Darüber trauerte Nathan, denn er kannte die edlen Anlagen des Jünglings, und wußte, daß er einst dem Volke vorstehen sollte.

Aber Salomo vergaß die Lehren des göttlichen Propheten, und verlebte Tage und Nächte im Taumel.

Da trat eines Morgens ein Bote zu ihm, und sprach: Siehe, ich ging vor dem Weinberg meines Herrn des Königs vorbey; da sah ich einen Knaben, der riß mit gewaltsamer Hand die Reben von ihren Stützen, zerraufte das Laub, und warf den Weinstock zur Erde, und trat die köstlichen Trauben mit seinem Fuß in den Staub. —

Da ergrimmte Salomo, der Jüngling, in seinem Geist, nahm sein Schwerdt, und lief in den Weinberg des Königs, und rief: Mit seinem Blut soll er den schändlichen Frevel büßen, daß er die köstliche Frucht zernichtet!

So rief er in dem Grimme seines Herzens. Da trat Nathan ihm entgegen, und fragte den Jüngling: Wem zürnest du also mit dem Schwerdt in der Hand?

Salomo aber erzählte dem weisen Nathan die Bothschaft, die ihm zu Ohren gekommen, von dem Verwüster des Weinbergs.

Da sprach Nathan: Und darüber zürnest du, und dein Antlitz ist, wie der Blick des jungen Löwen? — —

Salomo aber antwortete und sprach: Sollte ich nicht den Frevel bestrafen, der die herrlichste Gabe der Natur ihrer Zierde beraubt, und die Frucht in den Staub tritt, die der Himmel zur Freude der Menschen bereitet?

Da sagte Nathan mit gerührtem Herzen: Ach! Lemuel, stecke dein Schwerdt in die Scheide! Ich war es, der dir den Boten sendete. Dem Weinberg ist kein Leides wiederfahren. Aber zu Salomo blickt das Volk, wie zu einem blühenden Weinstock, und erwartet Freude und Segen von ihm; — und Salomo vernichtet in sich selber das Schönste, was ihm Gott verlieh, und verkehret die Weisheit seines Herzens durch Unmäßigkeit! Wirst du denn noch ferner seyn wie Einer, der mitten im Meere

schläft, und wie ein Mann, der oben auf dem Mastbaum schlummert?

So sprach der weise Lehrer des Jünglings, und Salomo schlug in sich, und wenn er den Wein ansah, wie er im Glase so schön stehet, gedachte er des Weinstocks, den der Ruchlose in den Staub warf, und er ließ ab von seiner vorigen Weise. Darum verlieh ihm Gott Weisheit und Verstand.

Der Mann auf Carmel.

In einem Dörflein am Berge Carmel lebte ein weiser Mann, dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und der Heilung verliehen. Er ging in jegliche Wohnung, wo ein Kranker danieder lag, und heilte ihn von seinem Uebel; oder er tröstete oder erquickte den Sterbenden mit holdseliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. — Denn er kannte die Kräfte heilsamer Kräuter, und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war, näher dem Jünglinge. Deshalb liebten ihn alle Menschen, und baten ihn, einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte seinen Namen weit umher.

Aber siehe! es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Carmel, und in die Gegend umher, und die Menschen erkrankten, und

viele starben. Denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker danieder lag, sendete man zu ihm, daß er heilen möchte und trösten, bey Tag und bey Nacht.

Da ermattete sein Leib, und seine Seele ward betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war, als die Kraft der heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes blühendes Leben.

Denn die Wiederkehr des Mißlingens erzeuget in dem Herzen des emporstrebenden Mannes leichtlich den Mißmuth.

Da führte ihn sein Geist auf das Gebirge Carmel, und er zweifelte in sich selber, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte, den Siechen zum Trost und zur Labung.

So ging er hinaus, und sprach in seinem Herzen: die Natur war von Jugend auf meine Lehrerinn. Sie soll auch jetzt mich unterweisen! — —

Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüthe sich erhob, denn Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Da sprach er: Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft nur sich selber, und öffnet ihren Kelch dem Strahl der Sonne und dem sanften Winde, der von Abend her über das Meer kömmt. Was mag der Mensch mehr thun, als, unbekümmert um Andre, sich in sich selber vollenden? —

Ich will auf Carmel bleiben, und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziel, unmerkbar und sanft, wie die Blume verwelke.

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. — Er aber schauete ihn an, und sprach: Nein du lehrest mich ein anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und zu den Palläſten will ich eilen, um da von meiner Weisheit die süße Frucht der Luſt und Freude zu erndten! So wie über der herrlichen Blume der Schmetterling, so soll über meiner Kunſt mein Leben sich ausbreiten!

So sprach er, und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Zu schwer beladen mit dem zarten Blüthenstaub, hatte sie mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. —

Er sah es, und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Thierchens, — und der Purpur der Schamröthe erfüllte seine Wangen. Heiliger Geiſt der Natur, rief er, verzeyhe meinem Unmuth und meiner Thorheit! Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre, ein treuer Zögling, zu dir, und meinem heiligen Berufe zurück!

Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges, und kehrte mit heiterm Antlitz in das Dörflein, und in die Hütten der Leidenden zurück.

Polykarpus.

Der vortreffliche Polykarpus, Bischof zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlassen, und sich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühle ward, ging er hinaus unter die Schatten der herrlichen Bäume, die vor dem ländlichen Hause standen. Hier fand er Crescens unter einem Eichbaum, und er stützte sein Haupt auf seine Hand, und weinte. —

Da trat der Greis hinzu, und sprach: Mein Sohn, was weinest du? — Crescens aber erhob sein Haupt und sprach: Wie sollt' ich nicht trauern und weinen? Ich gedenke des göttlichen Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter versammeln sich um dasselbe, und werden es zerstören in seiner Jugend. — Manche Bekenner sind schon abgefallen, und haben es verläugnet und verlästert, und dadurch bewiesen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Munde, obwohl ihr Herz ferne davon ist. Dieses erfüllt meine Seele mit Trauern, und meine Augen mit Thränen. — Also sagte Crescens.

Da antwortete Polykarpus lächelnd, und sprach: Mein lieber Sohn, das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde, und ging davon. Und der Keim sproßete, und ging auf unter dem Unkraut, und den Dornen, und erhob sein Haupt über sie, und die Dornen erstarben von selber. Denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie. Der Baum aber wuchs, und die Winde brauseten um ihn her, und erschütterten ihn. — Desto tiefer schlugen seine Wurzeln in die Erde, und umfaßten die Felsen des Erdreichs in der Tiefe, und seine Zweige ragten gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward, und seine Schatten sich weithin verbreiteten, da wuchsen die Dornen und das Unkraut wiederum empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in seiner Höhe, und stand da in stiller und ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes! —

So sprach der unvergleichliche Bischof, und schwieg. Darauf reicht' er seinem Jünger die Hand, und sagte lächelnd: Was kümmert dich, wenn du zu seinem Gipfel emporschaust, das Unkräutlein, das um seine Wurzel kreucht! Ueberlaß dies dem, der ihn gepflanzt hat! —

Da erhob sich Crescens, und seine Seele ward heiter. Denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber sein Geist und sein Antlitz war, wie eines Jünglings.

Tod und Schlaf.

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todesengel die Erde. Es war Abend. Sie lagerten sich auf einem Hügel, nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmüthige Stille waltete rings umher, und das Abendglöckchen im fernen Dörflein verstummte.

Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beyden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahete die Nacht.

Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem bemosten Lager, und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörnlein. Die Abendwinde trugen sie zu den stillen Wohnungen des müden Landmanns. Nun umfieng der süße Schlaf die Bewohner der ländlichen Hütten, vom Greise, der am Stabe geht, bis zu dem Säugling in der Wiege. Der Kranke vergaß seiner Schmerzen, der Trauernde seines Kummers, die Armuth ihrer Sorgen. Aller Augen schlossen sich. —

Jetzt, nach vollendetem Geschäft legte sich der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsteren Bruder hin. Wenn die Morgenröthe erwacht, rief er mit fröhlicher Unschuld, dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter! O es ist so süß, ungesehen und heimlich wohlzuthun! Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten Geistes! Wie schön unser stiller Beruf! —

So sprach der freundliche Engel des Schlummers.

Ihn sah der Todesengel mit stiller Wehmuth an, und eine Thräne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes, dunkeles Auge. Ach, sprach er, daß ich nicht, wie du, des fröhlichen Dankes mich freuen kann! Mich nennet die Erde ihren Feind und Freudenstörer! — —

O mein Bruder, erwiederte der Engel des Schlafes, wird nicht auch beym Erwachen der Gute in dir seinen Freund und Wohlthäter erkennen, und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder, und Boten eines Vaters? —

So sprach er. Da glänzte das Auge des Todesengels, und zärtlicher umfingen sich die brüderlichen Genien.

Jean Paul Fr. Richter.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war als er. Denn sein Grab stand nahe bey ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht,

in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen, und finsterer, schwüler Dämpfe.

Ach die Schlangen hingen um seine Brust, und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich," sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er

sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jugend kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee: — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!“

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, schöne Jugend; — so würde sie nicht wiederkommen! —

Der Wald.

Joh. August Musäus.

Stumme Liebe.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, Melchior von Bremen genannt, der sich immer hohnlächelnd den Bart strich, wenn vom reichen Mann im Evangelium gepredigt wurde, denn er, im Vergleich mit sich, nur für einen kleinen Krämer schätzte. Er hatte des Geldes so viel, daß er seinen Speisesaal mit harten Thalern pflastern ließ. In jenen frugalen Zeiten herrschte dennoch, so gut als in den unsrigen, ein gewisser Luxus, nur mit dem Unterschiede, daß er bei den Vätern mehr als bei den Enkeln aufs Solide gestellt war. Ob ihm diese Hoffart gleich, von seinen Mitbürgern und Konsorten, sehr verarget und für eine Prahlerei ausgedeutet wurde: so wars damit doch mehr auf kaufmännische Spekulation, als Aufschneiderei angesehen. Der

schlaue Bremer merkte wohl, daß die Neider und Tadler dieser scheinbaren Eitelkeit nur den Ruf seines Reichthums ausbreiten und seinen Kredit dadurch mehren würden. Er erreichte diese Absicht vollkommen: das todte Capital von alten Thalern, das so weislich im Speisesaal zur Schau ausgestellet war, brachte hundertfältige Zinsen durch die stillschweigende Bürgschaft, die es in allen Handelsgeschäften für die Valuta leistete; aber endlich wurde es doch eine Klippe, woran die Wohlfarth des Hauses scheiterte.

Melchior von Bremen starb auf einen jähen Trunk bei einem Quabbenschmauße, ohne daß er Zeit hatte sein Haus zu bestellen, und hinterließ all sein Haab und Gut einem einzigen Sohne im blühenden Jünglingsalter, der eben die Jahre erreicht hatte, die väterliche Erbschaft gesetzmäßig anzutreten. Franz Melchiorson war ein herrlicher Junge, und hatte von der Natur die besten Anlagen empfangen. Sein Körper war regelmäßig gebauet, dabei fest und kernhaft; seine Gemüthsart heiter und jovialisch, als wenn geräuchert Ochsenfleisch und alter Franzwein auf seine Existenz Einfluß gehabt hätten. Auf seinen Wangen blühte Gesundheit, und aus den braunen Augen schaute Behäglichkeit und froher Jugendsinn hervor. Er glich einer markigen Pflanze, die nur Wasser und ein magres Erdreich bedarf, um wohl zu gedeihen; in allzufettem Boden aber geilen Ueberwuchs treibt, ohne Frucht und Genuß. Der väterliche Nachlaß

war, wie es oft der Fall ist, des Sohnes Verderben. Kaum hatte er das Vergnügen empfunden, Besitzer eines großen Vermögens zu seyn, und damit nach Belieben schalten zu können: so suchte er sich dessen, nicht anders als einer drückenden Bürde, zu entledigen, spielte den reichen Mann im Evangelium im Wortverstande, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Kein Gastmahl am Hofe des Bischofs kam den seinigen gleich an Pracht und Ueberfluß, und so lange die Stadt Bremen steht, wird solch ein Ochsenfest nicht wieder erlebt, als er jährlich zu begehen pflegte: an jeden Bürger in der Stadt spendete er einen Krüselbraten aus und ein Krüglein spanischen Wein. Davor ließ die ganze Stadt den Sohn des Alten hochleben, und Franz war der Held des Tages.

Bei diesem fortwährenden Taumel von Schwelgerei wurde an keine Bilanzrechnung gedacht, die ehemals das Vademekum der Handelsleute war, jetzt aber immer mehr außer Brauch kommt, daher das Zünglein der merkantilischen Waage sich oft, mit magnetischer Kraft, zum Falliment neiget. Einige Jahre verliefen, ohne daß der verschwenderische Gauch eine Abnahme seiner Renten spürte; denn bei des Vaters Hinscheiden waren Kisten und Kasten voll. Die gefräßige Schaar der Tischfreunde, das luftige Völklein der lustigen Brüder, die Spieler, Lungerer, und alle, die von dem verlohrnen Sohn Nutz und Gewinn hatten, sahen sich wohl vor, ihn zu einiger Besonnenheit

kommen zu lassen; sie rissen ihn von einem Vergnügen zum andern fort, und erhielten ihn immer in Athem, damit nicht ein nüchterner Augenblick die Vernunft aufwecken, und ihren räuberischen Klauen die Beute entführen möchte.

Aber plötzlich versiegte das Brünnlein des Wohllebens; die Tonnen Goldes aus dem väterlichen Nachlaß waren abgezapft bis auf den Hefen. Franz kommandirte eines Tages eine große Zahlung, der Kassirer war außer Stand, die Ordre seines Herrn zu honoriren und gab sie mit Protest zurück. Das fuhr dem jungen Schlemmer mächtig vor die Stirn, doch fühlte er nur Verdruß und Unwillen über seinen widerspenstigen Diener, dem er allein, keinesweges aber seiner eignen übeln Wirthschaft, die Unordnung in seinen Finanzen beimaß. Er gab sich auch keine weitere Mühe, die Ursache davon zu ergründen, sondern, nachdem er zu der gewöhnlichen Litanei des Unsinns seine Zuflucht genommen und einige Dutzend Flüche abgedonnert hatte, ließ er an den achselzuckenden Haushalter den lakonischen Befehl ergehen: schaff Rath.

Die Geldmäkler, die Wucherer und Wechsler wurden nun in Thätigkeit gesetzt. Gegen hohe Zinsen flossen im Kurzen wieder große Summen in die ledigen Kassen: der Saal mit harten Thalern gepflastert galt damals, in den Augen der Gläubiger mehr, als in unsern Tagen ein offener Kreditbrief des amerikanischen

Generalkongresses, oder aller dreizehn vereinigten Staaten. Das Palliativ leistete eine Zeitlang gute Dienste; doch unter der Hand breitete sich das Gerücht in der Stadt aus, das silberne Pflaster im Speisesaale sey in aller Stille aufgehoben und mit einem steinernen vertauscht worden. Die Sache wurde von Stund an, auf Verlangen der Darleiher, gerichtlich untersucht und in der That also befunden. Nun war nicht zu läugnen, daß ein Pflaster von buntfarbigem Marmor. à la mosaique, sich in einem Speisesaal ungleich besser ausnahm, als die verblichenen alten Thaler; allein die Gläubiger respektirten den feinen Geschmack des Eigenthümers so wenig, daß sie ohne Verzug ihre Zahlung forderten, und da diese nicht erfolgte, wurde der Konkursprozeß eröffnet, das väterliche Haus nebst allen annexis, Vorrathshäusern, Gärten, Feldgütern, auch allen Mobilien, bei brennender Kerze versteigert, und der Besitzer, der sich zur Nothwehr mit einigen rechtlichen Schikanen noch verbollwerkt hatte, judizialiter exmittirt.

Jetzt wars zu spät über seine Unbesonnenheit zu philosophiren, da die vernünftigsten Betrachtungen nichts bessern und die heilsamsten Entschließungen den Schaden nicht mehr heilen konnten. Nach der Denkungsart unsers verfeinerten Zeitalters hätte nun der Held mit Würde von der Bühne abtreten, seine Existenz auf irgend eine Art vernichten, die große Reise in die weite Welt antreten oder sich entgurgeln müssen, da

er in seiner Vaterstadt nicht mehr, als ein Mann von Ehre, leben konnte. Franz that indessen weder das eine noch das andere. Das qu' en dira-t-on? welches die gallische Sittlichkeit, als Zaum und Gebiß für Thorheit und Unbesonnenheit, erfunden hat, war dem zügellosen Wicht bei seinem Wohlstand nicht eingefallen, und sein Gefühlssinn war noch nicht fein genug, die Schande seiner muthwilligen Verschwendung zu empfinden. Es war ihm wie einem berauschten Zecher zu Muthe, der eben aus dem Weintaumel wieder erwacht, und sich nicht zu besinnen weiß, was mit ihm vorgegangen ist. Er lebte nach der Weise verunglückter Verschwender, schämte sich nicht und grämte sich nicht. Zum Glück hatte er noch einige Reliquien aus dem Familienschmucke vom Schiffbruch geborgen, die ihn noch eine Zeitlang vor drückendem Mangel schützten.

Er bezog ein Quartier in einem abgelegenen Gäßgen, in welches die Sonne das ganze Jahr nicht schien, außer in den längsten Tagen, wenn sie ein wenig über die hohen Dächer blickte. Hier fand er, für seine jetzt sehr eingeschränkte Bedürfnisse, alles was er brauchte: die frugale Küche des Wirths schützte ihn vor Hunger, der Ofen vor Kälte, das Dach vor den Regen, die vier Wände vor dem Wind; nur gegen die peinliche Langweile wußte er weder Rath noch Zuflucht. Das lockere Gesindel der Schmarotzer war mit dem Wohlstande davon geflohn, und von seinen

ehemaligen Freunden kannte ihn keiner mehr. Die Lektür war damals noch kein Zeitbedürfniß, man verstand sich noch nicht auf die Kunst, mit den hirnlosen Spielen der Phantasie, die gewöhnlich in den seichtesten Köpfen der Nation spuken, die Zeit zu tödten. Es gab keine empfindsamen, pädagogischen, psychologischen, komischen, Volks- und Hexenromane; keine Robinsonaden, keine Familien- noch Klostergeschichten, keine Plimplamplasko's, keine Kackerlacks, und die ganze fade Rosenthalsche Sippschaft hatte ihren Höckenweibermund noch nicht aufgethan, die Geduld des ehrsamen Publikums mit ihren Armseligkeiten zu ermüden. Aber doch tummelten die Ritter sich schon wacker auf der Stechbahn herum, Dietrich von Bern, Hildebrand, der gehörnte Sigfried, der starke Rennewart, gingen auf die Drachen- und Lindwurmsjagd, und erlegten Riesen und Zwerge von zwölf Mannsstärke. Der ehrwürdige Theuerdank war das höchste Ideal von deutscher Art und Kunst, und damals das neueste Produkt des vaterländischen Witzes, doch nur für die schönen Geister, Dichter und Denker seines Jahrhunderts. Franz gehörte zu keiner von diesen Klassen, daher wußte er sich mit nichts zu beschäftigen, als daß er seine Laute stimmte und zuweilen darauf klimperte, hiernächst zur Abwechselung aus dem Fenster schaute und Wetterbeobachtungen anstellte, aus welchen sich gleichwohl so wenig ein Resultat ergab, als aus der verlohrnen Mühe unsrer windsüchtigen Meteorologen. Sein Beobachtungsgeist bekam indessen bald

eine andere Nahrung, wodurch der leere Raum in Kopf und Herzen auf einmal ausgefüllet wurde.

In dem engen Gäßgen, seinem Fenster gerade gegenüber, wohnte eine ehrbare Matrone, die auf Hoffnung beßrer Zeiten, sich kümmerlich vom langen Faden nährte, den sie nebst einer wunderschönen Tochter durch die Spindel gewann. Sie zogen denselben tagtäglich so lang aus, daß sie die ganze Stadt Bremen, mit Wall und Graben und alle Vorstädte, leicht damit hätten umspannen mögen. Die beiden Spinnerinnen waren eigentlich nicht für die Spindel gebohren, sie waren von gutem Herkommen, und lebten ehedem in behäglichen Wohlstande. Der schönen Meta Vater hatte ein eigenes Schiff auf der See, das er selbst befrachtete und damit jährlich nach Antwerpen fuhr: aber ein schwerer Sturm begrub das Schiff mit Mann und Maus und einer reichen Ladung in den Abgrund des Meeres, als Meta noch nicht ihre Kinderjahre zurückgelegt hatte. Die Mutter, eine verständige gesetzte Frau, ertrug den Verlust ihres Gatten und des sämmtlichen Vermögens mit weiser Standhaftigkeit, entschlug sich, aus edlem Stolze, bei ihrer Dürftigkeit, aller Unterstützungen des wohlthätigen Mitleids ihrer Freunde und Anverwandschaft, die sie für schimpfliche Almosen hielt, so lange sie noch in ihrer eignen Thätigkeit Mittel zu finden glaubte, durch ihrer Hände Fleiß sich zu ernähren. Sie überließ ihr großes Haus und all das köstliche Geräthe darin den harten Gläu-

bigern ihres verunglückten Mannes, bezog eine kleine Wohnung im engen Gäßgen, und spann vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht, ob ihr dieser Brodterwerb gleich schwer eingieng, und sie den Faden oft mit heißen Thränen netzte. Dennoch erreichte sie durch diese Emsigkeit den Endzweck von niemand abzuhangen, und keinem Menschen einige Verbindlichkeit schuldig zu seyn. In der Folge lehrte sie die heranwachsende Tochter zu gleicher Beschäftigung an, und lebte so genau, daß sie von ihrem Erwerb noch einen Sparpfennig zurück legte, den sie anwendete, nebenher einen kleinen Flachshandel zu treiben.

Sie vermeinte jedoch keinesweges, in diesem dürftigen Zustande ihr Leben zu beschließen, vielmehr stärkte die wackre Frau ihren Muth mit günstigen Aussichten in die Zukunft, hoffte dereinst wieder in eine behägliche Lage zu kommen und in dem Herbste des Lebens auch noch ihren Weibersommer zu genießen. Diese Hoffnung gründete sich nicht so ganz auf leere Träume der Phantasie, sondern auf eine plannäßige und vernünftige Erwartung. Sie sah ihre Tochter wie eine Frühlingsrose aufblühen, dabei war sie tugendlich und sittsam, und mit so schönen Anlagen des Geistes und Herzens begabt, daß die Mutter Freude und Trost an ihr empfand, und sich den Bissen aus dem Munde absparte, um nichts an einer anständigen Erziehung mangeln zu lassen. Denn sie glaubte, wenn ein Mädchen der Skizze gleich käme, welche Salomon,

der weise Weiberfreund von dem Ideal einer vollkommenen Gattin entworfen hat:*) so könne es nicht fehlen, daß eine so köstliche Perle zum Hausschmuck eines rechtlichen Mannes werde aufgesucht und darum gehandelt werden: denn Schönheit und Tugend mit einander vereinbart, galten zu Mutter Brigittens Zeiten gerade so viel in den Augen der Freier, als in unsern Tagen Sippschaft und Vermögen. Zudem gab es auch mehr Ehekompetenten: man hatte damals den Glauben, die Frau sey der wesentlichste, nicht, nach der verfeinerten ökonomischen Theorie, der entbehrlichste Hausrath in der Wirthschaft. Die schöne Meta blühete zwar nur wie eine köstliche seltene Blume im Gewächshaus, nicht unter Gottes freiem Himmel; sie lebte unter mütterlicher Aufsicht und gewahrsam höchst eingezogen und still, ließ sich auf keiner Promenade und in keiner Gesellschaft blicken, kam im ganzen Jahre kaum einmal vors Thor ihrer Vaterstadt, und das schien den Grundsätzen einer gesunden Mutterpolitik gerade entgegen. Die alte Frau E... in Memel verstands weiland anders; schickte die reizende Sophie, wie klar am Tage liegt, eigentlich nur auf Heurathsspekulation von Memel nach Sachsen, und erreichte ihre Absicht vollkommen: wie viel Herzen steckte die wandernde Nymphe in Brand, wie viel Kompetenten warben um sie! Wenn sie als ein häus-

*) Sprüchwörter 31. Kap. 11 Vers bis zu Ende.

liches sittsames Mädchen daheim geblieben wäre, würde sie in der Klausur ihrer jungfräulichen Zelle vielleicht abgeblühet haben, ohne sogar an dem Magister Kübbuz eine Eroberung zu machen. Andere Zeiten, andere Sitten. Töchter sind bei uns ein Kapital, das in Umlauf muß gesetzt werden, wenns rentiren soll; ehemals wurden sie wie Spargeld unter Schloß und Riegel aufbewahrt; aber die Wechsler wußten doch, wo der Schatz verborgen lag und wie ihm beizukommen sey. Mutter Brigitta steuerte sich auf einen wohlhabenden Eidam, der sie einst wieder aus dem babylonischen Gefängniß im engen Gäßgen, in das Land des Ueberflusses, wo Milch und Honig innen fleußt, zurückführen würde, und vertrauete fest darauf, die Urne des Schicksals werde das Loos ihrer Tochter mit keiner Niete zusammen paaren.

Eines Tages, als Nachbar Franz zum Fenster ausschauete, um Wetterbeobachtungen anzustellen, erblickte er die reizende Meta, welche mit der Mutter aus der Kirche zurückkam, wo sie täglich Messe zu hören nicht verfehlte. In seinem Glücke hatte der unstete Wüstling für das schöne Geschlecht keine Augen gehabt, die feinern Gefühle schliefen noch in seiner Brust, und alle Sinnen waren, von dem unaufhörlichen Rausche des Wohllebens, gleichsam umnebelt. Jetzt hatten sich die stürmischen Wellen der Ausgelassenheit gelegt, und bei der großen Windstille wirkte das kleinste Lüftgen auf die Spiegelfläche seiner Seele.

Er wurde von dem Anblick der lieblichsten weiblichen Figur, die ihm jemals vorgeschwebt hatte, bezaubert, gab von Stund an das dürre meteorologische Studium auf, und stellte nun ganz andere Beobachtungen an zu Beförderung der Menschenkunde, die ihm weit unterhaltendere Beschäftigung gaben. Er zog bei seinem Wirth bald Nachrichten von der angenehmen Nachbarschaft ein, und erfuhr das größtentheils, was wir bereits schon wissen.

Jetzt fiel ihm der erste reuige Gedanke über seine unbesonnene Verschwendung auf, es regte sich ein geheimes Wohlwollen in seinem Herzen gegen die neue Bekanntschaft, und er wünschte nur um deswillen sein väterliches Erbgut wieder zurück, die liebenswürdige Meta damit auszusteuern. Das Quartier im engen Gäßgen war ihm jetzt so lieb, daß ers nicht mit dem Schudding *) würde vertauscht haben,

Er kam den ganzen Tag nicht mehr vom Fenster hinweg, um die Gelegenheit zu erlauren, das liebe Mädchen zu beäugeln, und wenn sie sich sehen ließ, fühlte er mehr Entzücken in seiner Seele, als der Beobachter Horockes zu Liverpool empfand, da er zum erstenmal die Venus durch die Sonne wandern sah.

*) Eins der ansehnlichsten Gebäude in Bremen, worinne die Konvente der Kaufleute gehalten werden.

Zum Unglück stellte die wachsame Mutter Gegenbeobachtungen an, und merkte bald, was der Lungerer gegenüber im Schilde führte, und weil er als ein Wüstling ohnehin bei ihr gar schlecht akkreditirt war, so entrüstete sie dieses tägliche Angaffen so sehr, daß sie ihr Fenster mit einer Schleierwolke verhüllte und die Vorhänge dichte zuzog. Meta erhielt strengen Befehl, sich nicht mehr am Fenster sehen zu lassen, und wenn die Mutter mit ihr in die Messe ging, hing sie ihr ein Regentuch übers Gesichte, vermummte sie wie eine Favorittin des Großherrn, und sputete sich, daß sie mit ihr um die Ecke des Gäßleins herum kam, um den Auflaurer aus den Augen zu gehen.

Franz stand eben nicht im Rufe, daß der Scharfsinn sein vorzüglichstes Talent sey; aber die Liebe weckt alle Fähigkeiten der Seele auf. Er merkte, daß er durch sein unbescheidenes Spähen sich verrathen hatte, und zog sich alsbald von seinem Fensterposten zurück, mit dem Entschluß, nicht wieder auszuschauen, wenn auch das Venerabile vorbei getragen würde. Dagegen sann er auf einen Fund, seine Beobachtungen dennoch unbemerkt fortzusetzen, und das gelang seiner Erfindsamkeit ohne große Mühe.

Er heuerte den größten Spiegel, der aufzutreiben war, und hieng diesen, in seiner Stube, unter einer solchen Richtung auf, daß er durch denselben alles, was in der Wohnung seiner Nachbarinnen vorgieng,

deutlich bemerken konnte. Da man in vielen Tagen nichts mehr von dem Lauerer wahrnahm, öffneten sich allmählig die Gardinen wieder, und der große Spiegel empfing zuweilen die Gestalt des herrlichen Mädchens, und gab sie, zur großen Augenweide seines Innhabers, getreulich zurück. Je tiefer die Liebe in seinem Herzen Wurzel schlug, desto mehr erweiterten sich seine Wünsche. Jetzt kam es darauf an, der schönen Meta seine Leidenschaft zu veroffenbaren, und ihre gegenseitige Gesinnung zu erforschen. Der gewöhnliche und gangbarste Weg, den Verliebte unter einer solchen Konstellation ihrer Neigungen und Wünsche einzuschlagen pflegen, war ihm in seiner gegenwärtigen Lage ganz unzugänglich. In jenem sittsamen Zeitalter hielt es überhaupt schwer für verliebte Palladins, sich bei den Töchtern vom Hause zu introduziren: Toiletten-Besuche waren noch nicht Sitte; trauliche Zusammenkünfte unter vier Augen, waren mit dem Verluste des guten Rufs von Seiten der weiblichen Theilhaberschaft verpönt, Promenaden, Esplanaden, Maskeraden, Pickeniks, Goutés, Soupés, und andere Erfindungen des neueren Witzes, die süße Minne zu begünstigen, gab es noch nicht; nur die verschwiegene Ehekammer gestattete die Konkurrenz beider Geschlechter zur Erörterung ihrer Herzensangelegenheiten. Dem ungeachtet giengen alle Dinge ihren Gang, so gut wie bei uns. Gevatterschaften, Hochzeitschmäuße, Leichenmahle, waren, vornämlich in Reichsstädten, privilegirte Vehikel, Liebschaften anzuspinnen und Ehetraktaten zu betreiben;

darum sagt das alte Sprüchwort: Es wird keine Hochzeit vollbracht, es wird eine neue erdacht. Aber einen verarmten Schlemmer begehrte niemand in seine geistliche Verwandschaft aufzunehmen, er wurde zu keinem Hochzeitmahl, zu keinem Leicheneſſen geladen. Der Schleifweg, durch die Zose, durch die junge Magd, oder einen andern dienstbaren Geist von Unterhändlerin zu negoziiren, war hier versperrt: Mutter Brigitta hatte weder Magd noch Zose, der Flachs- und Garnhandel ging allein durch ihre Hand, und sie verließ die Tochter so wenig als ihr Schatten.

Unter diesen Umständen wars unmöglich, daß Nachbar Franz der geliebten Meta sein Herz entweder mündlich oder schriftlich entdecken konnte. Er erfand aber bald ein Sprach-Idiom, das für die Darstellung der Leidenschaften ausdrücklich gemacht scheinet. Zwar gebühret ihm nicht die Ehre der ersten Erfindung: lange vor ihm hatten die empfindsamen Seladons in Wälschland und Spanien, schmelzende Harmonien, bei ihren Serenaden, die Sprache des Herzens, unter dem Balkon ihrer Donna, reden lassen, und dieses melodische Pathos soll in Liebesdeklarationen des Zwecks nicht leicht verfehlen, und nach dem Geständniß der Damen herzanfassender und hinreißender seyn, als weiland die Wohlredenheit des ehrwürdigen Vaters Chrysostomus, oder die Beredsamkeit des Schulgerechten Cicero und Demostenes. Aber davon hatte der schlichte Bremer nie ein Wort gehört, folglich war die Erfin-

dung, seine Herzgefühle in musikalische Akkorde überzutragen, und sie der geliebten Meta vorzulauteniren, ganz die seinige.

In einer empfindsamen Stunde ergriff er sein Instrument, ließ es jedoch nicht wie sonst bei dem bloßen Stimmen bewenden, sondern lockte rührende Melodien aus den harmonischen Saiten hervor, und in minder als einem Monat, schuf die Liebe den musikalischen Stümper zum neuen Amphion um. Die ersten Versuche schienen eben nicht bemerkt zu werden; aber bald wurde im engen Gäßgen alles Ohr, wenn der Virtuos einen Akkord anschlug; die Mütter schwigtigten die Kinder, die Väter wehrten den lärmenden Knaben vor den Thüren, und er hatte das Vergnügen, durch den Spiegel zu bemerken, daß Meta mit ihrer alabasternen Hand zuweilen das Fenster öffnete, wenn er anfieng zu präludiren. Wars ihm gelungen sie herbeizuziehen, daß sie ihm das Ohr lieh, so rauschten seine Phantasien im frohen Allegro, oder hüpften in scherzenden Tanzmelodien daher; hielt sie aber der Umtrieb der Spindel oder die geschäftige Mutter ab, sich sehen zu lassen, so wälzte ein schwerfälliges Andante sich über den Steg der seufzenden Laute, welches in schmachtenden Modulationen ganz das Gefühl des Kummers ausdrückte, den Liebesquaal in seine Seele goß.

Meta war keine ungelehrige Schülerin, und lernte bald diese ausdrucksvolle Sprache verstehen.

Sie machte verschiedene Versuche, zu prüfen, ob sie sich alles recht verdollmetscht hätte, und fand, daß sie nach ihrer Willkühr die Virtuosenlaune des unsichtbaren Lautenschlägers regieren konnte: denn die stillen sittsamen Mädchen haben, wie bekannt, einen ungleich schärferen Gefühlblick, als die raschen flatterhaften Dirnen, die mit schmetterlingsartigem Leichtsinn von einem Gegenstande zum andern forteilen, und an keinen ihre Aufmerksamkeit heften. Sie fand ihre weibliche Eitelkeit dadurch geschmeichelt, und es behagte ihr, durch eine geheime Zaubermacht, die nachbarliche Laute bald in den Ton der Freude, bald in den wimmernden Klageton stimmen zu können. Mutter Brigitta aber hatte mit dem Erwerb im Kleinen immer den Kopf so voll, daß sie nicht darauf achtete, und die schlaue Tochter hütete sich wohl, ihr die gemachte Entdeckung mitzutheilen, und dachte vielmehr darauf, eine Gelegenheit auszuspähen, diese harmonischen Apostrophen an ihr Herz, aus einem gewissen Wohlwollen gegen den girrenden Nachbar, oder aus Eitelkeit, um ihren hermeneutischen Scharfsinn zu veroffenbaren, durch eine symbolische Gegenrede zu erwiedern. Sie äußerte ein Verlangen, Blumentöpfe vor dem Fenster zu haben, und dieses unschuldige Vergnügen ihr zu gestatten, fand bei der Mutter keine Schwierigkeit, die nichts mehr von dem lauersamen Nachbar fürchtete, nachdem sie ihn nicht mehr vor Augen sahe.

Nun hatte Meta einen Beruf ihre Blumen zu warten, zu begießen, vor den Sturmwinden zu sichern und anzubinden, auch ihr Wachsthum und Gedeihen zu beobachten. Mit unaussprechlichem Entzücken erklärte der glückliche Liebhaber diese Hieroglyphen ganz zu seinem Vortheil, und die beredte Laute ermangelte nicht, seine frohen Empfindungen in das horchsame Ohr der schönen Blumenfreundin, über das enge Gäßgen hinüber zu moduliren. Das that in dem zarten jungfräulichen Herzen Wunder. Es fieng an sie heimlich zu kränken, wenn Mutter Brigitta, bei ihren weisen Tischreden, wo sie mit der Tochter zuweilen ein Stündchen zu kosen pflegte, den musikalischen Nachbar in die Censur nahm, ihn einen Taugenichts und Lungerer schalt; oder mit dem verlohrnen Sohne verglich. Sie nahm immer seine Parthie, wälzte die Schuld seines Verderbens auf die leidige Verführung, und legte ihm nichts zur Last, als daß er das goldne Sprüchlein nicht erwogen hätte: junges Blut, spar dein Gut! Indessen vertheidigte sie ihn mit schlauer Vorsicht, daß es schien, es sey damit mehr auf die Unterhaltung des Gesprächs abgesehen, als daß sie an der Sache selbst Antheil nähm.

Während daß Mutter Brigitta innerhalb ihrer vier Wände gegen den jungen Wildfang eiferte, hegte dieser für sie gleichwohl die besten Gesinnungen, und machte die ernsthafteste Spekulation, wie er nach Vermögen ihre dürftigen Umstände verbessern, und die

wenige Haabe, die ihm noch übrig war, mit ihr theilen möchte, so daß es ihr doch gänzlich verborgen blieb, daß ein Theil seines Eigenthums in das ihrige übergegangen sey. Eigentlich wars mit dieser milden Spende freilich nicht auf die Mutter, sondern auf die Tochter abgesehen. Unter der Hand hatte er vernommen, daß der schönen Meta nach einem neuen Leibrock gelüste, welchen zu kaufen die Mutter ihr abschlug, unter dem Vorwand schwerer Zeiten. Er urtheilte aber ganz recht, daß ein Geschenk oder ein Stück Zeug, von unbekannter Hand, wohl schwerlich dürfte angenommen werden, oder die Tochter sich darein kleiden mochte, und daß er alles verderben würde, wofern er sich als der Geber zu der Spende legitimiren wollte. Unversehens führte der Zufall eine Gelegenheit herbei, diesen guten Willen auf die schicklichste Art zu verwirklichen.

Mutter Brigitta beklagte sich gegen eine Nachbarin, der Flachs sey nicht gerathen, und koste mehr im Einkauf, als die Abnehmer dafür bezahlen wollten, daher sey dieser Nahrungszweig vor der Hand nichts anders als ein dürrer Ast. Horcher Franz ließ sich das nicht zweimal sagen, er lief alsbald zum Goldschmidt, und vermäkelte die Ohrenspangen seiner Mutter, kaufte einige Stein Flachs ein, und ließ sie durch eine Unterhändlerin, die er gewann, seiner Nachbarin für einen geringen Preiß anbiethen. Der Handel wurde geschlossen, und wucherte so reichlich, daß die schöne Meta, auf Allerheiligentag, in einem neuen

Leibrock prangte. Sie leuchtete in diesem Prunk dem spähenden Nachbar dergestalt in die Augen, daß er die heiligen eilftausend Jungfrauen sammt und sonders würde vorbeigegangen seyn, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, sich ein Herzgespiel darunter zu suchen, um die reizende Meta zu wählen.

Doch eben da er sich über den guten Erfolg seiner unschuldigen List in der Seele freuete, wurde das Geheimniß verrathen. Mutter Brigitta wollte der Flachströdlerin, die ihr so reichlichen Erwerb eingebracht hatte, zur Vergeltung auch eine Güte thun, und bewirthete sie mit einem wohlgezuckerten Reisbrei und einem Quartierchen spanischen Sekt. Diese Näscherei setzte nicht nur den zahnlosen Mund, sondern auch die geschwätzige Zunge der Alten in Bewegung, sie verhieß den Flachshandel fortzusetzen, wenn ihr Kommittent sich ferner geneigt dazu finden ließe, wie sie aus guten Gründen vermuthe. Ein Wort gab das andere; Mutter Evens Töchter forschten, mit der ihrem Geschlechte so gewöhnlichen Neugier so lange nach, bis sie das morsche Siegel der weiblichen Verschwiegenheit auflößten. Meta erbleichte vor Schrecken über diese Entdeckung, die sie entzückt haben würde, wenn nicht die Mutter Theilhaberin derselben gewesen wäre. Aber sie kannte ihre strengen Begriffe von Sittlichkeit und Anstand, und die machten ihr für den Verlust des neuen Leibrocks bange. Die ernste Frau gerieth nicht minder in Bestürzung über diese Nachricht, und

wünschte ihrerseits gleichfalls, daß sie allein Kundschaft von der eigentlichen Beschaffenheit ihres Flachshandels möchte erhalten haben; denn sie fürchtete, die nachbarliche Großmuth möchte auf das Herz der Tochter einen Eindruck machen, der ihren ganzen Plan verrückte. Daher beschloß sie, den noch zarten Keim des Unkrautes, auf frischer That, aus dem jungfräulichen Herzen zu vertilgen. Der Leibrock wurde, aller Bitten und Thränen der lieblichen Besitzerin ungeachtet, vorerst in Beschlag genommen, und des folgenden Tages auf den Trödelmarkt geschickt, das daraus gelößte Geld mit dem übrigen aufs gewissenhafteste berechneten Gewinn von den Flachsnegoz, zusammen gepackt, und als eine alte Schuld unter der Aufschrift: an Herrn Franz Melcherson, seßhaft in Bremen, durch Beihülfe des Hamburger Boten zurück spedirt. Der Empfänger nahm auf guten Glauben das Päckgen Geld als einen unvermutheten Segen an, wünschte, daß alle Schuldner seines Vaters in Abzahlung der alten Reste so gewissenhaft seyn möchten, als dieser biedere Unbekannte, und ahndete nichts von dem wahren Zusammenhange der Sache; die schwatzhafte Mäklerin hütete sich auch wohl, von ihrer Plauderei ihm trauliche Eröffnung zu thun; sie begnügte sich ihm zu sagen, Mutter Brigitta habe den Flachshandel aufgegeben.

Unterdessen belehrte ihn der Spiegel, daß gegenüber die Adspekten in einer Nacht sich gar sehr verändert hatten. Die Blumentöpfe waren insgesamt

verschwunden, und die Schleierwolken bedeckten wieder den freundlichen Horizont der gegenseitigen Fenster, Meta war selten sichtbar, und wenn sie ja einmal auf einen Augenblick zum Vorschein kam, wie der Silbermond in einer stürmischen Nacht aus dem Gewölke, so erschien sie mit gar trübseligem Gesicht, das Feuer ihrer Augen war verloschen, und ihm bedünkte, sie zerdrücke zuweilen ein perlendes Thränlein mit dem Finger. Das griff ihm gewaltsam ans Herz, und die Laute hallete schwermuthvolle Mitempfindung in weichen lydischen Tönen. Er quälte sich und sann, die Ursache des Trübsinns seiner Liebschaft zu erforschen, ohne mit seinem Dichten und Denken etwas zu enden. Nach Verlauf einiger Tage bemerkte er mit großer Bestürzung, daß sein liebster Hausrath, der große Spiegel, ihm völlig unbrauchbar sey. Er lagerte sich an einem heitern Morgen in den gewöhnlichen Hinterhalt, und wurde gewahr, daß die Wolken gegenüber alle wie nächtliche Nebel verschwunden waren, welches er anfangs einer großen Wäsche zuschrieb; aber bald sah er, daß inwendig im Zimmer alles öd' und ledig war. Die angenehme Nachbarschaft war Abends zuvor in aller Stille abgezogen, und hatte das Quartier verändert.

Nun konnte er mit aller Muße und Bequemlichkeit wieder der freien Aussicht genießen, ohne zu befürchten, irgend jemand durch sein Ausschauen lästig zu fallen; allein für ihn wars ein peinlicher Verlust,

des wonnigen Anblicks seiner platonischen Liebschaft entbehren zu müssen. Stumm und fühllos stund er da, wie ehemals sein Kunstgenoß der harmonische Orpheus, als der geliebte Schatten seiner Eurydice wieder zum Orkus hinabschwand, und wenn schon zu seiner Zeit das Tollhäuslergefühl unserer Kraftmänner, die im abgewichenen Jahrzehend koseten, nun aber, wie die Hummeln beim ersten Froste verschwunden sind, zur Existenz wäre gediehen gewesen: so würde diese Windstille in einen plötzlichen Orkan übergegangen seyn. Das wenigste was er hätte thun können, wäre gewesen, sich die Haare auszuraufen, auf der Erde sich herum zu wälzen, oder den Kopf gegen die Wand zu rennen, Ofen und Fenster einzuschlagen, und sich wie ein Rasender zu gebehrden. Alles das unterblieb, aus dem ganz einleuchtenden Grunde, weil wahre Liebe nie Thoren macht, sondern vielmehr das Universal-Mittel ist, kranke Gemüther von Thorheit zu heilen, der Ausschweifung sanfte Fesseln anzulegen, und jugendliche Unbesonnenheit von dem Wege des Verderbens auf die Bahn der Vernunft zu leiten: denn der Wüstling, welchen die Liebe nicht wieder zurechte bringt, ist unwiederbringlich verlohren.

Sobald sich sein Geist wieder gesammelt hatte, stellte er über das unerwartete Phänomenon am nachbarlichen Horizont mancherlei lehrreiche Betrachtungen an. Er vermuthete allerdings, daß er der Hebel gewesen seyn möchte, der die Auswanderung der weiblichen

Kolonie bewirket habe; der Geldempfang, der eingestellte Flachshandel, und die darauf erfolgte Emigration dienten einander zu wechselseitigen Exponenten, ihm alles aufzuklären. Er merkte, daß Mutter Brigitta hinter seine Geheimnisse gekommen sey, und sahe aus allen Umständen, daß er nicht ihr Held war, und diese Entdeckung munterte eben seine Hoffnung nicht sehr auf. Die symbolische Rücksprache der schönen Meta hingegen, welche sie, mittelst der Blumentöpfe, auf seine harmonischen Liebesanträge mit ihm genommen hatte, ihr Trübsinn, und die Zähre, die er kurz vor der Auswanderung aus dem engen Gäßgen in ihren schönen Augen bemerkt hatte, belebten seine Hoffnung wieder und erhielten ihn bei gutem Muthe. Sein erstes Geschäfte war, auf Kundschaft auszugehen, und in Erfahrung zu bringen, wo Mutter Brigitta ihre Residenz hinverlegt habe, um das geheime Einverständniß mit der zärtlichen Tochter auf irgend eine Weise zu unterhalten. Es kostete ihm wenig Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, gleichwohl war er zu bescheiden, ihr mit wesentlicher Wohnung zu folgen, und begnügte sich nur die Kirche auszuspähen, wo sie nun Messe hörten, um sich das Vergnügen des Anblicks seiner Geliebten täglich einmal zu verschaffen. Er verfehlte nie, ihr auf dem Heimwege zu begegnen, bald da bald dort in einem Laden, oder in einer Hausthür, wo sie vorüber gehen mußte, ihr aufzupassen und sie freundlich zu grüßen, welches so viel galt als ein Billet doux und auch die nämliche Wirkung that.

Wäre Meta nicht allzu klostermäßig erzogen, und von der strengen Mutter wie ein Schatz vor den Augen eines Geizigen bewacht worden, so hätte Nachbar Franz mit seiner verborgenen Werbung auf ihr Herz ohne Zweifel wenig Eindruck gemacht. Aber sie war in dem kritischen Alter, wo Mutter Natur und Mutter Brigitta mit ihrer guten Lehr und Unterricht immer in Kollision kamen. Jene lehrte sie durch geheimen Instinkt Empfindungen kennen, und prieß ihr solche als die Panazee des Lebens an, für die sie keinen Namen hatte; diese warnte sie vor den Ueberraschungen einer Leidenschaft, die sie nicht mit dem wahren Namen benennen wollte, die aber, ihrer Sage nach, für junge Mädchen schädlicher und verderblicher seyn sollte als Blattergift. Jene belebte im blühenden Lenz des Lebens, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, ihr Herz mit wohlthätiger Wärme; diese wollte, daß es immer so frostig und kalt als ein Eiskeller bleiben sollte. Dieses ganz entgegen gesetzte pädagogische System zweier guten Mütter gab dem lenksamen Herzen der Tochter die Richtung eines Schiffs das gegen den Wind gesteuert wird, und weder dem Winde noch dem Ruder folgt, sondern ganz natürlich eine dritte Direktion nimmt. Sie behielt die Sittsamkeit und Tugend bei, die ihr durch die Erziehung von Jugend an war eingepräget worden, und ihr Herz war allen zärtlichen Empfindungen empfänglich. Weil nun Nachbar Franz der erste Jüngling war, der diese schlafenden Gefühle aufgeweckt hatte, so empfand sie ein gewisses Behagen

an ihm, das sie sich kaum selbst gestand, das aber jedes minder unerfahrne Mädchen würde für Liebe erkläret haben. Darum gieng ihr der Abschied aus dem engen Gäßgen so nahe, darum zitterte ein Thränlein von ihren schönen Augen, darum dankte sie dem lauersamen Franz so freundlich, wenn er sie auf dem Kirchwege grüßte, und wurde roth dabei bis an die Ohren. Beide Liebenden hatten zwar nie ein Wort mit einander gesprochen; aber er verstand sie, sie verstand ihn so vollkommen, daß sie unter vier Augen sich gegen einander nicht deutlicher würden haben erklären können, und beide Kontrahenten schwuren, jeder Theil für sich im Herzen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dem andern den Bund der Treue.

In dem Viertel, wo Mutter Brigitta eingemiethet hatte, gabs auch Nachbarschaften, und unter diesen auch Mädchenspäher, denen die Wohlgestalt der reizenden Meta nicht verborgen bleiben konnte. Gerade ihrer Behausung gegenüber, wohnte ein wohlhabender Brauherr, den die Scherztreiber, weil er sehr bei Mitteln war, nur den Hopfenkönig nannten. Er war ein junger flinker Wittber, dessen Trauerjahr eben zu Ende lief, und der nun, ohne die Gesetze des Wohlstandes zu übertreten, berechtiget war, sich nach einer anderweiten Gehülfin in der Wirthschaft umzusehen. Er hatte gleich nach dem Hinscheiden der selgen Frau, mit seinem Schutzpatron, dem heiligen Christoph, in aller Stille den Contrakt gemacht, ihm eine Wachs-

kerze zu opfern, so lang als eine Hopfenstange und so dicke als ein Schürbaum, wenn er es ihm mit der zweiten Wahl, nach dem Wunsch seines Herzens würde gelingen lassen. Kaum hatte er die schlanke Meta erblickt, so träumte ihm, der heilige Christoph sähe, im zweiten Geschoß des Hauses, zum Fenster des Schlafgemachs herein und mahne seine Schuld ein. Das dünkte dem raschen Wittber ein himmlischer Beruf zu seyn, unverzüglich das Netz auszuwerfen. Am frühen Morgen berief er die Mäkler der Stadt, und gab ihnen Kommission auf gebleicht Wachs, darauf putzte er sich heraus wie ein Rathsherr, sein Heirathsgewerbe zu betreiben. Er hatte keine musikalischen Talente, und in der geheimen Symbolik der Liebe war er ein roher Idiot; aber er hatte ein reiches Brauerbe, ein baares Kapital auf der Stadtkämmerei, ein Schiff auf der Weser, und einen Maierhof vor der Stadt. Unter diesen Empfehlungen hätte er auch wohl ohne Beistand des heiligen Christoffels auf einen erwünschten Erfolg seiner Werbung rechnen können, besonders bei einer Braut ohne Heirathsgut.

Er gieng, dem alten Herkommen gemäß, gerade vor die rechte Schmiede, und entdeckte der Mutter freundnachbarlich seine christliche Absicht auf ihre tugendliche und ehrsame Tochter. Keine Engelerscheinung hätte die gute Frau mehr entzücken können, als diese frohe Botschaft. Sie sahe jetzt die Frucht ihres klugen Plans und die Erfüllung ihrer Hoffnung reifen, aus

der bisherigen Dürftigkeit zu ihrem ersten Wohlstand zurück zu kehren; segnete den guten Gedanken, aus dem Winkelgäßgen weggezogen zu seyn, und in der ersten Aufwallung der Freude, da sich tausend heitere Ideen in ihrer Seele an einander reiheten, dachte sie auch an den Nachbar Franz, der die Veranlassung dazu gegeben hatte. Ohngeachtet er eben nicht ihr Schooßjünger war, gelobte sie ihm doch, als dem zufälligen Werkzeuge ihres aufgehenden Glückssterns, eine heimliche Freude mit irgend einer Spende zu machen, und dadurch zugleich Abtrag für den wohlgemeinten Flachshandel zu leisten.

In dem mütterlichen Herzen waren die Heirathspräliminarien so gut als unterzeichnet, doch erlaubte der Wohlstand nicht, in einer so wichtigen Sache zu rasch zu Werke zu gehen, daher nahm sie den Antrag ad referendum, um nebst ihrer Tochter die Sache mit Gebet zu überlegen, und bestimmte eine achttägige Frist, nach deren Verlauf sie den ehrsamen Brautwerber, wie sie sagte, mit genüglicher Antwort zu kontentiren verhoffte, welches er sich, als die gewöhnliche Prozedur, gar gern gefallen ließ und sich empfahl. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so wurden Spindel und Weife, Schwingstock und Hechel, ohne Rücksicht auf ihre treugeleisteten Dienste, und so unverschuldet als zuweilen die Pariser Parlementsherren, ins Elend verwiesen, und als unnütze Geräthschaften in die Rumpelkammer gestellt. Wie Meta aus der

Messe zurückkam, erstaunte sie über die plötzliche Katastrophe in dem Wohnzimmer, es war alles aufgeputzt wie an einem von den drei hohen Festen im Jahr. Sie begriff nicht, wie die emsige Mutter an einem Werkeltage ihre thätige Hand so lässig in den Schooß legen konnte; doch ehe sie noch Zeit gewann, über die Reform im Hause die freundlichlächelnde Mutter zu befragen, kam ihr diese schon mit Aufklärung des Räthsels entgegen. Die Suada saß auf ihren Lippen, und es ergoß sich ein Strom von weiblicher Wohlredenheit aus ihrem Munde, das bevorstehende Glück mit den lebhaftesten Farben abzuschildern, die ihre Einbildungskraft nur immer auftreiben konnte. Sie erwartete von der keuschen Meta das sanfte Erröthen der jungfräulichen Verschämtheit, welches das Noviziat in der Liebe ankündiget, und dann eine völlige Resignation in den mütterlichen Willen. Denn bei Heirathspropositionen waren ehedem die Töchter in dem Fall unserer Fürstentöchter; sie wurden nicht um ihre Neigung befragt, und hatten keine Stimme bei der Wahl ihres legalen Herzgespiels, als das Jawort vor dem Altar.

Allein Mutter Brigitta irrte sich in diesem Punkte gar sehr: die schöne Meta wurde bei dieser unvermutheten Notifikation nicht roth, wie eine Rose, sondern todtenblaß wie eine Leiche. Ein histerischer Schwindel umnebelte ihre Sinnen, und sie sank ohnmächtig in den mütterlichen Arm. Nachdem ihre Lebensgeister

mit kaltem Wasser wieder waren aufgefrischt worden und sie sich in etwas erholet hatte, flossen ihre Augen von Thränen, als wenn ihr groß Unglück begegnet wäre. Daraus merkte die verständige Mutter bald ab, daß ihr das Heirathsgewerbe nicht zu Sinne sey; worüber sie sich denn höchlich verwunderte, und weder Bitten noch Ermahnungen sparte, die Gelegenheit, durch eine gute Heirath ihr Glück zu machen, nicht aus Eigensinn und Widerspenstigkeit zu verscherzen. Aber Meta war nicht zu überreden, daß ihr Glück von einer Heirath abhinge, wozu ihr Herz nicht seinen Assent gäbe. Die Debatten zwischen Mutter und Tochter dauerten verschiedene Tage, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, der Termin zum Bescheid rückte heran, die gigantische Wachskerze für den heiligen Christoph, deren sich der König Og von Basan nicht würde geschämet haben, wenn sie als hochzeitliche Fackel bei seinem Beilager ihm vorgeleuchtet hätte, war auch bereits fertig und gar herrlich mit lebendigen Blumen bemahlt, wie ein buntes Licht, ob der Heilige sich gleich so unthätig für seinen Klienten die ganze Zeit über bewiesen hatte, daß diesem das Herz der schönen Meta verriegelt und verschlössert blieb.

Indessen hatte sie sich die Augen ausgeweint, und mütterliche Ueberredungskunst hatte so gewaltsam gewirket, daß sie, wie eine Blume von schwüler Sonnenhitze zusammen welkte, und sichtbarlich abzehrte. Geheimer Kummer nagte an ihrem Herzen, sie hatte

sich ein strenges Fasten auferlegt, und seit drei Tagen keinen Mundbissen genossen, auch mit keinem Tropfen Wasser ihre trocknen Lippen benetzt. Des Nachts kam ihr kein Schlaf in die Augen, und darüber wurde sie zum Sterben krank, daß sie die letzte Oehlung begehrte. Da die zärtliche Mutter die Stütze ihrer Hoffnung wanken sah, und bedachte, daß sie Kapital und Zinsen auf einmal verlieren könnte, fand sie nach genauer Ueberlegung, daß es rathsamer sey, die letztern schwinden zu lassen, als beide zu entbehren, und bequemte sich nach der Tochter Willen mit freundlicher Nachgiebigkeit. Es kostete ihr zwar große Ueberwindung und manchen schweren Kampf, eine so vortheilhafte Parthie von der Hand zu weisen; doch gab sie sich endlich, wie es die Ordnung des Hausregiments mit sich bringt, ganz in den Willen ihres lieben Kindes, und machte der Kranken deshalb weiter keine Vorwürfe. Da auf den bestimmten Tag der flinke Wittber sich anmeldete, in dem guten Vertrauen, daß sein himmlischer Geschäftsträger alles nach Wunsch zur Richtigkeit würde gebracht haben, erhielt er ganz gegen seine Erwartung abschlägige Antwort, die jedoch mit so vielem Glimpf versüßt war, daß sie ihm eingieng wie Wermuthwein mit Zucker. Er fand sich indessen leicht in sein Schicksal, und beunruhigte sich so wenig darüber, als wenn sich ein Malzhandel zerschlagen hätte. Im Grunde war auch keine Ursache vorhanden, warum er sich hätte kränken sollen: seine Vaterstadt hat nie Mangel gehabt an liebenswürdigen

Töchtern, die der Salomonschen Skizze gleichen, und sich zu vollkommnen Gattinnen qualifiziren; überdies verließ er sich, ungeachtet der mislungenen Ehewerbung, mit festem Vertrauen auf seinen Schutzpatron, der ihn auch anderweit so gut bediente, daß er, ehe ein Monat verlief, mit großem Pomp, die gelobte Kerze vor dem Altar des Heiligen pflanzte.

Mutter Brigitta bequemte sich nun, die exilirte Spinngeräthschaft aus der Rumpelkammer zurück zu berufen und wieder in Aktivität zu setzen. Alles gieng wieder seinen gewöhnlichen Gang. Meta blühete bald von neuem auf, war thätig zur Arbeit und gieng fleißig in die Messe, die Mutter hingegen konnte den heimlichen Gram über fehlgeschlagne Hoffnung, und die Vernichtung ihres Lieblingsplans nicht verbergen, sie war mürrisch, mißmüthig und kleinlaut. Besonders quälte sie an dem Tage üble Laune, wo der Nachbar Hopfenkönig Hochzeit hielt. Als der Brautzug in die Kirche begann, und voraus von den Stadtpfeifern trommetet und schalmeiet wurde, wimmerte und erseufzete sie, wie in der Unglücksstunde, da ihr die Hiobspost gebracht wurde, die wütige See habe ihren Mann mit Schiff und Gut verschlungen. Meta sahe das Brautgepränge mit großer Gleichmüthigkeit vorüber ziehen; selbst der herrliche Schmuck, die Edelgesteine in der Myrtenkrone, und die neun Reihen Zahlperlen um den Hals der Braut, machten auf ihre Gemüthsruhe keinen Eindruck, welches zu verwundern war, da eine

neue Pariser Haube, oder sonst ein Meteor des modischen Flitterputzes, doch so oft die Zufriedenheit und häusliche Glückseligkeit eines ganzen Kirchspiels stöhret. Nur der herznagende Kummer ihrer Mutter beunruhigte sie, und umnebelte den heitern Blick ihrer Augen. Sie war bemüht durch tausend Liebkosungen und kleine Aufmerksamkeiten sich ihr anzuschmeicheln; es gelang ihr auch damit in so weit, daß die gute Mutter doch wieder etwas gesprächiger wurde.

Auf den Abend, als der Brautreihen anhub, sprach sie: ach Kind! diesen frohen Reihen könntest du jetzt anführen. Welche Wonne, wenn du die Mühe und Sorgen deiner Mutter mit dieser Freude belohnt hättest! Aber du hast dein Glück verschmäht, und nun erleb ichs nimmer, dich zum Altar zu geleiten. Liebe Mutter, sprach Meta, ich vertrau dem Himmel, wenns droben angeschrieben steht, daß ich zum Altar geführt werden soll, so werdet ihr mir den Kranz wohl schmücken: denn wenn der rechte Freier kommt, wird mein Herz bald ja sagen. — Kind, um Mädchen ohne Heirathsgut ist kein Drang, müssen kaufen wer mit ihnen kaufen will. Die jungen Gesellen sind heut zu Tage gar kehrisch, freien um glücklich zu werden, aber nicht um glücklich zu machen. Zudem weissagt dir dein Planet nicht viel Gutes, Du bist im April gebohren. Laß sehen, wie steht im Kalender geschrieben? „Ein Mägdlein in diesem Monat gebohren, ist holdseligen freundlichen Angesichts und schlanken Leibes, aber

veränderlichen Gemüths, hat Belieben zum Mannsvolk. Mag ihr Ehrenkränzlein wohl in Acht nehmen, und so ein lachender Freier kommt, mag sie ihr Glück nicht verpassen.“ Das trifft zu aufs Haar! Der Freier ist da gewesen und kommt nicht wieder: du hast ihn verpaßt. — Ach Mutter was der Planet sagt, laßt euch nicht kümmern; mein Herz sagt mir, daß ich den Mann, der mich zum ehelichen Gemahl begehrt, ehren und lieben soll; und wenn ich den nicht finde, oder der mich nicht sucht, will ich mich nähren mit meiner Hände Arbeit bei heiterm Muthe, euch beistehen und euer pflegen dereinst im Alter, als einer frommen Tochter ziemt. Kommt aber der Mann meines Herzens, so segnet meine Wahl, auf daß es eurer Tochter wohlgehe auf Erden, und fraget nicht, ob er sey vornehm, reich oder geehrt, sondern ob er sey gut und bieder, ob er liebe und geliebet werde. — Ach Tochter, die Liebe hat gar eine dürftige Küche, und nährt nur kümmerlich bei Salz und Brod. — Aber doch wohnt Eintracht und Zufriedenheit gern bei ihr, und würzet Salz und Brod mit fröhlichem Genuß des Lebens.

Die reichhaltige Materie von Salz und Brod wurde bis in die späte Nacht erörtert, so lange sich noch eine Geige auf dem Hochzeitgelag hören ließ, und die große Begnügsamkeit der bescheidenen Meta, die bei Schönheit und Jugend, doch nur auf ein ganz eingeschränktes Glück Anspruch zu machen schien, nach

dem sie eine sehr vortheilhafte Parthie ausgeschlagen hatte, brachte die Mutter auf die Vermuthung, daß sich der Plan zu einem solchen Salzhandel in ihrem jungfräulichen Herzen wohl schon möchte angesponnen haben. Sie errieth auch leicht den Handelskompagnon im engen Gäßgen, von dem sie nie geglaubt hatte, daß er der Baum seyn würde, der in dem Herzen der liebenswürdigen Meta wurzeln solle. Sie hatte ihn nur als einen wilden Ranken betrachtet, der sich nach jedem nahgelegenen Stäudchen hinbreitet, um sich daran hinauf zu stängeln. Diese Entdeckung machte ihr wenig Freude, sie ließ sich gleichwohl nicht merken daß sie solche gemacht habe. Nach ihrer strengen Moral aber verglich sie ein Mädchen, das vor der priesterlichen Einsegnung Liebe im Herzen hatte einnisten lassen, einem wurmstichigen Apfel, der nur fürs Auge tauge, nicht aber für den Genuß, und den man irgendwo auf einen Schrank stelle, ohne seiner weiter zu achten: denn der schädliche Wurm zehre am innern Mark und sey nicht heraus zu bringen. Sie verzagte nun ganz daran, in ihrer Vaterstadt jemals wieder empor zu kommen, ergab sich in ihr Geschick, und ertrug schweigend, was sie meinte das nicht mehr zu ändern stehe.

Unterdessen lief das Gerücht in der Stadt um, die stolze Meta habe dem reichen Hopfenkönig den Korb gegeben, und erscholl auch bis ins enge Gäßgen. Franz war außer sich vor Freuden, als er diese Sage

bestätigen hörte; und die geheime Sorge, daß ein bemittelter Nebenbuhler ihn aus dem Herzen des lieben Mädchens verdrängen möchte, quälte ihn nicht mehr. Er war nun seiner Sache gewiß, und wußte sich das Räthsel, welches der ganzen Stadt ein unauflösliches Problem blieb, ganz leicht zu erklären. Die Liebe hatte zwar aus dem Wüstling einen Virtuosen gebildet: doch dieses Talent war für einen Brautwerber damals gerade die kleinste Empfehlung, welches in jenen rohen Zeiten weder so geehrt noch genährt wurde, wie in unserm üppigen Jahrhundert. Die schönen Künste waren noch nicht Kinder des Ueberflusses, sondern des Mangels und der Dürftigkeit. Man wußte von keinen reisenden Virtuosen, als den Prager Studenten, deren gellende Symphonien vor den Thüren der Reichen um einen Zehrpfennig sollizitirten; die Aufopferung des lieben Mädchens war auch zu groß, um sie mit einer Serenade zu vergelten. Jetzt wurde ihm das Gefühl seiner jugendlichen Unbesonnenheit ein Stachel in der Seele. Manch herziges Monodrama fieng er mit einem O und Ach an, das seinen Unsinn beseufzete: Ach Meta, sprach er zu sich selbst, warum hab ich dich nicht früher gekannt! du wärst mein Schutzengel gewesen, und hättest mich vom Verderben errettet. Könnte ich meine verlohrnen Jahre wieder zurückkleben, und seyn der ich war, so wäre mir jetzt die Welt Elysium, und dir wollt ich sie zu einem Eden machen! Edles Mädchen, du opferst dich einem Elenden, einem Bettler auf, der nichts im Besitz hat, als

ein Herz voll Liebe und Verzweiflung, daß er dir kein Glück, wie du es verdienst, anbiethen kann. Unzähligmal schlug er sich, bei den Anwandlungen solcher empfindsamen Launen, voll Unmuth vor die Stirn, mit dem reuvollen Ausruf: O Unbesonnener! o Thor! zu spät wirst du klug.

Die Liebe ließ indessen ihre Schöpfung nicht unvollendet. Sie hatte bereits in seinem Gemüthe eine heilsame Gährung hervorgebracht, das Verlangen nämlich, Thätigkeit und Kräfte anzuwenden, sich aus seinem gegenwärtigen Nichts hervor zu streben, sie reizte ihn nun zum Versuch, diesen guten Willen auszuführen. Unter mancherlei Spekulationen, die er gemacht hatte, seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, war die vernünftigste, welche einen guten Erfolg zu verheissen schien, diese: Daß er die Handelsbücher seines Vaters durchgieng, und die Kaduzitäten, die als Verlust eingetragen waren, notirte, in der Absicht, das Land zu durchziehen und eine Aehrenlese anzustellen, um zu versuchen, ob aus diesen verlohrnen Halmen sich noch ein Maaß Waizen sammeln ließe. Diesen Ertrag wollte er anlegen, einen kleinen Handel zu beginnen, welchen seine Einbildungskraft bald in alle Theile der Welt ausbreitete. Es dünkte ihn, er sähe schon Schiffe in der See, die mit seinem Eigenthum befrachtet wären. Er gieng rasch dran, sein Vorhaben auszuführen, machte das letzte goldne Nestey aus der Erbschaft, das

Stundeney *) seines Vaters zu Gelde, und kaufte dafür einen Reitklepper, der ihn, als einen Bremer Kaufmann, in die weite Welt tragen sollte.

Nur die Trennung von der schönen Meta gieng ihm schwer ein. Was wird sie, sprach er zu sich, von dieser plötzlichen Verschwindung denken, wenn ich ihr nicht mehr auf den Kirchweg begegne? Dieser Gedanke beunruhigte ihn außerordentlich, und er wußte lange keinen Rath, wie er sie von seinem Vorhaben verständigen sollte. Aber die erfindungsreiche Liebe gab ihm den glücklichen Einfall ein, von öffentlicher Kanzel seine Abwesenheit und deren Absicht ihr kund machen zu lassen. Er erkaufte deswegen in der Kirche, welche bisher das geheime Verständniß der Liebenden begünstiget hatte, eine Vorbitte für einen jungen Reisenden, zu glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte, diese sollte so lange dauren, bis er den Groschen für die Danksagung erlegen würde.

Bei der letzten Begegnung hatte er sich reisefertig gekleidet, und strich ganz nahe an seinem Liebchen vorbei, grüßte sie bedeutsam und mit mindrer Vorsicht als sonst, daß sie darüber erröthete, und Mutter Brigitta zu man-

*) Die ältesten Taschenuhren wurden von der Form, welche man ihnen zuerst gab, Stundeneyer genannt.

cherlei Randglossen Gelegenheit bekam, ihr Mißfallen über die Zudringlichkeit des unbesonnenen Laffen, der ihre Tochter noch ins Gerede bringen würde, zu erkennen zu geben, und letztere damit den lieben langen Tag, eben nicht auf die angenehmste Weise zu unterhalten. Von der Zeit an wurde Franz in Bremen nicht mehr gesehen, und von dem schönsten Augenpaar seiner Vaterstadt vergeblich gesucht. Oft hörte Meta die Vorbitte vorlesen, aber sie achtete nicht darauf, denn sie war äußerst bekümmert, daß sich ihr Geliebter verunsichtbart hatte. Diese Verschwindung war ihr unerklärbar, und sie wußte nicht was sie davon denken sollte. Nach Verlauf einiger Monate, da die Zeit ihren geheimen Unmuth in etwas gemildert hatte, und ihr Gemüthe ruhiger seine Abwesenheit ertrug, fiel ihr einsmals, als ihr eben die letzte Erscheinung ihres Herzgespiels vorschwebte die Vorbitte sonderbar auf. Sie reimte und errieth den Zusammenhang der Sache, und die Absicht dieser Notifikation. Ob nun gleich kirchliche Bitte, Gebet und Vorbitte, eben nicht im Geruch großer Wirksamkeit stehen, und für die andächtigen Seelen, die sich darauf stützen, nur ein schwacher Stab sind, indem das Feuer der Andacht in der christlichen Gemeinde, beim Schluß der Predigt zu verlöschen pflegt: so fachte doch bei der frommen Meta das Verlesen der Vorbitten solches erst recht an, und sie unterließ nie, den jungen Reisenden seinem Schutzengel bestens zu empfehlen.

Unter dieser unsichtbaren Geleitschaft, und den guten Wünschen seiner Geliebten, setzte Franz die Reise nach Brabant fort, um in Antwerpen einige beträchtliche Summen einzumahnen. Eine Reise von Bremen nach Antwerpen war zu der Zeit, wo es noch Wegelagerungen gab, und jeder Grundherr einen Reisenden, der keinen Geleitsbrief gelöset hatte, zu plündern und im Verlies seines Raubschlosses verschmachten zu lassen sich berechtiget hielt, mit mehr Gefahren und Schwierigkeiten verknüpft, als jetziger Zeit von Bremen bis nach Kamschatka: denn der Landfriede, den Kaiser Maximilian hatte ausrufen lassen, galt durchs Reich zwar als Gesetz, an vielen Orten aber noch nicht als Observanz. Dem ungeachtet gelang es dem einsamen Reisigen, das Ziel seiner Wallfahrt zu erreichen, ohne daß ihm mehr als ein einziges Abenteuer aufstieß.

Tief in dem öden Westphalen ritt er an einem schwülen Tage bis in die sinkende Nacht, ohne eine Herberge zu erreichen. Es thürmten sich gegen Abend Gewitterwolken auf, und ein heftiger Platzregen durchnäßte ihn bis auf die Haut. Das fiel dem Zärtling, der von Jugend an aller ersinnlichen Bequemlichkeiten gewohnt war, sehr beschwerlich, und er befand sich in großer Verlegenheit, wie er die Nacht in diesem Zustande hinbringen sollte. Zum Trost erblickte er, nachdem das Ungewitter vorüber gezogen war, ein Licht in der Ferne, und bald darauf langte er vor einer dürftigen Bauerhütte an, die ihm wenig Trost gewährte. Das Haus glich mehr einem

Viehstalle als einer Menschenwohnung, und der unfreundliche Wirth versagte ihm Wasser und Feuer, wie einem Geächteten, denn er war eben im Begriff, neben seine Stiere sich auf die Streue zu wälzen, und zu träge, um des Fremdlings willen das Feuer auf dem Heerde wieder anzufachen. Franz intonirte aus Unmuth ein klägliches Miserere, und verwünschte die westphälischen Steppen mit kräftigen Flüchen: aber der Bauer ließ sich das wenig anfechten, und blies mit großer Gelassenheit das Licht aus, ohne von dem Fremdling weiter Notiz zu nehmen, denn er war der Gesetze des Gastrechts ganz unkundig. Weil aber der Wandersmann vor der Thür nicht aufhörte ihm mit seinen Wehklagen Ueberlast zu machen, suchte er mit guter Art seiner los zu werden, bequemte sich zum Reden und sprach: Landsmann, so ihr euch wollt gütlich thun und euer wohl pflegen, so findet ihr hier nicht was ihr suchet. Aber reitet dort, linker Hand, durch den Busch, dahinter liegt die Burg des ehrenvesten Ritters Eberhardt Bronkhorst, der herbergt jeden Landfahrer, wie ein Hospitalier die Pilger vom heilgen Grabe. Nur hat er einen Tollwurm im Kopf, der ihn bisweilen zwickt und plagt, daß er keinen Wandersmann ungerauft von sich läßt. So euchs nicht irret, ob er euch das Wamms bläuet, wirds euch bei ihm bas behagen.

Für eine Suppe und einen Schoppen Wein die Rippen einer Bastonade Preiß zu geben, ist freilich

nicht jedermanns Ding, obwohl die Schmarotzer und Tellerlecker sich rupfen und zausen lassen, und von reichen Uebermüthlern willig allen Schabernack erdulden, wenn ihnen nur der Gaumen dafür gekitzelt wird. Franz bedachte sich eine Weile, und war unschlüssig was er thun sollte, endlich entschloß er sich dennoch, das Abenteuer zu bestehen. Was liegt daran, sprach er, ob mir der Rücken hier auf einer elenden Streu geradebrecht wird, oder vom Ritter Bronkhorst? Die Friktion vertreibt wohl gar das Fieber, das im Anzuge ist, und mich wacker schütteln wird, wofern ich die nassen Kleider nicht trocknen kann. Er gab dem Gaul die Sporen, und langte bald vor der Pforte eines Schlosses von altgothischer Bauart an, klopfte ziemlich deutlich an das eiserne Thor, und ein eben so vernehmliches Wer da? hallete ihm von innen entgegen. Dem frostigen Passagier kam das lästige Passageceremonial der Thorwächterinquisition so ungelegen als unsern Reisenden, die mit Recht über Wächter- und Mauthamts-Despotismus, bei Thoren und Schlagbäumen, seufzen und fluchen. Gleichwohl mußte er sich dem Herkommen unterwerfen und duldsam abwarten, ob der Menschenfreund im Schlosse bei Laune sey, einen Gast zu prügeln, oder geruhen würde ihm ein Nachtlager unter freiem Himmel anzuweisen.

Der Eigenthümer der alten Burg hatte von Jugend an, als ein rüstiger Kriegsmann im Heere des Kaisers, unter dem wackern Georg von Fronsberg

gedienet, und ein Fähnlein Fußvolk gegen die Venediger angeführet, sich nachher in Ruhe gesetzt, und lebte auf seinen Gütern, wo er, um die Sünden der ehemaligen Feldzüge abzubüßen, viel gute Werke verrichtete, die Hungrigen speißte, die Durstigen tränkte, die Pilger herbergte, und die Beherbergten wieder aus dem Hause prügelte. Denn er war ein roher wüster Kriegsmann, der des martialischen Tons sich nicht wieder entwöhnen konnte, ob er gleich seit vielen Jahren in stillem Frieden lebte. Der neue Ankömmling, der bereitwillig war, gegen gute Bewirthung sich der Sitte des Hauses zu unterwerfen, verzog nicht lange, so rasselten von innen die Riegel und Schlösser am Thor, und die keuchenden Thürflügel thaten sich auf, als wenn sie durch den Jammerton, den sie hören ließen, den eintretenden Fremdling warneten oder beseufzeten. Dem bangen Reisenden überliefs mit einem kalten Schauer nach dem andern den Rücken herab, als er durch das Thor einritt, dem ungeachtet wurde er wohl empfangen: einige Bedienten eilten herbei, ihm aus dem Sattel zu helfen, erzeigten sich geschäftig das Gepäck abzuschnallen, den Rappen in den Stall zu ziehen, und den Reuter zu ihrem Herrn in ein wohl erleuchtetes Zimmer einzuführen.

Das kriegerische Ansehen des athletischen Mannes, — der seinem Gaste entgegen kam, und ihm so nachdrücklich die Hand schüttelte daß er hätte laut aufschreien mögen, auch ihn mit stentorischer Stimme

willkommen hieß, als wenn der Fremdling taub gewesen wär, übrigens ein Mann in seinen besten Jahren schien, voll Feuer und Thatkraft, — setzte den scheuen Wanderer in Furcht und Schrecken, also, daß er seine Zagheit nicht verbergen konnte und am ganzen Leibe erbebte. Was ist euch junger Gesell, frug der Ritter mit einer Donnerstimme, daß ihr zittert wie ein Espenlaub, und erbleichet als woll euch eben der Tod schütteln? Franz ermannte sich, und weil er bedachte, daß seine Schultern nun einmal die Zeche bezahlen müßten, gieng seine Poltronerie in eine Art Dreistigkeit über. Herr, antwortete er traulich, ihr seht, daß mich der Platzregen durchweicht hat, als sey ich durch die Weser geschwommen. Schaffet, daß ich meine Kleider mit trocknen wechseln kann, und lasset zum Imbiß ein wohlgewürztes Biermus auftragen, das den Fieberschauer vertreibe, der an meinen Nerven zuckt: so wird mir wohl ums Herz seyn. Wohl! gegenredete der Ritter, heischt was euch Noth thut, ihr seyd hier zu Hause.

Franz ließ sich bedienen wie ein Bassa, und weil er nichts anders als Padoggen zu erwarten hatte, so wollte er sie auch verdienen; foppte und näckte daher die Diener, die um ihn geschäftig waren, auf mancherlei Weise; es kommt, dacht er bei sich, doch alles auf eine Rechnung. Das Wamms, sprach er, ist für einen Schmeerbauch, bringt mir eins, das genauer auf den Leib paßt; dieser Pantoffel brennt wie Feuer auf dem Hüneraug, schlagt ihn über den Leisten; diese

Krause ist steif wie ein Bret und würgt mich wie ein Strick, schafft eine herbei die mir sanfter thue, und durch keinen Stärkenbrey gezogen sey.

Der Hausherr ließ über die Bremische Freimüthigkeit so wenig einen Unwillen spüren, daß er vielmehr seine Diener antrieb, hurtig auszurichten was ihnen befohlen war, und sie Pinsel schalt, die keinen Fremden zu bedienen wüßten. Als der Tisch bereitet war, setzten sich Wirth und Gast, und ließen sich beide das Biermus wohl behagen. Bald darauf fragte jener, begehret ihr auch etwas zur Nachkost? Dieser antwortete: Laßt auftragen was ihr habt, daß ich sehe, ob eure Küche wohl bestellt sey. Alsbald erschien der Koch und besetzte den Tisch mit einer herrlichen Mahlzeit, die kein Graf würde verschmähet haben. Franz langte fleißig zu, und wartete nicht bis er genöthigt wurde. Als er sich gesättiget hatte, sprach er: eure Küche, seh ich, ist nicht übel bestellt, wenns um den Keller auch so stehet, so muß ich eure Wirthschaft fast rühmen, Der Ritter winkte dem Kellner, dieser füllte flugs den Willkommen mit dem gewöhnlichen Tischwein und kredenzte ihn seinem Herrn, der ihn auf die Gesundheit des Gastes rein ausleerte. Drauf that Franz dem Junker ehrlichen Bescheid, welcher sprach: Lieber, was saget ihr zu diesem Weine? Ich sage, daß er schlecht sey, antwortete Franz, wenns vom besten ist, den ihr auf dem Lager habt; und daß er gut sey, wenns eure geringste Nummer ist. Ihr seyd ein

Schmecker, entgegnete der Ritter: Kellner, zapf uns aus dem Mutterfasse. Der Schenke brachte einen Schoppen zu Kostetrunk, und als ihn Franz versucht hatte, sprach er: das ist ächter Firnewein, dabei wollen wir bleiben.

Der Ritter befahl einen großen Henkelkrug zu bringen, und trank sich mit seinem Gaste heiter und froh, fieng an von seinen Kriegszügen zu reden, wie er gegen die Venediger zu Felde gelegen, die feindliche Wagenburg durchbrochen und die wälschen Schaaren wie die Schaafe abgewürgt habe. Bei dieser Erzählung gerieth er in einen solchen kriegerischen Enthusiasmus, daß er Flaschen und Gläser niedersäbelte, das Trenschirmesser wie eine Lanze schwang, und seinem Tischgenossen dabei so nahe auf den Leib rückte, daß diesem für Nase und Ohren bange war.

Es wurde spät in die Nacht, gleichwohl kam dem Ritter kein Schlaf in die Augen, er schien recht in seinem Elemente zu seyn, wenn er auf den Kriegszug gegen die Venediger zu reden kam. Die Lebhaftigkeit der Erzählung mehrte sich mit jedem Becher, den er ausleerte, und Franz fürchtete, daß dieses der Prolog zu der Haupt- und Staatsaktion seyn möchte, bei welcher er die interessanteste Rolle spielen sollte. Um zu erfahren, ob er innerhalb oder außerhalb des Schlosses pernoktiren werde, begehrte er einen vollen Becher zum Schlaftrunk. Nun meinte er, werde man

ihm den Wein erst einnöthigen, und wenn er nicht Bescheid thät, ihn unter dem Scheine eines Weinzwistes, nach der Sitte des Hauses, mit dem gewöhnlichen Viatikum fortschicken. Gegen seine Erwartung wurde ihm ohne Widerrede gewillfahrt, der Ritter riß augenblicklich den Faden seiner Erzählung ab, und sprach: Zeit hat Ehre, morgen mehr davon! Verzeihet, Herr Ritter, antwortete Franz, morgen wenn die Sonne aufgehet, bin ich über Berg und Thal, ich ziehe einen fernen Weg nach Brabant und kann hier nicht weilen. Darum beurlaubt mich heut, daß mein Abschied morgen eure Ruhe nicht stöhre. Thut was euch gefällt, beschloß der Ritter; aber scheiden sollt ihr nicht von hinnen, bis ich aus den Federn bin, daß ich euch noch mit einem Bissen Brod und einem Schluck Danziger zum Imbiß labe, dann bis an die Thüre geleite, und nach Gewohnheit des Hauses verabschiede.

Franz bedurfte zu diesen Worten keiner Auslegung. So gern er dem Hauspatron die letzte Höflichkeit der Geleitschaft bis in die Hausthür entlassen hätte, so wenig schien dieser geneigt, von dem eingeführten Ritual abzuweichen. Er befahl den Dienern den Fremden auszukleiden, und ins Gastbette zu legen, wo sich Franz wohl seyn ließ, und auf elastischen Schwanenfedern einer köstlichen Ruhe genoß, so daß er sich, ehe ihn der Schlaf übermannte, selbst gestand, eine so herrliche Bewirthung sey um eine mäßige Bastonade nicht zu theuer erkauft. Bald umflatterten

seine Phantasie angenehme Träume. Er fand die reizende Meta in einem Rosengehege, wo sie mit ihrer Mutter lustwandelte und Blumen pflückte. Flugs verbarg er sich hinter eine dickbelaubte Hecke, um von der strengen Domina nicht bemerkt zu werden. Wiederum versetzte ihn die Einbildungskraft in das enge Gäßgen, wo er durch den Spiegel die schneeweisse Hand des lieben Mädchens mit ihren Blumen beschäftigt sah; bald saß er neben ihr im Grase, wollte ihr seine heiße Liebe erklären, und der blöde Schäfer fand keine Worte dazu. Er würde bis an den hellen Mittag geträumet haben, wenn ihn nicht die sonore Stimme des Ritters und das Geklirr seiner Sporen aufgeweckt hätte, der bei Anbruch des Tages schon in Küch und Keller Revision hielt, ein gutes Frühstück zuzurichten befahl, und jeden Diener auf den ihm zugetheilten Posten stellte, um bei Handen zu seyn, wenn der Gast erwachen würde, ihn anzukleiden und zu bedienen.

Es kostete dem glücklichen Träumer viel Ueberwindung sich von dem sichern gastfreundlichen Bette zu scheiden, er wälzte sich hin und her; doch die grelle Stimme des gestrengen Junkers engte ihm das Herz ein, und einmal mußte er in den sauren Apfel beissen. Also erhob er sich von den Federn, und sogleich waren ein Dutzend Hände geschäftig ihn anzukleiden. Der Ritter führte ihn ins Speisegemach zu einer kleinen wohl zugeschickten Tafel; aber da es jetzt zum Abdrücken

kam, fühlte der Reisende wenig Eßluß. Der Hauswirth ermunterte ihn: warum langt ihr nicht zu? Genießt etwas für den bösen Nebel. Herr Ritter, antwortete Franz, mein Magen ist noch zu voll von eurem Abendmahl; aber meine Taschen sind leer, die mag ich wohl füllen für den künftigen Hunger. Er räumte nun wacker auf, und bepackte sich mit dem Niedlichsten und Besten, was transportabel war, daß alle Taschen strotzten. Wie er sahe, daß sein Gaul wohl gestrichelt und aufgezäumt vorgeführt wurde, trank er ein Gläslein Danziger zum Valet, in der Meinung, das werde die Loosung seyn, daß ihn der Wirth beim Kragen fassen und sein Hausrecht werde fühlen lassen.

Aber zu seiner Verwunderung schüttelte er ihm, wie beim Empfang, traulich die Hand, wünschte ihm Glück auf die Reise, und die Riegelthür wurde aufgethan. Er säumte nun nicht den Rappen anzustechen, und zak zak war er zum Thor hinaus, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde.

Jetzt fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen, da er sich in völliger Freiheit befand, und sahe, daß er so mit heiler Haut davon gekommen war. Er konnte nicht begreifen, warum ihm der Wirth die Rechnung kreditirt hatte, die seinem Bedünken nach hoch an die Kreide lief, und umfaßte nun den gastfreien Mann mit warmer Liebe, dessen Faust und kolbengerechten Arm er gefürchtet hatte; trug aber

noch groß Verlangen, Grund oder Ungrund des ausgestreueten Gerüchtes an der Quelle selbst zu erforschen. Darum wendete er flugs den Gaul und trabte zurück. Der Ritter stand noch im Thor, und glossirte mit seinen Dienern, zu Beförderung der Pferdekunde, die sein Lieblingsstudium war, über Abkunft, Gestalt und Bau des Rappen und seines harten Trabes, wähnte, der Fremdling vermisse etwas von seinem Reisegepäck, und sahe die Diener wegen ihrer vermeinten Unachtsamkeit scheel an. Was gebricht euch, junger Gesell, rief er dem Kommenden entgegen, daß ihr umkehret, da ihr wolltet fürder ziehen? Ach noch ein Wort, ehrenvester Ritter! antwortete der Reisige. Ein böses Gerücht, das euch Glimpf und Namen bricht, sagt, daß ihr jedes Fremdlings wohl pfleget, der bei euch einspricht, um ihn, wenn er wieder davon scheidet, eure starken Fäuste fühlen zu lassen. Dieser Sage hab ich vertrauet, und nichts gespäret, die Zeche euch abzuverdienen: ich gedachte bei mir, der Junker wird mir nichts schenken, so will ich ihm auch nichts schenken. Nun laßt ihr mich in Frieden ziehen, das nimmt mich Wunder. Lieber, sagt mir darum, ist einiger Grund oder Schein an der Sache; oder soll ich das faule Geschwätz Lügen strafen? Der Ritter entgegnete: das Gerücht hat euch keinesweges mit Lügen berichtet: es treibt sich keine Rede im Volk um, es liegt ein Körnlein Wahrheit darin. Vernehmt den eigentlichen Bericht, wie die Sache stehet. Ich herberge jeden Fremdling, der unter mein Dach eingehet, und theile

meinen Mundbissen mit ihm, um Gottes Willen. Nun bin ich ein schlichter deutscher Mann von alter Zucht und Sitte, rede wie mirs ums Herz ist, und verlange, daß auch mein Gast herzig und zuversichtlich sey, mit mir genieße was ich habe, und frei sage was er bedarf. Aber da giebts einen Schlag Leute, die mir mit allerlei Faxen Verdruß thun, foppen und äffen mich mit Kniebeugen und Bücklingen, stellen all ihre Worte auf Schrauben, machen viel Redens ohne Sinn und Salz; vermeinen mit glatten Worten mir zu hofiren, gebehrden sich bei der Mahlzeit, wie die Weiber beim Kindtaufschmause. Sag ich: langt zu! so erwischen sie aus Reverenz ein Knöchlein von der Schüssel, das ich meinem Hunde nicht böth; sprech ich: thut Bescheid! so netzen sie kaum die Lippen aus dem vollen Becher, als wenn sie Gottes Gabe verschmäheten; lassen sich zu jedem Dinge lang nöthigen, thät schier Noth, auch zum Stuhlgang. Wenn mirs nun das leidige Gesindel zu bunt und kraus macht, und ich nimmer weiß, wie ich mit meinem Gaste dran bin: so werd ich endlich wild und brauche mein Hausrecht, fasse den Tropf beim Fell, balge ihn weidlich und werf ihn zur Thür hinaus. Das ist bei mir so Sitt und Brauch, und so halt ichs mit jedem Gaste, der mir Ueberlast macht. — Aber ein Mann von eurem Schlag ist mir stets willkommen, ihr sagtet rund und deutsch heraus, was euch zu Sinne war, wie's der Bremer Art ist. Sprecht getrost bei mir

ein, wenn euch der Weg wieder vorbeiträgt. Damit Gott befohlen.

Franz trabte nun mit heiterm frohen Gemüthe nach Antwerpen zu, und wünschte allenthalben eine so gute Aufnahme zu finden, als bei Ritter Eberhard Bronkhorst. Beim Einzug in die ehemalige Königin der flämischen Städte schwellte ein günstiger Wind das Segel seiner Hoffnung auf. In allen Straßen begegnete ihm Reichthum und Ueberfluß, und es schien als wenn Noth und Mangel aus der betriebsamen Stadt Landes verwiesen sey. Wahrscheinlicher Weise, dacht er bei sich, ist mancher von den alten Schuldnern meines Vaters wieder empor gekommen, und wird mir bereitwillig gute Zahlung leisten, wenn ich ihm meine rechtmäßige Forderung dokumentire. Nachdem er sich von der Ermüdung der Reise erholet hatte, zog er in dem Gasthofe, wo er eingekehret war, vorläufige Nachricht von dem Zustande seiner Schuldleute ein. Wie stehts mit Peter Martens fragte er eines Tages seine Tischgenossenschaft bei der Mahlzeit, lebt er noch, und macht er viel Geschäfte? — Peter Martens ist ein solider Mann, antwortete einer aus der Gesellschaft, treibt Speditionshandel, und zieht viel reinen Gewinn davon. „Ist Fabian van Plürs noch in gutem Zustande?“ — O! der weiß seines Reichthums kein Ende, sitzt im Rathe, und seine Wollmanufakturen geben reiche Ausbeute. — „Hat Jonathan Frischkier guten Vertrieb mit seinem Gewerbe?“ — Ey der

wär jetzt ein Kapitalmann, wenn sich Kaiser Max nicht hätte von den Franzosen die Braut weghaschen lassen.*) Ihm war die Lieferung der Kanten zum Brautputz verdungen; aber der Kaiser hat den Kauf, wie ihm die Braut den Handel, aufgesagt. Wenn ihr ein Liebchen habt, das ihr mit Kanten bedecken wollt, so verläßt er sie euch ums halbe Geld. — „Ist das Handelshaus op de Bütekant gesunken, oder hält sichs noch?“ — Dort hats vor einigen Jahren im Gesparre geknackt; aber die spanischen Karavellen haben**) eine neue Strebemauer dran gesetzt, daß es nun wohl halten wird.

Franz erkundigte sich nach mehreren Handelsleuten, an die er Forderungen hatte, erfuhr, daß die meisten sich in blühenden Umständen befanden, die zu seines Vaters Lebzeiten bonis cedirt hatten, und merkte daraus ab, daß ein verständiger Bankerot von je her die Fundgrube zukünftigen Erwerbs gewesen sey. Diese Nachrichten heiterten sein Gemüth sehr auf, er säumte nicht seine Papiere in Ordnung zu bringen, und bei der Behörde die alten Schuldscheine zu produziren. Aber es ergieng ihm mit den Antwerpern, wie seinen peregrinirenden Landsleuten mit den Krämern in den

*) Anna von Bretagne.

**) So wurden die sp. Schiffe genannt, die nach Amerika giengen.

deutschen Städten; sie genießen allenthalben einer freundlichen Aufnahme, und werden an keinem Orte gern gesehen, wenn sie kommen Schulden einzutreiben. Einige wollten von den alten Sünden nichts wissen, und meinten, sie wären aus der Konkursmasse mit fünf Prozent judizialiter rein abgethan. Es sey des Gläubigers Schuld, daß er die Zahlung nicht acceptirt hätte. Andere wußten sich keines Melchiors von Bremen zu entsinnen, schlugen ihre infallibeln Bücher auf, fanden keine Schuldpost für diesen unbekannten Namen angemerkt; noch andere brachten eine starke Gegenberechnung zum Vorschein, und es vergiengen keine drei Tage, so saß Franz im Schuldthurm, um für den väterlichen Kredit zu haften, wo er nicht eher herauskommen sollte, bis er den letzten Heller bezahlen würde.

Das waren nicht die besten Adspekten für den jungen Mann, der Hoffnung und Vertrauen auf die Antwerper Beförderer seines Glücks gesetzt hatte, und nun die schöne Seifenblase verschwinden sah. Er befand sich in seinem engen Gewahrsam in dem qualenvollen Zustande einer Seele im Fegfeuer, nachdem sein Schifflein auf den Strand gelaufen, und mitten im Hafen, wo er gegen die Stürme Sicherheit zu finden vermeinte, gescheitert war. Jeder Gedanke an Meta war ihm ein Dorn im Herzen; es war kein Schatten von Möglichkeit mehr vorhanden, jemals aus dem Strudel, in welchen er versunken war, wieder empor

zu kommen, um seine Hand nach ihr auszustrecken; und gesetzt er hätte den Kopf auch wieder über Wasser gebracht, so war sie ihrer Seits doch außer Stande, ihn aufs Trockene zu heben. Er fiel in eine stumme Verzweiflung, hegte keinen Wunsch als den, zu sterben, um mit einemmale der Marter abzukommen, und machte wirklich den Versuch, sich durch Hunger zu tödten. Aber das ist eine Todesart, die nicht jedermann zu Geboth steht wie dem abgezehrten Pomponius Attikus, dem seine Verdauungswerkzeuge den Dienst bereits versagt hatten; ein gesunder rüstiger Magen ergiebt sich nicht so leicht in die Beschlüsse des Kopfs und des Herzens. Nachdem der Sterbenslustige zwei Tage der Speise sich enthalten hatte, bemächtigte sich ein despotischer Heißhunger plötzlich der Herrschaft über den Willen, und verrichtete alle Operationen die sonst der Seele zukommen; er geboth der Hand in die Schüssel zu greifen, dem Munde die Speise anzunehmen, den Kinnladen sich in Bewegung zu setzen, und er selbst verrichtete die gewöhnliche Funktion der Verdauung ungeheissen. Also scheiterte auch dieser Entschluß an einer harten Brodrinde, der im sieben und zwanzigsten Lebensjahre in der That etwas Heroisches hat, das im sieben und siebenzigsten ganz daraus verschwunden ist.

Im grunde wars der hartherzigen Antwerper Meinung nicht, Geld von dem angeblichen Schuldner zu erpressen, sondern nur keins an ihn zu bezahlen, da

sie seine Forderungen nicht als liquid anerkannten. Es sey nun, daß die kirchliche Vorbitte in Bremen wirklich zu den Vorhöfen des Himmels gelanget war; oder daß die vermeinten Gläubiger nicht Lust hatten, einen überlastigen Kostgänger auf Lebenszeit zu verpflegen: gnug, nach Verlauf von drei Monaten wurde Franz seiner Gefangenschaft unter dem Beding entlediget, innerhalb vier und zwanzig Stunden die Stadt zu räumen, und der Antwerper Grund und Boden nie wieder zu betreten. Zugleich empfieng er fünf Gulden Reisegeld aus den getreuen Händen der Justiz, die sich seines Rappens und Gepäcks bemächtiget, und den Ertrag des daraus gelößten Geldes für Gerichts- und Atzungskosten gewissenhaft berechnet hatte. Mit schwermüthigem Herzen verließ er, mit dem Pilgerstabe in der Hand ganz demüthig die reiche Stadt, in die er vor einiger Zeit voll hochfliegender Hoffnung eingeritten war. Muthlos und unschlüssig, was er nun beginnen sollte, oder vielmehr gedankenlos, wankte er durch die Straßen zum nächsten Thor hinaus, ohne sich darum zu bekümmern, wo der Weg hinführe, den der Zufall ihn hatte nehmen lassen. Er grüßte keinen Wanderer und fragte nach keiner Herberge, bis ihn Ermüdung oder Hunger nöthigten, die Augen aufzuheben, und sich nach einer Kirchthurmspitze, oder sonst einem Merkzeichen von Menschenwohnung umzusehen, wenn er von Menschen Beistands bedürfte. Viele Tage war er ohne Zweck und Ziel in der Irre herumgeschweift, und ein verborgener Instinkt hatte ihn unvermerkt,

vermöge seiner gesunden Füße, geraden Weges nach seiner Heimath hinwärts geführet, als er gleichsam aus einem schweren Traum erwachte, und inne ward, auf welcher Straße er sich befand.

Er stand augenblicklich stille um zu überlegen, ob er weiter gehen, oder wieder umkehren sollte. Schaam und Verwirrung bemächtigten sich seiner Seele, wenn er bedachte, daß er als ein Bettler, mit dem Stempel der Verachtung gebranntmarkt, in seiner Vaterstadt herumgehen, und die Wohlthätigkeit seiner Mitbürger, denen er es ehedem an Reichthum und Wohlstand allen zuvor gethan, nun in Anspruch nehmen sollte. Und wie konnte er der schönen Meta, ohne die Wahl ihres Herzens zu beschämen, in dieser Gestalt unter die Augen treten? Er ließ seiner Einbildungskraft nicht Zeit, dieses traurige Gemählde zu vollenden, sondern nahm den Rückweg mit solcher Eile, als wenn er schon vor dem hohen Thore in Bremen ständ, und die Gassenbuben sich versammelten, ihn mit Hohn und Spott durch die Straßen zu begleiten. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte einen Seehafen in den Niederlanden zu erreichen suchen, Matrosendienste auf einem spanischen Schiffe nehmen, nach der neuen Welt segeln, und nicht eher nach seinem Vaterlande zurückkehren, bis er in dem goldreichen Peru die Reichthümer wieder erwerben würde, die er so unachtsam verschleudert hatte, ehe er den Werth des Geldes kannte. Bei Anlegung dieses neuen Plans, kam die schöne Meta zwar so weit im Hintergrunde zu stehen, daß sie auch dem schärf-

sten Seherauge nur als ein dämmernder Schatten in der Ferne vorschwebte; doch begnügte sich der wandernde Projektant damit, daß sie nun wieder in den Plan seines Lebens eingewebt war, und machte große Schritte, als wenn er durch diese Eilfertigkeit sie desto eher zu erreichen vermeinet hätte.

Schon befand er sich wieder an der niederländischen Gränze, und langte unfern von Rheinberg, bei Sonnenuntergang, in einem kleinen Flecken an, Rummelsburg genannt, welcher nachher im dreißigjährigen Kriege ganz zerstöhret worden ist. Eine Karawane Lyker Fuhrleute hatten bereits das Wirthshaus angefüllt, also, daß der Wirth keinen Platz hatte ihn zu herbergen, und ihn aufs nächste Dorf verwieß; besonders weil er wegen seiner jetzigen Landstreicherphysiognomie zu ihm eben nicht das beste Vertrauen hegte, und ihn für einen Diebsspion hielt, der auf das Lyker Fuhrmannsgut eine Absicht habe. Er mußte sich, der großen Ermüdung ungeachtet, zur weitern Wallfarth rüsten, und sein Reisebündel wieder auf den Rücken nehmen.

Indem er beim Abzuge einige bittere Klagen und Verwünschungen über die Hartherzigkeit des Wirthes zwischen den Zähnen hervor murmelte, schien dieser mit dem Zustande des Fremdlings einiges Mitleiden zu empfinden, und rief ihm aus der Thür nach: Hört doch, junger Gesell, was ich euch sagen mag; wenn ihr hier zu rasten begehret, will ich euch wohl unterbringen. Hier

oben im Schlosse sind der ledigen Zimmer gnug, wenns euch da nicht zu einsam ist, es wird nicht bewohnt, und ich habe die Schlüssel dazu. Franz nahm den Vorschlag mit Freuden an, rühmte ihn als ein Werk der Barmherzigkeit, bat nur um Dach und Fach und um ein Abendbrod, seys gleich in einem Schloß oder in einer Baurenhütte. Der Wirth war aber ein heimlicher Schalk, dems wurmte, daß der Fremdling einige halblaute Schmähungen gegen ihn sich hatte entfallen lassen, und wollte sich dafür durch einen Plagegeist rächen, der in der alten Burgveste hauste, und die Einwohner seit langen Jahren daraus vertrieben hatte.

Das Schloß lag nahe am Flecken auf einem schrofen Felsen, gerade dem Gasthof gegenüber, so daß es nur durch die Fahrstraße und einem kleinen Forellenbach davon geschieden wurde. Der angenehmen Lage halber wurde es noch immer im baulichen Stande erhalten, war auch mit allem Hausgeräthe wohl versehen und diente dem Eigenthümer zum Jagdschloß, der oft darin den Tag über bankettirte; aber so bald die Sterne am Himmel funkelten, mit seinem Hofgesinde davon zog, um den Plackereien des Poltergeistes, der die Nacht über darin tosete, zu entweichen; denn am Tage ließ das Gespenst sich nicht vermerken. So unangenehm für den Grundherrn das Gespilde seines Schlosses mit dem nächtlichen Ungethüm war, so vortheilhaft war ihm der Spukgeist in Rücksicht der großen Sicherheit vor Dieben. Der Graf hätte keinen treuern und wachsamern Hüter des Schlosses be-

stellen können, als eben das Nachtgespenst, das die verwegensten Diebesbanden in Respekt hielt. Daher wußte er keinen sichrern Ort, zu Aufbewahrung seiner Kostbarkeiten, als dieses alte Bergschloß, in dem Flecken Rummelsburg bei Rheinberg gelegen.

Hinunter war der Sonnenschein, die finstre Nacht brach stark herein, als Franz mit einer Laterne in der Hand, vor der Pfortenthür des Schlosses, unter Geleitschaft des Wirthes anlangte, der in einem Korbe Lebensmittel trug, nebst einer Flasche Wein, die, wie er sagte, nicht in Rechnung kommen sollte. Auch hatte er ein Paar Leuchter und zwo Wachskerzen mitgenommen: denn im ganzen Schlosse war weder Licht noch Leuchter, weil man nie länger des Abends als bis zum Zwielichten daselbst verweilte. Unterwegs bemerkte Franz den knisternden schwerbeladenen Korb und die Wachslichter, deren er nicht zu bedürfen, und sie doch bezahlen zu müssen glaubte. Darum sprach er: wozu dieser Ueberfluß und Unrath, als bei einem Gastmahl? Das Licht in der Leuchte ist hinreichend um dabei zu sehen, bis ich mich aufs Lager strecke, und wenn ich erwache wird die Sonne hoch herauf seyn; denn ich fühle große Ermüdung, und werde auf beiden Ohren schlafen. Ich will euch nicht verhalten, antwortete der Wirth, daß sich ein Gerücht umtreibt, es gehe irre im Schlosse, und wohne ein Spukgeist darin. Ihr dürft euch das gleichwohl nicht anfechten lassen; wir sind, wie ihr sehet, nahe genug, daß ihr uns errufen könnt, wenn euch etwas Unnatürliches zustoßen

sollte; ich werde mit meinem Gesinde flugs bei der Hand seyn, euch Beistand zu leisten. Unten im Hause wirds die ganze Nacht nicht ruhig, und es bleibt immer jemand wach. Ich wohne nun seit dreißig Jahren hier im Orte, kann gleichwohl nicht sagen, daß ich je was gesehen hätte. Wenns ja zuweilen in der Nacht Gepolter giebt, so sinds Katzen und Marder, die auf dem Kornboden rasaunen. Aus Vorsorge hab ich euch mit Licht versehen: die Nacht ist doch keines Menschen Freund, und die Kerzen sind geweiht, deren Schimmer die Gespenster, wenn welche im Schlosse vorhanden sind, gewiß scheuen werden.

Der Wirth sagte daran keine Unwahrheit, daß er nie von einem Gespenste im Schlosse was inne worden sey; denn bei Nacht hatte er sich wohl in Acht genommen, jemals einen Fuß hinein zu setzen, und bei Tage ließ sich der Geist nicht sehen; auch jetzt wagte der Schalk sich nicht über die Gränze. Nachdem er die Thür geöffnet hatte, reichte er dem Wanderer den Korb mit den Viktualien, wies ihn zurechte, und wünschte gute Nacht. Franz trat ohne Furcht und Scheu in das Vorhaus, vermeinte die Spukgeschichte sey leeres Geschwätz, oder eine mißverstandene Tradition irgend einer wirklichen Ereigniß, woraus die Phantasie ein unnatürlich Abenteuer gebildet hätte. Er gedachte an die Sage von dem wackern Ritter Eberhard Bronkhorst, vor dessen schweren Arm ihm so bange war gemacht worden, und bei welchem er dennoch einer so gastfreien Aufnahme genoß. Darum hatte er sichs aus seinen Reiseerfahrungen zur Regel

gemacht, von der gemeinen Sage gerade das Gegentheil zu glauben, und ließ das Kornlein Wahrheit, das nach der Meinung des weisen Junkers darin verborgen liegen sollte, ganz aus der Acht.

Nach Anweisung des Wirths stieg er die steinerne Wendeltreppe hinauf, und kam vor eine verschlossene Thür, die er mit dem Schlüssel öffnete. Eine lange düstre Gallerie, wo sein Fußtritt wiederhallete, führte ihn in einen großen Saal, und aus diesem eine Seitenthür in eine Reihe Gemächer, die mit allen Geräthschaften, zur Zierde und Bequemlichkeit, reichlich versehen waren. Er wählte sich eins darunter zum Schlafgemach, das ihm am freundlichsten schien, wo er ein wohlgepolstertes Ruhebette fand, aus dessen Fenstern er gerade unter sich in den Gasthof sah, auch jedes laute Wort, das daselbst geredet wurde vernehmen konnte. Er zündete die Wachskerzen an, beschickte seine Tafel, und speißte mit solcher Gemächlichkeit und Wohlgeschmack, als ein Nobile von Otaheity. Die gebauchte Flasche ließ ihn dabei keinen Durst leiden. So lange die Zähne in voller Arbeit waren, hatte er nicht Zeit an die angebliche Spukerei im Schlosse zu denken. Wenn sich auch zuweilen etwas in der Ferne regte, und ihm die Furchtsamkeit zurief: horch auf! horch auf! jetzt kommt der Poltergeist: so antwortete die Herzhaftigheit: Possen! Es sind Katzen und Marder, die sich beißen und balgen. Aber in dem Dauungsviertelstündchen nach der Mahlzeit, da der sechste Sinn, die Empfindung des Hungers und Dursts, die Seele nicht

mehr beschäftigte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit unter den fünf übrigen, allein auf das Gehör, und da flüsterte die Furcht schon immer drei bängliche Gedanken dem Horcher ins Ohr, ehe die Herzhaftigkeit einmal drauf antwortete.

Vor den ersten Anlauf schloß er die Thür ab, schob den Nachtriegel vor, und nahm seine Retirade auf den gemauerten Sitz des gewölbten Fensters. Er eröffnete solches, sahe, um sich in etwas zu zerstreuen, an den gestirnten Himmel, blickte in den gefärbten Mond, und zählte wie oft sich die Sterne putzten. Auf der Straße unter ihm wards öde, und ungeachtet der ihm angerühmten nächtlichen Lebhaftigkeit im Gasthofe, wurden die Thüren verschlossen, die Lichter ausgethan, und es ward so still darin als in einer Todtengruft. Dagegen stieß der Nachtwächter ins Horn, und ließ sein: hört ihr Herren, über den ganzen Flecken erschallen, intonirte auch, zur Beruhigung des bangen Astronomen, der seine Augen noch immer an den funkelnden Sternen weidete, ein gellendes Abendlied gerad unter dem Fenster, also, daß Franz leicht mit ihm Unterredung hätte pflegen können, welches er, um der Geselligkeit willen, auch gern gethan hätte, wenn er hätte vermuthen können, daß ihm der Wächter zur Rede stehen würde.

In einer volkreichen Stadt, mitten unter einer zahlreichen Hausgenossenschaft, wo des Getümmels so viel ist als in einem Bienenkorbe, mags für den Denker eine

angenehme Erholung seyn, über die Einsamkeit zu philosophiren, sie als die lieblichste Gespielin des menschlichen Geistes zu gestalten, ihr alle vortheilhafte Seiten abzugewinnen, und nach ihrem Genusse zu verlangen. Aber da, wo sie einheimisch ist, auf der Insel Juan Fernandez, wo ein einzelner dem Schiffbruch entronnener Eremit lange Jahre mit ihr verlebt; oder bei schauervoller Nacht, in einem tiefen Walde, oder in einem unbewohnten alten Schlosse, wo öde Mauren und Gewölbe Grausen erwekken, und nichts Leben athmet außer die traurige Eule in dem zerfallenen Thurme: da ist sie in Wahrheit nicht die angenehmste Gesellschafterin für den scheuen Anachoreten, der darin übernachtet, besonders wenn er sich alle Augenblicke der Erscheinung eines Poltergeistes gewärtigen muß. Da kanns leicht der Fall seyn, daß eine Unterredung mit dem Nachtwächter zum Fenster heraus eine bessere Unterhaltung gewähret für Geist und Herz, als die anziehendste Lektür einer Lobrede auf die Einsamkeit. Wenn Ritter Zimmermann in Franzens Stelle sich befunden hätte, auf dem Schloß Rummelsburg an der westphälischen Gränze, so würde er ohne Zweifel in dieser Lage, die Grundideen zu einer eben so interessanten Schrift über die Geselligkeit ausgesponnen haben, als ihn, allem Vermuthen nach, eine lästige Assemblee bestimmt hat, aus der Fülle des Herzens der Lobredner der Einsamkeit zu werden.

Mitternacht heißt die Stunde, wo die Geisterwelt Leben und Thätigkeit gewinnt, wenn die vergröberte

animalische Natur in tiefem Schlummer begraben liegt. Franz wünschte um deswillen lieber diese bedenkliche Stunde zu verschlafen als zu durchwachen; darum that er das Fenster zu, gieng nochmals die Runde im Zimmer, durchspähete Winkel und Ecken, um zu sehen ob alles geheuer sey, schneuzte die Lichter daß sie heller brennten, und streckte sich flugs aufs Ruhebette, welches seinem ermüdeten Körper gar sanfte that. Dennoch konnte er nicht so bald als er wünschte in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen, welches er einer Wallung im Blute, von der Hitze des Tages zuschrieb, erhielt ihn noch eine Zeitlang wach, und er unterließ nicht diese Frist zu benutzen, und einen so kräftigen Abendsegen zu beten, als er seit vielen Jahren nicht gebetet hatte. Dieser that die gewöhnliche Wirkung, daß er sanft dabei einschlief. Nach Verlauf einer Stunde, seinem Bedünken nach, erwachte er mit einem plötzlichen Schreck, welches bei einem unruhigen Blute eben nichts ungewöhnliches ist. Dadurch wurde er ganz munter, horchte ob alles ruhig sey, und hörte nichts als die Glocke, die eben zwölfe schlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf dem ganzen Flecken mit lautem Gesange ankündigte. Franz lauschte noch eine Weile, legte sich aufs andre Ohr, und war eben im Begriff wieder einzuschlafen, da wars ihm als knarre von Ferne eine Thür, und gleich darauf schlug sie mit dumpfem Getöse zu. O Wehe! Wehe! rannte die Furcht ihm ins Ohr, das ist fürwahr der Poltergeist!

Es ist der Wind und weiter nichts, tröstete die Herzhaftigkeit. Doch bald kams näher, wie ein schwerer Mannestritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als rasselte ein Delinquent mit schweren Ketten; oder als gieng der Pförtner mit seinem Schlüsselband im Schloß umher. Das war kein Windesspiel, die Herzhaftigkeit verstummte, die bange Furcht trieb alles Blut dem Herzen zu, daß es pochte wie ein Schmiedehammer.

Jetzt war die Sache außerm Spaß. Wofern die Furcht die Herzhaftigkeit noch einmal hätte lassen zum Worte kommen, so würde diese den Verzagten an den Subsidien-Traktat mit dem Wirthe erinnert und ihn angetrieben haben, die stipulirte Hülfe laut aus dem Fenster zu reklamiren; aber dazu gebrachs an Entschließung. Der ängstlich Zagende nahm seine Zuflucht zur Matratze, der letzten Schutzwehr der Furchtsamen, und zog sie dicht übern Kopf, wie Vogel Strauß das Haupt ins Gras steckt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Draußen giengs Thür auf, Thür zu, mit gräßlichem Gepolter, und nun kams auch ans Schlafgemach. Es drehte rasch am Schloß, versuchte viele Schlüssel, bis es den rechten fand; doch hielt der Riegel noch die Thür fest, bis sie ein harter Schlag, gleich einem Donnerschlag, eröffnete, daß Niet und Riegel sprang. Da trat herein ein langer hagrer Mann, mit einem schwarzen Bart, in alter Tracht und mit finsterm Angesicht; die Augenbraunen senkten sich zu tiefem Ernste von der Stirn herab. Um seine

linke Schulter hatte er einen Scharlachmantel und auf dem Haupt trug er einen spitzen Hut. Er zog, mit schwerem Tritt, dreimal das Zimmer schweigend auf und ab, besah die geweihten Kerzen, und putzte sie damit sie heller leuchteten. Drauf ließ er seinen Mantel fallen, schnürte einen Scheersack auf, den er darunter barg, kramte ein Barbierzeug aus, und strich flugs ein blankes Scheermesser auf dem breiten Riemen den er am Gürtel trug.

Franz schwitzte Judasschweiß unter der Matratze, befahl sich in den Schutz der heiligen Jungfrau, und spekulirte ängstlich was dies Manövre sollte, wußte nicht obs damit auf die Gurgel oder auf den Bart gemeint sey. Zu seiner Beruhigung goß das Gespenst, aus einer silbernen Flasche, Wasser in ein silbern Becken, und schlug mit beinerner Hand die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurechte, und winkte mit ernster Miene den angstvollen Laurer aus seinem Hinterhalt hervor.

Gegen diesen bedeutsamen Wink galt so wenig eine Einwendung, als gegen die strengen Befehle des Großherrn, wenn er einem exilirten Vezier den Engel des Todes, den kapichi Baschi, mit der seidnen Schnur nachschickt, seinen Kopf in Empfang zu nehmen. Das Vernünftigste, was sich in diesem kritischen Falle thun läßt, ist, der Nothwendigkeit nachzugeben, zum bösen Spiel gute Miene zu machen, und sich mit

stoischer Gelassenheit die Kehle gemachsam zuschnüren zu lassen. Franz honorirte die empfangene Ordre: die Matratze begann sich zu heben, er sprang rasch vom Bette auf, und nahm den ihm angewiesenen Platz auf dem Schemel ein. So wundersam auch dieser schnelle Uebergang von der äußersten Verzagtheit zur kühnsten Entschlossenheit scheinen mag, so natürlich wird dennoch das psychologische Journal uns diese Erscheinung zu erklären wissen.

Der spukende Barbier band seinem zitternden Bartkunden alsbald das Scheertüchlein vor, ergriff drauf Kamm und Scheere, und beschnitt ihm Haar und Bart. Dann seifete er ihn kunstmäßig ein, zuerst den Bart, hernach die Augenbraunen, zuletzt die Schläfe, Scheitel und das Hinterhaupt, und scher ihn von der Gurgel bis zum Nacken so glatt und kahl wie einen Todtenkopf. Als er mit dieser Operation zu Stande war, wusch er ihm das Haupt, trocknete es säuberlich, machte seinen Reverenz, und schnürete den Scheersack zu, hüllte sich in den Scharlachmantel, und schickte sich zum Rückzug an. Die geweihten Kerzen brannten vortrefflich helle bei der ganzen Verhandlung, und Franz sahe vermöge ihres Schimmers, im Spiegel, daß ihn der Scheerer in einen chinesischen Pagoden verwandelt hatte. Er bedauerte herzlich den Verlust der schönen braunen Locken, gleichwohl schöpfte er nun wieder frischen Athem, da er merkte, es sey mit diesem Opfer alles abgethan, und der Geist habe weiter keine Macht an ihm.

So verhielt sichs auch in der That, der Rothmantel gieng nach der Thür, stillschweigend wie er gekommen war, ohne Gruß und Valet, und schien ganz das Widerspiel seiner geschwätzigen Professionsverwandten. Kaum war er aber drei Schritte zurück, so stand er stille, sahe sich mit trauriger Gebehrde nach seinem wohlbedienten Kunden um, und strich mit der flachen Hand über den schwarzen Bart. Eben das that er zum andern male, und nochmals, als er eben zur Thür hinaus schreiten wollte. Franz gerieth dadurch auf die Vermuthung, daß das Gespenst etwas verlange, und durch eine schnelle Ideenverbindung rieth er darauf, daß es vielleicht den nämlichen Dienst von ihm erwarte, den es ihm vorher geleistet habe.

Da der Geist, ungeachtet seines trübsinnigen Anblicks, mehr zu Schimpf als Ernst aufgelegt schien, und seinen Gast geschabernackt, nicht aber gemißhandelt hatte: so war bei diesem jetzt fast alle Furcht verschwunden. Also wagte er den Versuch, und winkte dem Geiste sich auf den Schemel zu setzen, welchen er eben verlassen hatte. Sogleich gehorchte das Gespenst, warf den rothen Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tisch, und setzte sich auf den Stuhl, in die Stellung eines Menschen, der sich will den Bart abnehmen lassen, Franz beobachtete sorgfältig die nämliche Prozedur, die der Geist zuvor mit ihm vorgenommen hatte, stutzte ihm den Bart mit der Scheere, schnitt ihm das Haar ab, seifete ihm den ganzen Kopf ein,

und das Gespenst hielt still wie ein Haubenstock. Der ungeschickte Gesell wußte das Messer schlecht zu regieren, hatte noch nie eins in der Hand gehabt, schor den Bart gerade gegen den Strich, wobei der Geist eben so seltsame Grimassen machte, wie der Affe des Erasmus, indem er das Bartputzen seines Herrn nachahmte. Dabei wurde dem unkundigen Pfuscher doch nicht wohl zu Muthe, er dachte mehr als einmal an die sinnreiche Sentenz: was deines Amts nicht ist, laß deinen Vorwitz; indessen zog er sich, so gut er konnte, aus der Affäre, und schor das Gespenst so kahl als er selbst war.

Bisher war die Scene zwischen dem Geiste und dem Wanderer pantomimisch abgehandelt worden, jetzt wurde die Handlung dramatisch. Fremdling, sprach jener mit freundlicher Gebehrde, habe Dank für den Dienst, den du mir geleistet hast: durch dich bin ich der langen Gefangenschaft nun ledig, die mich dreihundert Jahre in diese Mauren gekerkert hat, und zu welcher meine abgeschiedene Seele so lange einer Uebelthat halber, verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben und thun würde, was ich bei meinen Lebzeiten andern that.

Wisse, daß hier ehemals ein frecher Uebermüthler wohnte, der sein Gespött mit Pfaffen und mit Layen trieb. Graf Hartmann hieß sein Name, war keines Menschen Freund, erkannte kein Gesetz und keinen

Oberherrn, übte eitel Muthwill und Schälkeley, und schändete des Gastrechts Heiligkeit. Den Fremdling, der unter sein Dach eingieng, den Dürftigen, der ihn um eine milde Gabe bat, entließ er nie, ohn einen bösen Tück ihm zu beweisen. Ich war sein Schloßbarbier, trieb Liebdienerei, und that was ihm gefiel. So manchen frommen Pilger, der vorübergieng, lockt ich mit Freundlichkeit ins Schloß, bereitete das Bad für ihn, und wenn er meinte seiner wohl zu pflegen, schor ich ihn glatt und kahl, und wies mit Hohn und Spott ihn aus der Thür. Da schauete Graf Hartmann aus dem Fenster, und sah mit Lust, wie sich die Otternzucht der Knaben aus dem Flekken versammlet hatte, den Geschändeten zu höhnen, und über ihn, wie über den Propheten einst die freche Knabenrotte, Kahlkopf! Kahlkopf! schrie. Des freute sich der Schadenfroh und lachte teuflisch drüber, daß er den Speckwanst halten mußte, und ihm die Augen übergiengen.

Einst kam ein heiliger Mann aus fernen Landen, er trug, gleich einem Büßenden, ein schweres Kreuz auf seiner Schulter, und hatte sich fünf Nägelmaal, an Händen, Füßen und der Seite, aus Andacht eingenarbt; auf seinem Haupte stand ein Kranz von Haaren, gleich der Dornenkrone. Er sprach hier an, begehrte Wasser seine Füße zu waschen, und einen Bissen Brod. Flugs bracht ich ihn ins Bad, um ihn nach meiner Weise zu bedienen, und respektirte nicht die heilige Glatze, schor ihm die Krone rein vom Haupte weg.

Da sprach der fromme Pilger einen schweren Bannfluch über mich. Verruchter wisse, daß nach dem Tode der Himmel und die Hölle, und des Fegfeuers eherne Pforte deiner armen Seele verschlossen ist. Sie soll als Plagegeist so lang in diesen Mauren tosen, bis ungefordert, ungeheißen, ein Wandrer das Vergeltungsrecht an dir verüben wird.

Von Stund an wurd ich siech, das Mark in den Gebeinen vertrocknete, und ich vergieng gleich wie ein Schatten. Mein Geist verließ den abgezehrten Leichnam, und blieb an diesen Ort gebannt, wie ihm vom hellgen Mann ward auferlegt. Vergebens harrt' ich der Erlösung aus diesen quaalenvollen Fesseln, die mich noch an die Erde ketteten: denn du sollst wissen, daß, wenn die Seele von dem Körper scheidet, sie nach dem Ort der Ruh verlangt, und diese heiße Sehnsucht macht ihr die Jahre zu Aeonen, so lange sie in einem fremden Elemente schmachtet. Zu eigner Quaal setzt ich das traurige Geschäfte fort, das ich bei Leibesleben trieb. Ach! bald verödete mein Tosen dieses Haus! Nur sparsam kam ein Pilger, hier zu übernachten. Ob ich gleich allen that wie dir, so wollte doch keiner mich verstehn, und mir, wie du, den Dienst erweisen, der meinen Geist aus dieser Sklaverei befreite. Hinfort wird sich kein Poltergeist in diesem Schloß mehr regen, ich gehe nun zur langgewünschten Ruhe ein. Nun, junger Fremdling, nochmals meinen Dank, daß du mich nun erlöset hast. Wär ich der Hüter tief-

verborgner Schätze, sie wären alle dein; doch Reichthum war im Leben nie mein Loos, es liegt in diesem Schlosse auch kein Schatz vergraben. Hör aber guten Rath. Verweile hier, bis Bart und Haupthaar Kinn und Glatze wieder decken, dann ziehe heim in deine Vaterstadt, und harre auf der Weserbrücke daselbst, zur Zeit wenn Tag und Nacht im Herbst sich gleichen, auf einen Freund, der dir begegnen wird, der wird dir sagen was du thun sollst, daß dirs wohlergeh auf Erden. — Wenn aus dem güldnen Horn des Ueberflusses dir Segen und Gedeihen quillt, alsdann sey meiner eingedenk, und laß, so oft der Jahrstag wiederkehrt, an welchem du mich des Verwünschungsfluchs entbandest, zu meiner Seelenruh, mir jedesmal drei Messen lesen. — Nun fahre wohl, ich scheide jetzt von hinnen.

Mit diesen Worten verschwand der Geist, nachdem er durch seine Geschwätzigkeit seine ehemalige Existenz, als Hofbarbier im Schlosse Rummelsburg, sattsam dokumentiret hatte, und ließ seinen Befreier voll Verwunderung über das seltsame Abenteuer. Er stand lange unbeweglich, und war zweifelhaft, ob sich die ganze Geschichte wirklich begeben, oder ob ihn nur ein schwerer Traum getäuschet habe; allein sein kahl geschorner Kopf überzeugte ihn bald von der Wahrheit der Begebenheit. Er legte sich drauf zur Ruhe, und schlief auf das überstandene Schrecken, bis in die Mittagsstunde. Der betrügliche Wirth hatte schon von

frühem Morgen an gelauret, wenn der Wanderer mit der Glatze zum Vorschein kommen würde, um ihn mit heimlichem Hohngelächter, unter dem Anschein der Verwunderung über das nächtliche Abenteuer zu empfangen. Da ihm dieser aber zu lange zögerte, und schon der Mittag herannahete, wurde ihm die Sache bedenklich, und er fieng an zu fürchten, das Gespenst möchte etwas unsanft mit dem fremden Gaste gefahren seyn, ihn erdrosselt, oder in so übermäßige Furcht versetzt haben, daß er vor Entsetzen gestorben sey; und seine muthwillige Rache so weit zu treiben, war gleichwohl seine Absicht nicht. Er schellete dem Gesinde, lief mit Knecht und Magd in aller Eile auf die Burg, und kam vor das Zimmer, in welchem er des Abends Licht bemerkt hatte. Er fand einen unbekannten Schlüssel an der Thür; aber diese war von innen verriegelt, denn nach der Verschwindung des Geistes hatte Franz sie wieder verwahret. Er pochte mit ängstlicher Heftigkeit an, daß die heiligen Siebenschläfer von dem Getöse würden aufgewacht seyn. Franz wurde munter, und meinte in der ersten Bestürzung, der Geist stünd wieder vor der Thür, und habe ihm einen nochmaligen Besuch zugedacht. Da er aber des Wirths Stimme vernahm, der nichts mehr verlangte, als daß sein Gast ein Zeichen des Lebens von sich geben sollte, raffte er sich auf und öffnete das Gemach.

Mit scheinbarem Entsetzen sprach der Wirth, indem er die Hände zusammen schlug: Bei Gott und allen

Heiligen! der Rothmantel ist hier gewesen, (unter diesem Namen war das Gespenste den Einwohnern bekannt) und hat euch zum Kahlkopf geschoren, nun ists vor Augen daß die alte Sage kein Mährchen ist. Aber berichtet mich, wie sahe der Poltergeist aus, was hat er geredet, und wie hat er gethan? Franz, der den Frager vollkommen ausgemerket hatte, antwortete: Der Geist glich einem Mann in einem rothen Mantel; wie er gethan hat, ist euch nicht verborgen, und was er sprach, des bin ich wohl eingedenk: Fremdling, sprach er, trau keinem Wirthe, der den Schalk im Schilde führt: was dir begegnen sollte, war ihm wohl bewußt. Gehab dich wohl, ich ziehe fort aus diesem alten Aufenthalte, denn meine Zeit ist aus. Hinfort wird hier kein Poltergeist mehr spuken; ich werde nun zum stillen Alp, will bas den Gastwirth plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wofern er seine Schuld nicht büßt, dir Dach und Fach und freie Zehrung giebt, bis um dein Haupt sich wieder braune Locken krümmen.

Der Wirth erbebte bei diesen Worten, schlug ein großes Kreuz vor sich, und gelobte, bei der heiligen Jungfrau, dem Abenteurer freie Zeche, so lang er bei ihm verharren wollte, führte ihn in sein Haus und bediente ihn aufs beste. Es fehlte wenig, daß der Fremdling nicht in den Ruf eines Geisterbanners kam, da sich das Gespenst von nun an nicht mehr sehen ließ. Er übernachtete oft in der alten Burg, und ein

Waghals aus dem Orte hatte den Muth ihm Gesellschaft zu leisten, ohne daß er zum Kahlkopf geschoren wurde. Da der Gutsherr erfuhr, daß der fürchterliche Rothmantel nicht mehr in Rummelsburg spuke, ward er darüber sehr froh, und ertheilte Befehl, des Fremdlings wohl zu pflegen, der ihn seiner Meinung nach weggebannt habe.

Um die Zeit als sich der Wein färbte, und der herannahende Herbst die Aepfel an den Bäumen röthete, kräuselten sich Franzens braune Locken wieder, und er schnürte sein Reisebündel: denn alle seine Sinnen und Gedanken waren auf die Weserbrücke gerichtet, um den Freund aufzusuchen, der ihm nach der Verheißung des nächtlichen Barbiers, Anweisung geben sollte, wie er sein Glück machen könnte. Indem er sich vom Wirth verabschiedete, zog dieser ein Pferd mit Sattel und Zeug aus dem Stalle, womit der Gutsherr aus Dankbarkeit ihn beschenkte, daß er sein Schloß wieder wohnbar gemacht hatte; auch ließ er ihm einen nachhaltigen Zehrpfennig reichen, und so kam Franz flink und wohlgemuth in seine Vaterstadt wieder angeritten, wie er vor Jahresfrist daraus gezogen war. Er suchte sein altes Quartier im engen Gäßgen auf, hielt sich aber gar still und eingezogen, und forschte nur unter der Hand, wie's mit der schönen Meta stünd, ob sie noch lebe und unvermählt sey. Auf diese Frage erhielt er eine befriedigende Antwort, und begnügte sich vor der Hand daran: denn er wagte es

nicht, ehe sein Schicksal entschieden wäre, ihr unter die Augen zu treten, oder seine Ankunft in Bremen ihr vermerken zu lassen.

Mit heißer Sehnsucht erwartete er die Tag- und Nachtgleiche, seine Ungeduld machte ihm bis dahin jeden Tag zu einem Jahre. Endlich erschien der lang gewünschte Termin. Die Nacht vorher konnte er, vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kein Auge zuthun; das Blut wallete und pochte in den Adern, wie im Schlosse Rummelsburg, da er des Besuchs von einem Poltergeiste sich versah. Um den unbekannten Freund nicht zu verfehlen, stund er schon vor Tagesanbruch auf, und begab sich in der ersten Morgendämmerung auf die Weserbrücke, die noch leer und ledig von Passanten war. Er gieng verschiedenemal einsam darauf hin und wieder, mit einem Vorgefühl freudiger Ahndung, das den eigentlichen Genuß aller irdischen Glückseligkeit in sich faßt. Denn nicht die erreichten Wünsche, sondern die unbezweifelte Hoffnung sie zu erreichen, gewähret dem menschlichen Geiste das volle Maas des höchsten und innigsten Vergnügens. Er machte eine Menge Entwürfe, wie er sich im Besitz seines zu erwartenden Glücks bei der geliebten Meta produziren wollte; ob es rathsamer sey sich ihr in vollem Glanze zu zeigen, oder nur im ersten Schimmer des Morgenlichtes aus seiner bisherigen Dunkelheit hervor zu gehen, und sie nach und nach die glückliche Veränderung seiner Lage wahrnehmen zu lassen. Die

Neugierde that bei dieser Gelegenheit tausend Fragen an den Verstand: wer mag der Freund seyn, der mir auf der Weserbrücke begegnen soll? Obs wohl einer meiner alten Bekannten ist, bei denen ich, seit meinem Verfall, ganz vergessen bin? Wie wird er mir den Weg zum Glücke bahnen? und wird dieser Weg kurz oder lang, bequem oder mühsam seyn? Auf alles das wußte der Verstand, seines Sinnens und Spekulirens ungeachtet, keine Antwort.

Nach Verlauf einer Stunde fiengs an auf der Brücke lebhaft zu werden, es wurde darüber geritten, gefahren und gegangen, auch viel Kaufmannsgut hin und her gebracht. Die gewöhnliche Tagwache von Bettlern und preßhaften Personen besetzte nach und nach diesen zu ihrem Gewerbe wohlgelegnen Posten, um die Wohlthätigkeit der Vorübergehenden in Contribution zu setzen: an Armenanstalten und Arbeitshäuser hatte die weise Polizei damals noch nicht gedacht. Der erste von der zerfetzten Kohorte, der dem jovialischen Spatziergänger, welchem frohe Hoffnung aus den Augen lachte, um eine milde Gabe ansprach, war ein verabschiedeter Kriegsmann, der mit dem militärischen Ehrenzeichen eines hölzernen Stelzfußes versehen war, das ihm, als er weiland fürs Vaterland focht, zum Lohn seiner Tapferkeit verliehen wurde, mit der Gerechtsame zu betteln wo er wollte, und der nun, als Phisiognomist, das Studium der Menschenkunde auf der Weserbrücke mit so gutem Erfolge trieb, daß er

selten eine Fehlbitte um ein Almosen that. Auch diesmal irrte sich sein Beschauungsblick keineswegs, indem ihm Franz, in der Freudigkeit seines Herzens, einen blanken Engelgroschen in den Hut warf.

Zur Zeit der ersten Morgenstunden, wo nur der arbeitsame Handwerker thätig ist, der vornehmere Städter aber noch der trägen Ruhe pfleget, erwartete er die Erscheinung des verheißnen Freundes eigentlich noch nicht: er suchte ihn nicht in den niedrigsten Volksklassen, und nahm daher von den Passanten nur wenig Notiz. Um die Stunde der Gerichtszeit aber, als die Prozeres von Bremen in stattlichen Amtskleidern zu Rath fuhren, und um die Börsenzeit, war er ganz Aug und Ohr, spähete die Kommenden von Ferne, und wenn ein rechtlicher Mann über die Brücke kam, gerieth sein Blut in Bewegung, und er vermeinte an ihm den Schöpfer seines Glücks zu finden. Es vergieng indessen eine Stunde nach der andern, die Sonne rückte hoch herauf; bald machte die Mittagszeit einen Stillstand in den Geschäften; das Getümmel verlohr sich, und der erwartete Freund zögerte noch immer mit seiner Ankunft. Franz promenirte jetzt ganz allein die Brücke auf und nieder, hatte keine andre Gesellschaft neben sich, als die Bettler, die sich ihre kalte Küche servirten ohne den Platz zu verlassen. Er trug ebenfalls kein Bedenken dasselbe zu thun, und weil er nicht mit Lebensmitteln versehen war, kaufte er einiges Obst, und nahm sein Mittagsmahl ambulando ein.

Dem ganzen Klubb, der auf der Weserbrücke tafelte, fiel der junge Mann auf, der vom frühen Morgen an bis an den Mittag hier gelauret hatte, ohne mit jemand Unterredung zu pflegen, oder ein Geschäft auszurichten. Sie hielten ihn für einen Müßiggänger, und ungeachtet sie alle seine Mildthätigkeit erfahren hatten, entgieng er ihrem Spotte doch nicht: sie nannten ihn scherzweise den Brükkenvogt. Der Phisiognomist mit dem Stelzfuß aber bemerkte, daß seine Miene nicht mehr so heiter war als in der Morgenstunde; er schien einer Sache ernstlich nachzudenken, hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt, seine Bewegung war langsam und bedächtlich, er nagte lange Zeit an einem Apfelkröbse, ohne daß er dieses selbst zu wissen schien. Aus dieser Beobachtung vermeinte der Menschenspäher Vortheil zu ziehen; darum setzte er sein natürliches und sein hölzernes Bein in Bewegung, begab sich an das andre Ende der Brücke, und lauerte dem Denker auf, um unter dem Anschein eines neuen Ankömmlings ihn nochmals um eine Beisteuer anzugehen, und dieser Fund gelang ihm aufs beste. Der tiefsinnige Philosoph richtete keine Aufmerksamkeit auf den Bettler, griff mechanisch in die Tasche, und warf ihm ein Sechsgrotstück in den Hut, um seiner los zu werden.

Nach der Mittagszeit kamen wieder tausend neue Gesichter zum Vorschein; der Harrende war nun des Verzugs seines unbekannten Freundes müde, demungeachtet hielt die Hoffnung noch immer seine Aufmerksamkeit gespannt;

er trat jedem Vorübergehenden unter die Augen, hoffte, daß ihn einer freundschaftlich umarmen solite; aber alle giengen kaltsinnig ihres Weges, die mehresten bemerkten ihn gar nicht, und Wenige erwiederten seinen Gruß mit einem kleinen Kopfnicken. Die Sonne neigte sich bereits ihrem Untergange zu, die Schatten wurden länger, die Frequenz auf der Brücke nahm ab, und das Bettlerpikett zog nach und nach heim in seine Kasernen auf der Mattenburg. Eine tiefe Schwermuth überfiel den Hoffnungslosen, da er seine Erwartung getäuscht, und die herrliche Aussicht, die er des Morgens vor Augen hatte, am Abend nun verschwinden sah. Er gerieth in eine Art mißmüthiger Verzweiflung, war nahe dabei, über Bord zu springen und sich von der Brücke herab in die Weser zu stürzen. Aber der Gedanke an Meta hielt ihn zurück, und bewog ihn dieses Vorhaben so lange aufzuschieben, bis er sie noch einmal gesehen hätte; er beschloß den folgenden Tag sie zu belauschen, wenn sie gehen würde Messe zu hören, zum letztenmal aus ihrem reizenden Anblick Wonne zu trinken, und dann flugs die heiße Liebe in dem kalten Wasserstrom auf ewig abzukühlen.

Indem er sich anschickte die Brücke zu verlassen, begegnete ihm der verabschiedete Lanzknecht mit dem Stelzfuß, der mancherlei Spekulationen zum Zeitvertreib gemacht hatte, was wol des jungen Mannes Absicht seyn möchte, daß er vom frühen Morgen bis zum Abend die Brücke bewacht hätte. Er hatte um

seinetwillen länger als gewöhnlich verzogen, um ihn auszuharren. Weil ers ihm aber zu lange machte, reizte ihn die Neugierde, sich an ihn selbst zu wenden und ihn darum zu befragen. Nichts vor ungut, lieber Herr, redete er ihn an, vergönnt mir eine Frage. Franz, der eben nicht bei gesprächiger Laune war, und die Ansprache, die er von einem Freunde so sehnlich erwartet hatte, nun aus dem Munde eines Krüppels vernahm, antwortete etwas mürrisch: nun was ists? Alter Graubart, rede! Wir zwei beide, fuhr er fort, sind heut die ersten hier auf der Brücke gewesen, und sind nun auch die letzten. Was mich und andere meines Gelichters betrifft, uns führt der Beruf hieher, Allmosen einzusammlen; aber ihr seyd doch, wahrlich! nicht von unsrer Gilde, und habt gleichwohl hier den ganzen Tag gelaurer. Lieber, sagt mir, wenns kein Geheimniß ist, welche Ursach bringt euch hieher; oder welcher Stein liegt euch auf dem Herzen, den ihr hier abwälzen wolltet? Was kanns frommen, Alter, sprach Franz launisch, ob du weißt wo mich der Schuh drückt, oder welch Anliegen ich auf dem Herzen habe; dich wirds wenig kümmern. — Herr, ich will euch wohl, darum daß ihr eure Hand gegen mich aufgethan, und mir zweimal Allmosen gegeben habt, das euch Gott lohne! Aber euer Angesicht war am Abend nicht so heiter wie am Morgen, und das frißt mir's Herz. — Diese gutmüthige Theilnehmung des alten Kriegsknechtes gefiel dem Misanthropen, daß er nun das Gespräch gern unterhielt. Ei nun, antwortete er,

wenn dir daran gelegen ist, zu erfahren, warum ich mich hier die Langeweile habe plagen lassen, so wisse, daß ich einen Freund suchte, der mich hieher beschied, und nun vergeblich auf sich warten läßt. Mit Verlaub, entgegnete der Stelzfuß, daß ich frei reden mag, euer Freund, sey er auch, wer er sey, ist 'n Schurke, daß er euch so am Narrenseile führt. Thät er mir das, so sollt er, wahrlich! meine Krücken fühlen, wo er mir unter die Augen träte. War er verhindert Wort zu halten, sollt er es kund thun, und euch nicht wie einen Knaben äffen. Ich kann ihm, entschuldigte Franz, sein Ausbleiben gleichwohl nicht verargen, er hat mir nichts versprochen; es war nur ein Traum, der mir verhieß, hier meinen Freund zu treffen. — Die Gespenstergeschichte war ihm zu erzählen zu weitläuftig, darum hüllte er sie in einen Traum. — Das ist ein andres, sprach der Alte, wenn ihr auf Träume baut, so wunderts mich nicht, daß euch eure Hoffnung trügt. Mir hat in meinem Leben viel tolles Zeug geträumt; aber ich bin nie ein solcher Thor gewesen, darauf zu achten. Hätt ich all die Schätze, die mir im Traume sind bescheert worden, die Stadt Bremen wollt ich damit kaufen, wo sie feil gebothen würde. Aber ich habe nie an Träume geglaubt, auch weder Hand noch Fuß geregt ihren Werth oder Unwerth zu prüfen; ich wußte wohl, daß es vergebne Mühe damit sey. Ha! ich muß euch ins Gesichte lachen, daß ihr um eines leeren Traumes willen einen schönen Lebenstag

verschleudert, den ihr, bei einem fröhlichen Gelag, besser zugebracht hättet. — Der Erfolg beweist, daß du Recht hast, Alter, und daß Träume öfters trügen. Aber, vertheidigte sich Franz, ich träumte so lebhaft und umständlich, vor länger als drei Monden, daß ich an eben diesem Tage und an eben diesem Orte einen Freund antreffen sollte, der mir Dinge von großer Wichtigkeit zu sagen habe, daß es wohl der Mühe lohnte, zu erfahren, ob der Traum zutreffen würde. — O, versetzte der Stelzfuß, niemand träumt lebhafter als ich! Einen Traum vergeß ich doch in meinem Leben nicht. Träumte mir, weiß nicht vor wie viel Jahren, mein Schutzengel stünd' an meinem Bette, in Gestalt eines Jünglings mit goldgelockten Haaren und zwei silberfarbenen Fittichen auf dem Rücken, und sprach zu mir: Berthold, vernimm die Worte meiner Rede, daß keins verlohren geh aus deinem Herzen. Es ist dir ein Schatz beschieden, den du heben sollst, um dir davon gütlich zu thun die übrige Zeit deines Lebens. Morgen Abend, wenn die Sonne zum Untergang sich neiget, nimm Schippe und Spaten auf deine Schulter, gehe aus von der Mattenburg, über die Tieber rechter Hand, nach der Balkenbrücke, an dem Johanniskloster hin bis zum großen Roland. Dann nimm deinen Weg über den Dohmhof durch den Schüsselkorb, daß du gelangest außer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß eine Stiege von vier steinernen Stufen von der Straße hinunter zu dessen Eingang führet. Harre hier ab-

seits, im Verborgnen, bis die Mondsichel dir leuchtet: dann stämm dich mit Manneskraft gegen die leichtverwahrte Thür, die dir nur schwach widerstehen wird. Tritt getrost ein in den Garten, und wende dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beschattet, hinter demselben linker Hand überragt ein hoher Apfelbaum das niedrige Gebüsch. Tritt an den Stamm dieses Baums, das Angesicht gerade gegen den Mond gekehrt, schaue drei Ellen breit vor dich auf die Erde, so wirst du zwei Zimmtrosensträuche erblicken, dort schlage ein, und grabe drei Spannen tief, bis du eine steinerne Platte findest, darunter liegt der Schatz begraben, in einer eisernen Truhe voll Gold und Geldeswerth. Ob sie wohl schwer und unbehülflich ist, so scheue doch die Arbeit nicht, sie aus der Gruft zu heben, sie wird deiner Mühe wohl lohnen, wenn du den Schlüssel suchest, der unter der Truhe verwahrt ist.

Vor Verwunderung starrte und staunte Franz den Träumer an, über das was er hörte, und würde seine Verwirrung nicht haben verbergen können, wo nicht die nächtliche Dämmerung ihm zu Statten gekommen wäre. Er erkannte, aus allen angegebenen Merkzeichen, seinen eignen vom Vater ererbten Garten, der des guten Mannes Steckenpferd bei seinem Leben gewesen war; um deswillen aber dem Sohne nicht behagte, vermöge der Erfahrungsregel, daß selten Vater und Sohn in ebenderselben Lieblingsneigung, wenn sie kein Laster ist, sympathisiren; denn im letztern Fall

fällt der Apfel, wie man spricht, selten weit vom Stamme. Vater Melchior hatte den Garten ganz in seinem eignen Geschmacke angelegt, so bunt und seltsam wie sein Urenkelsohn, der sein Elisium durch eine originelle Beschreibung verewiget hat. Er hatte zwar keine gemahlte Menagerie darin zur Schau ausgestellt; aber er unterhielt gleichwohl eine sehr zahlreiche daselbst, von springenden Rossen, geflügelten Löwen, Adlern, Greifen, Einhörnern und andern Wunderthieren, allesamt von reinem Gold geprägt, die er aber vor jedermanns Augen sorgfältig verheelte, und unter die Erde verbarg. Dieses väterliche Tempe hatte der verschwenderische Sohn, zur Zeit seiner Wildfangsepoke um ein Spottgeld verschleudert.

Jetzt wurde ihm der Stelzfuß auf einmal höchst interessant, da er merkte, daß eben dieser der Freund war, an den ihn das Nachtgespenst im Schlosse Rummelsburg adressirt hatte. Gern hätte er ihn umarmen, und im ersten Entzücken Freund und Vater nennen mögen; doch hielt er sich zurück, und fand rathsamer, sich gegen ihn über die mitgetheilte Nachricht nicht weiter auszulassen. Darum sprach er: Das laß ich mir einen umständlichen Traum seyn! Aber, Alter, was thatest du am Morgen beim Erwachen? Befolgtest du nicht, wozu der Schutzengel dich anmahnte? Ei wie sollt ich, antwortete der Träumer, vergebne Arbeit thun! Es war ja nichts als ein leidiger Traum. Wenn mir mein Schutzengel erscheinen wollte, so hab

ich der schlaflosen Nächte in meinem Leben gar viel gehabt, wo er mich wachend hätte finden können; aber er hat sich wohl nie sehr um mich bekümmert, sonst würde ich nicht, zu seiner Schande, auf diesem Stelzfuß hinken. Franz zog sein letztes Silberstück hervor, das er bei sich trug: nimm, sprach er, alter Vater, diese Gabe noch von mir, zu einem Schoppen Wein für den Abendtrunk, dein Gespräch hat meine üble Laune verscheucht. Verabsäume nicht, dich fleißig auf dieser Brücke einzufinden, wir sprechen, hoff ich, uns hier wieder. Der lahme Greis hatte seit langer Zeit kein so reiches Allmosen eingeerndtet, als an diesem Tage, er segnete dafür seinen Wohlthäter, krückte sich in ein Wirthshaus und that sich eine Güte; Fran aber eilte, von neuer Hoffnung belebt, seiner Wohnung im engen Gäßgen zu.

Am folgenden Tage setzte er alles in Bereitschaft, was zum Schatzgraben erforderlich ist. Die außerwesentlichen Requisiten, Beschwörungsformeln, Zaubersegen, Zaubergürtel, hierogliphische Charaktere und dergleichen, mangelten ihm gänzlich; sie sind aber auch entbehrlich, wenn nur die drei Haupterfordernisse nicht fehlen, Schippe, Spaten, und vor allen Dingen der Schatz unter der Erde. Das nöthige Arbeitszeug schaffte er kurz vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle, und verbarg es einsweilen in eine Hecke; was aber den Schatz selbst betraf, so hatte er den festen Glauben, daß der Geist im Schlosse und der Freund auf der

Brücke an ihm nicht würden zu Lügnern werden. Mit sehnlichem Verlangen erwartete er nun den Aufgang des Mondes, und als dieser seine Silberhörner durchs Gebüsche streckte, machte er sich frisch an die Arbeit, beobachtete alles genau, was ihm der alte Invalid gelehret hatte, und hob den Schatz glücklich, ohne ein Abenteuer dabei zu bestehen; ohne daß ihn ein schwarzer Hund erschreckt, oder ein blaues Flämmchen dazu geleuchtet hätte.

Vater Melchior, der aus weiser Vorsicht diesen Nothpfennig hier vergrub, hatte keinesweges die Absicht, seinem Sohne diesen beträchtlichen Theil der Erbschaft zu entziehen; der Verstoß lag nur darin, daß Freund Hein auf eine andre Manier den Erblasser aus der Welt geleitete, als dieser vermuthet hatte. Er war gänzlich überzeugt, daß er alt und Lebenssatt, mit allen Formalitäten eines ordentlichen Krankenlagers das Zeitliche gesegnen würde, wie ihm in der Jugend prophezeihet worden. Da wollte er nun, wenn er nach Kirchengebrauch die letzte Oehlung empfangen hätte, seinen geliebten Sohn ans Sterbebette zu sich rufen, nachdem er alle Umstehenden zuvor entlassen hätte, ihm den väterlichen Segen ertheilen, und zum Valet den im Garten vergrabenen Schatz nachweisen. Es wäre auch alles in seiner Ordnung gegangen, wenn das Lebenslicht des guten Alten ausgelöscht wäre wie ein brennendes Tocht, dem es an Oehl gebricht; da es aber der Tod hinterlistiger Weise auf einem Gastmahl ausputzte, so nahm er wider

Willen, sein Mammonsgeheimniß mit ins Grab, und es waren beinahe eben so viel glückliche Konkurrenzen erforderlich, ehe das verscharrte Patrimonium an den rechten Erben kam, als wenn es durch die Hand der Gerechtigkeit an die Behörde wäre befördert worden.

Mit unermeßlicher Freude nahm er die unförmlichen spanischen Matten in Empfang, die der eiserne Kasten, nebst einer großen Anzahl anderer Sorten von feinerm Gepräge, getreulich verwahret hatte. Nachdem der Taumel der ersten Wonnetrunkenheit etwas verraucht war, überlegte er, wie der Schatz unbemerkt und sicher ins enge Gäßgen zu transportiren seyn möchte. Die Bürde war zu schwer, sie ohne Gehülfen fortzubringen, daher wachten mit dem Besitz des Reichthums auch alle damit verknüpfte Sorgen auf. Der neue Crösus wußte sich nicht anders zu rathen, als sein Kapital einem hohlen Baume, der hinterm Garten auf einer Wiese stand, auf Treu und Glauben anzuvertrauen; den ausgeleerten Kasten vergrub er wieder in das Rosengebüsch, und ebnete den Platz so gut er konnte. In Zeit von drei Tagen, war der Schatz aus dem hohlen Baume wohlbehalten ins enge Gäßgen eingelootset, und nun glaubte der Innhaber, mit Ehren sein strenges Incognito ablegen zu können. Er kleidete sich aufs Beste, ließ die Vorbitte in der Kirche abstellen, und begehrte dagegen eine christliche Danksagung für einen Reisenden, bei der Wiederkehr in seine Vaterstadt, nach glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte. Er ver-

barg sich in der Kirche in einem Winkel, wo er unbemerkt die schöne Meta beobachten konnte, verwendete von ihr kein Auge, und trank aus ihrem Anblick alles das Entzücken, dessen Vorempfindung ihn von dem Hallorensprunge von der Weserbrücke zurückgehalten hatte. Wie's an die Danksagung kam, blickte frohe Theilnehmung aus allen ihren Gesichtszügen, und die jungfräulichen Wangen glühten vor Freude. Die gewöhnliche Begegnung auf dem Heimwege war so sprechend, daß sie auch dem dritten Mann, der darauf gemerket hätte, verständlich gewesen wäre.

Franz erschien nun wieder auf der Börse, fieng ein Gewerbe an, das in wenig Wochen schon ins Große gieng, und da sein Wohlstand täglich mehr in die Augen fiel, urtheilte Freund Neidhard der Lästerzüngler, er müsse bei Einkassirung der alten Schulden mehr Glück als Verstand gehabt haben. Er miethete ein großes Haus dem Roland gegenüber auf dem Markte, nahm Buchhalter und Handelsdiener an, und trieb seine Geschäfte unverdrossen. Da handhabte das leidige Völklein der Schmarotzer wieder fleißig die Klingel an der Thür, kamen zu Hauf und erdrückten ihn schier mit Freundschaftsversicherungen und Glückwünschen zu erneuertem Wohlergehen; vermeinten ihn wieder mit ihren räuberischen Klauen zu erfassen. Aber er war durch Erfahrung klug worden, bezahlte sie mit ihrer eignen Münze, speiste ihre falsche Freundlichkeit mit glatten Worten ab, und ließ sie mit leerem Magen

abziehen; welches souveräne Mittel, das lästige Geschmeiß der Gutschmecker und Schranzen zu vertreiben, die beabsichtete Wirkung that, daß sie wegblieben.

In Bremen war der neu emporschwebende Franz das Mährchen des Tages; das Glück so er auf eine unbegreifliche Art in der Fremde, wie man glaubte, gemacht hatte, war der Inhalt aller Gespräche auf Ehrengelagen, vor den Gerichtsschranken, und auf der Börse, Doch in dem Maaße, wie der Ruf von seinem Glück und Wohlstand wuchs, nahm die Zufriedenheit und die Gemüthsruhe der schönen Meta ab. Der Freund in petto war ihrer Meinung nach, jetzt wohl dazu qualifizirt, ein lautes Wort zu sprechen. Demungeachtet blieb seine Liebe noch immer stumm, und außer der Begegnung auf dem Kirchwege ließ er nichts von sich hören. Selbst diese Art von Aufwartung wurde sparsamer, und dergleichen Aspekten deuteten nicht auf warme, sondern auf kalte Witterung in der Liebe. Die traurige Harpye Eifersucht umflatterte zur Nachtzeit ihr Kämmerlein, und girrete, wenn der goldne Schlaf ihr kaum die blauen Augen zugedrückt hatte, manche bange Ahndung der Erwachenden ins Ohr. „Laß die süße Hoffnung schwinden, einen Unbeständigen zu fesseln, der als ein leichter Ball von jedem Winde umgetrieben wird. Er liebte dich und war dir treu, so lang sein Glück dem deinigen die Waage hielt: Nur gleich und gleich gesellet sich. Jetzt hebt ein günstiger Loos den Wankelmüthigen weit über dich

empor. Ach! nun verschmähet er die reinsten Triebe im dürftigen Gewand, da Prunk und Pracht, und Reichthum wieder um ihn braust, und buhlt, wer weiß um welche stolze Schöne, die ihn verstieß, als er im Staube lag, und mit Syrenenruf nun wieder zu sich lockt. Vielleicht hat ihn des Schmeichlers Stimme von dir abgewendet, der zu ihm mit verführerischen Worten sprach: Dir blüht der Garten Gottes in deiner Vaterstadt, Freund, du hast jetzt die Wahl von allen Mädchen, drum wähle mit Verstand, nicht mit den Augen nur. Es giebt der Mädchen viel, und viel der Väter, die heimlich auf dich lauren; dir weigert keiner seine Lieblingstochter. Nimm Glück und Ehre mit der Schönsten, auch Sippschaft und Vermögen hin. Die Rathsherrn-Würde kann dir nicht entgehen, wo der Gefreundschaft Stimme viel in der Stadt vermag."

Diese Eingebungen der Eifersucht beunruhigten und quälten ihr Herz unablässig, sie musterte ihre schönen Zeitgenoßinnen in Bremen durch, und maß den großen Abstand so vieler glänzenden Parthien, gegen sich und ihre Verhältnisse, und da fiel das Resultat nicht für sie günstig aus. Die erste Nachricht von der Glücksveränderung ihres Geliebten hatte sie im Geheim entzückt, nicht in der eigennützigen Absicht Theilhaberin eines großen Vermögens zu werden, sondern um der guten Mutter Freude zu machen, die auf alles Erdenglück Verzicht gethan, nachdem die

Heirath mit dem Nachbar Hopfenkönig sich zerschlagen hatte. Jetzt wünschte Meta, der Himmel möchte die kirchliche Vorbitte nicht erhöret, und den Verrichtungen des Reisenden keinen so glücklichen Erfolg verliehen, sondern ihn vielmehr bei Salz und Brot erhalten haben, welches er gern mit ihr theilen würde.

Die schöne Hälfte der Menschheit ist ganz und gar nicht geschickt, ein geheimes Anliegen zu verheelen: Mutter Brigitta merkte bald den Trübsinn ihrer Tochter, und errieth auch, ohne eben eines Scharfblicks dazu benöthiget zu seyn, dessen Grund und Ursach vollkommen. Das Gerücht von dem wieder aufgegangenen Glücksstern ihres ehemaligen Flachsspediteurs, der jetzt als ein Muster eines ordentlichen, verständigen und thätigen Handelsmannes gepriesen wurde, war ihr eben so wenig als die Gesinnung der holden Meta gegen ihn verborgen, und sie urtheilte, wenn es mit seiner Liebe auf Ernst gemeint sey, so wärs unnöthig so lange zu zaudern, ohne sich deutlich zu erklären. Doch zu Schonung ihrer Tochter erwähnte sie nie etwas davon, bis dieser endlich das Herz so voll war, daß sie die gute Mutter zur Vertrauten ihres Kummers machte, und ihr die wahre Ursache desselben offenbarte. Die kluge Frau erfuhr dadurch wenig mehr als sie bereits schon wußte. Aber dieses freie Geständniß gab Gelegenheit, daß sich Mutter und Tochter gegen einander über diese Herzensangelegenheit expektorirten (oder, wie Campe lieber hört, sich aus-

schütteten). Jene machte dieser hierüber keine Vorwürfe weiter; sie glaubte, zu geschehenen Dingen müsse man das Beste reden; sie wendete vielmehr alle ihre Beredsamkeit an, die Niedergeschlagne zu trösten und anzumahnen, fehlgeschlagne Hoffnung mit standhaftem Muthe zu ertragen.

In dieser Absicht buchstabirte sie ihr das sehr vernünftige moralische a: b: ab vor: Kind, du hast a gesagt, sprach sie, nun mußt du auch b sagen; du hast dein Glück verschmäht, da es dich suchte, nun mußt du dich auch drein ergeben, wenn es dir nicht wieder begegnet. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die zuversichtlichste Hoffnung am ersten trügt. Darum folge meinem Beispiel, entsage der schönen Gleisnerin, so wird sie deine Zufriedenheit nicht stöhren. Rechne nicht auf eine Verbesserung deines Schicksals, so wirst du dich mit deinem Zustande begnügen. Ehre die Spindel, die dich nährt; was kümmern dich Glück und Reichthum, wenn du ihrer entrathen kannst? Auf diese herzige Oration folgte eine rauschende Simphonie der Schnappweife und des Spinnrades, um die durch das Gespräch verlorne Zeit wieder beizubringen. Mutter Brigitta philosophirte in der That aus dem Herzen heraus. Sie hatte den Plan ihres Lebens, nachdem sich die Anlage zu Wiederherstellung ihres ehemaligen Wohlstandes verschoben hatte, so vereinfacht, daß das Schicksal darin nichts mehr verwirren konnte; aber Meta war noch weit von diesem philosophischen Ruhe-

punkt entfernt. Daher wirkte diese Lehre, Vermahnung und Trost ganz anders als sie gemeinet waren: die gewissenhafte Tochter betrachtete sich jetzt als die Zerstöhrerin der süßen mütterlichen Hoffnung, und machte sich tausend Vorwürfe deswegen. Ob sie gleich den mütterlichen Heirathsplan nie genehmigt, und nur auf Salz und Brod in der zukünftigen Ehe gerechnet hätte: so waren doch ihre Küchenprojekte, nachdem sie von der wieder aufblühenden Handlung und den Reichthum ihres Herzgespiels Kundschaft erhalten hatte, schon auf sechs Schüsseln gestiegen, und es war für sie ein entzückender Gedanke, durch ihre Wahl den Wunsch der guten Mutter dennoch zu realisiren, und sie wieder in den ehemaligen Wohlstand versetzt zu sehen.

Dieser schöne Traum verschwand nun allgemach, da Franz nichts mehr von sich hören ließ. Dazu kam noch eine Sage, die in der ganzen Stadt umlief, er lasse sein Haus zu seiner bevorstehenden Vermählung mit einer reichen Antwerperin, aufs herrlichste ausschmücken, und die Braut sey schon im Anzuge. Diese Hiobspost brachte das liebevolle Mädchen ganz aus der Fassung: sie sprach von Stund an dem Abtrünnigen das Verbannungsurtheil aus ihrem Herzen, gelobte sich, nicht mehr an ihn zu gedenken, und netzte dabei den ausgezogenen Faden mit Thränen.

In einer der schwermuthsvollen Stunden, wo sie dies Gebübde brach, und wider Willen an den Treu-

losen dachte, — denn sie hatte eben einen angelegten Rokken abgesponnen, und von der Mutter war ihr ehemals ein Sprüchlein gelehrt, zu Fleiß und Arbeit sie zu ermuntern, das lautete:

Spinn, Töchterlein, spinn,
Der Freier sitzt drinn!

An dieses Sprüchlein dachte sie, so oft sie einen Rocken aufgesponnen hatte, und dabei mußte ihr nothwendig der Wankelmüthige einfallen, — in einer solchen schwermuthsvollen Stunde pochte ein Finger gar zierlich an die Thür. Mutter Brigitta sah hinaus, da stand der Freier davor. — Und wer wars? — Wer anders, als Freund Franz aus dem engen Gäßgen? Er hatte sich mit einem prächtigen Feierkleide herausgeputzt, und seine wohlgekämmten lichtbraunen Locken dufteten Wohlgeruch. Dieser stattliche Aufzug animirte allerdings eine andere Absicht als Flachsnegoz. Mutter Brigitta erschrack; sie wollte reden, aber die Worte versagten ihr. Meta erhob sich beklommen vom Sessel, glühete wie eine Purpurrose, und schwieg. Franz aber war der Sprache mächtig, legte dem zärtlichen Adagio, das er ihr ehemals vorlautenirt hatte, nun einen schicklichen Text unter, und erklärte ihr seine stumme Liebe mit deutlichen Worten. Hierauf that er um sie bei der Mutter feierliche Anwerbung, und legitimirte sich dadurch, daß die Zubereitungen in seinem Haus zum Empfang einer Braut auf die reizvolle Meta gemeinet gewesen.

Die umständliche Frau wollte, nachdem sie ihre Gefühle wieder ins Gleichgewicht gestellet hatte, den Antrag, nach Gewohnheit, in achttägige Ueberlegung ziehen; ob ihr gleich die Freudenthränen über die Wangen rollten, die auf kein Hinderniß ihrer Seits, sondern vielmehr auf beifällige Antwort deuteten. Franz war aber so dringend in seinem Gewerbe, daß sie zwischen dem mütterlichen Herkommen und dem Verlangen des Freiwerbers einen Mittelweg suchte, und die holde Meta bevollmächtigte, den Bescheid in der Sache nach ihrem Gutbefinden zu ertheilen. In dem jungfräulichen Herzen hatte sich, seit Franzens Eintritt ins Zimmer, eine merkliche Revolution ereignet. Seine Erscheinung war der redendste Beweis seiner Unschuld, und da sich während der Unterredung deutlich ergab, daß der scheinbare Kaltsinn nichts anders als Eifer und Betriebsamkeit gewesen war, theils Handelsgeschäfte in Gang zu bringen, theils das Nöthige zur bevorstehenden Eheverbindung zu veranstalten: so lag der geheimen Wiederaussöhnung kein Stein des Anstoßes im Wege. Sie verfuhr mit dem Verbannten, wie Mutter Brigitta mit der außer Aktivität gesetzten Spinngeräthschaft, oder der erstgeborne Sohn der Kirche mit einem exilirten Parlement; berief ihn mit Ehren in ihr hochklopfendes Herz zurück, und verlieh ihm darin alle vormalige Gerechtsame. Das entscheidende bilitterarische Wörtlein, das das Glück der Liebe bestätiget, gleitete mit unaussprechlicher Anmuth

von ihren sanften Lippen, so daß der erhörte Liebhaber sich nicht enthalten konnte, solches mit einem feurigen Kusse aufzufangen.

Das zärtliche Paar hatte nun Zeit und Gelegenheit, alle Hierogliphen ihrer geheimnißvollen Liebe zu entziffern und zu paraphrasiren, welches die angenehmste Unterhaltung gab, die jemals zwei Liebende mit einander gepflogen haben. Sie fanden, was sich unsre Exegeten wünschen sollten, daß sie den Grundtext immer richtig verstanden und interpretiret hatten, ohne jemals den wahren Sinn ihrer wechselseitigen Unterhandlungen zu verfehlen. Es kostete dem entzückten Bräutigam beinahe eben so viel Ueberwindung sich von der reizenden Braut zu scheiden, als an dem Tage, da er seinen Kreuzzug nach Antwerpen antrat. Er hatte aber noch einen nothwendigen Gang zu thun, den er in Person zu verrichten sich nicht entbrechen wollte, daher wards endlich Zeit sich zu beurlauben.

Dieser Gang war auf die Weserbrücke gerichtet, zum Freund Stelzfuß, der ihm noch unvergessen war, ob er gleich lange verzogen hatte demselben Wort zu halten. So scharf der spähende Graukopf, seit der Entrevûe mit dem freigebigen Pflastertreter, alle Passanten aufs phisiognomische Korn genommen hatte, so wenig konnte er seiner doch wieder ansichtig werden, ob er ihm gleich einen anderweiten Besuch verheißen hatte. Seine Gestalt war ihm indessen noch nicht aus

dem Gedächtniß verschwunden. So bald er den schöngeputzten Mann von fern erblickte, kam er auf ihn zu und bewillkommte ihn freundlich. Franz erwiederte des Alten Gruß, und sprach: Freund, kannst du mit mir wohl einen Gang in die Neustadt thun, um ein Gewerbe auszurichten? deine Mühe soll nicht unvergolten bleiben. — Warum das nicht? antwortete der Altvater, ob ich gleich ein hölzern Bein habe, so kann ich doch damit so rüstig schreiten, als der lahme Zwerg, der die Stadtflur umkrochen hat*): denn der hölzerne Fuß, sollt ihr wissen, hat die Eigenschaft, daß er niemals ermüdet. Aber verzieht noch kurze Zeit, bis das Grauröcklein vorüber ist, das zwischen Tag und Nacht nicht verfehlt, über die Brücke zu wandeln. — Was ist's mit dem Grauröcklein? frug Franz, laß mich wissen welche Beschaffenheit es damit habe. — Das Grauröcklein bringt mir täglich einen Silbergroschen um die Abendzeit, weiß nicht von wannen. Es frommt auch nicht, jedem Dinge viel nachzugrübeln, drum laß ichs bleiben. Fällt mir bisweilen ein, das Grauröcklein sey gar der Teufel, der meine Seele mit dem Geld erkaufen

*) Laut einer alten Sage, verhieß eine benachbarte Gräfin den Bremern scherzweise so viel Land zu schenken, als ein Krüppel, der sie eben um ein Allmosen bat, in einem Tage würde umkriechen können. Man hielt sie beim Wort, und der Krüppel kroch so gut, daß die Stadt die große Bürgerweide dadurch bekam.

wolle. Doch sey er's, oder sey er's nicht, was kümmert's mich? Ich bin den Kauf nicht eingegangen, so kann er auch nicht gelten. — Ich denke wohl, sprach Franz, mit lachendem Munde, dem Grauröcklein läuft der Schalk hinter drein. Folge du mir, der Silbergroschen soll dir drum nicht fehlen.

Der Stelzfuß machte sich auf, hinkte seinem Geleitsmanne nach, und dieser führte ihn Straß auf, Straß ab, in eine entlegne Gegend der Stadt nahe am Walle, blieb vor einem kleinen neuerbauten Hause stehen und klopfte an die Thür. Da solche aufgethan wurde, sprach er: Freund, du hast mir einen heitern Abend im Leben gemacht, es ist billig, daß ich den Abend deines Lebens auch heiter mache. Dieses Haus, mit allem Zubehör, und den Garten, worauf es stehet, ist dein Eigenthum; Küch und Keller ist gefüllt, ein Aufwärter bestellt, dein zu pflegen, und den Silbergroschen obendrein wirst du jeden Mittag unter deinem Teller finden. Es soll dir daneben unverhalten bleiben, daß das Grauröcklein mein Diener ist, den ich sandte, dir täglich ein ehrliches Allmosen zu reichen, bis ich diese Wohnung für dich zubereiten ließ. Willst du, so magst du mich für deinen guten Engel halten, weils dein Schutzengel dir nicht zu Danke gemacht hat.

Er führte den Alten darauf in seine Wohnung ein, wo der Tisch bereitet und alles zu seiner Bequemlichkeit und Leibespflege angeordnet war. Der Graukopf war

von seinem Glück so überrascht, daß er's nicht fassen konnte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen sich also erbarmen sollte, und es fehlte wenig, daß er nicht die ganze Begebenheit für Blendwerk hielt; Franz aber benahm ihm allen Zweifel. Ein Strom dankbarer Zähren floß von des Greises Angesicht, und sein Wohlthäter begnügte sich daran, ohne abzuwarten, daß sich dieser von seiner Bestürzung erholte, um ihm mit Worten zu danken, schwand nach dieser ausgerichteten Engelbothschaft dem Altvater aus den Augen, wie die Engel pflegen, und überließ ihm die Sache zu reimen wie er konnte.

Am folgenden Morgen wars in der Wohnung der lieblichen Braut wie Jahrmarkt. Franz schickte Kaufleute, Juweliere, Putzmacherinnen, Spitzenhändler. Schneider, Schuster und Nätherinnen zu ihr, theils allerlei Waaren, theils ihre guten Dienste ihr anzubieten. Sie brachte den ganzen Tag damit zu, Stoffe, Spitzen und andere Erfordernisse zum Brautstaat auszuwählen, und sich das Maas zu neuen Kleidungsstücken nehmen zu lassen. Ihr niedlicher Fuß, der schön gestaltete Arm und die schlanke Taille wurden so oft und so sorgfältig ausgemessen, als wenn ein kunstreicher Bildner das Modell zu einer Liebesgöttin von ihr hätte nehmen sollen. Der Bräutigam gieng indessen das Aufgeboth zu bestellen, und ehe drei Wochen verliefen, führte er die Braut zum Altare, mit einer Feierlichkeit, die das glänzende Hochzeitgepränge des

reichen Hopfenkönigs verdunkelte. Mutter Brigitta genoß die Wonne der tugendsamen Meta den Brautkranz aufzuschmücken, erreichte den Wunsch vollkommen, ihren Weibersommer bei gutem Wohlstand zu verleben, und verdiente diese Zufriedenheit, als eine Belohnung um einer lobenswürdigen Eigenschaft willen, die sie besaß: sie war die leidlichste Schwiegermutter, die jemals ist erfunden worden.

Ludwig Tieck.

Der blonde Eckbert.

In einer Gegend des Harzes wohnte ein Ritter, den man gewöhnlich nur den blonden Eckbert nannte. Er war ohngefähr vierzig Jahr alt, kaum von mittler Größe, und kurze hellblonde Haare lagen schlicht und dicht an seinem blassen eingefallenen Gesichte. Er lebte sehr ruhig für sich und war niemals in den Fehden seiner Nachbarn verwickelt. Man sah ihn nur selten außerhalb den Ringmauern seines kleinen Schlosses. Sein Weib liebte die Einsamkeit eben so sehr, und beide schienen sich von Herzen zu lieben, nur klagten sie gewöhnlich darüber, daß der Himmel ihre Ehe mit keinen Kindern segnen wolle.

Nur selten wurde Eckbert von Gästen besucht, und wenn es auch geschahe, so wurde ihrentwegen fast

nichts in dem gewöhnlichen Gange des Lebens geändert, die Mäßigkeit wohnte dort, und die Sparsamkeit selbst schien alles anzuordnen. Eckbert war alsdann heiter und aufgeräumt, nur wenn er allein war, bemerkte man an ihm eine gewisse Verschlossenheit, eine stille zurückhaltende Melankolie.

Niemand kam so häufig auf die Burg, als Philipp Walther, ein Mann, an dem sich Eckbert sehr gehängt hatte, weil er an ihm ohngefähr dieselbe Art zu denken fand, die er selbst hatte. Er wohnte eigentlich in Franken, hielt sich aber oft über ein halbes Jahr in der Nähe von Eckberts Burg auf, sammelte Kräuter und Steine, und beschäftigte sich damit, sie in Ordnung zu bringen, er lebte von einem kleinen Vermögen und war daher von Niemand abhängig. Eckbert begleitete ihn oft auf seinen einsamen Spaziergängen, und mit jedem Jahre entspann sich zwischen ihnen eine genauere Freundschaft.

Es giebt Stunden, in denen es den Menschen ängstigt, wenn er vor seinem Freunde ein Geheimniß haben soll, was er bis dahin oft mit vieler Sorgfalt versteckt hat, die Seele fühlt dann einen unwiderstehlichen Trieb, sich ganz mitzutheilen, dem Freunde auch das Innerste aufzuschließen, damit er um so mehr unser Freund werde. In diesen Augenblicken geben sich die zarten Seelen einander zu erkennen, und zuweilen

geschieht es wohl auch, daß einer vor der Bekanntschaft des andern zurückschreckt.

Es war schon im Herbst, als Eckbert an einem neblichten Abend mit seinem Freunde und seinem Weibe Bertha um das Feuer eines Kamines saß. Die Flamme warf einen hellen Schein durch das Gemach und spielte oben an der Decke, die Nacht sah finster zu den Fenstern hinein und die Bäume draußen schüttelten sich vor nasser Kälte. Walther klagte über den weiten Rückweg, den er habe, und Eckbert schlug ihm vor, bei ihm zu bleiben, die halbe Nacht unter traulichen Gesprächen zuzubringen, und dann noch in einem Gemache des Hauses bis am Morgen zu schlafen. Walther gieng den Vorschlag ein, und nun ward Wein und die Abendmahlzeit hereingebracht, das Feuer durch Holz vermehrt, und das Gespräch der Freunde ward immer heitrer und vertraulicher.

Als das Abendessen abgetragen war, und sich die Knechte wieder entfernt hatten, nahm Eckbert die Hand Walthers und sagte zu ihm: Freund, Ihr solltet Euch einmal von meiner Frau die Geschichte ihrer Jugend erzählen lassen, die seltsam genug ist. — Gern, sagte Walther, und man setzte sich wieder um den Kamin.

Es war jetzt gerade Mitternacht, der Mond sah abwechselnd durch die vorüberflatternden Wolken. Ihr

müßt mir verzeihn, fieng Bertha an, aber mein Mann sagt, daß Ihr so edel denkt, daß es unrecht ist, Euch etwas zu verhehlen. Nur müßt Ihr meine Erzählung für kein Mährchen halten, so sonderbar sie auch klingen mag.

Ich bin in einem Dorfe gebohren, mein Vater war ein armer Hirte. Die Haushaltung bei meinen Eltern war nicht zum besten bestellt, sie wußten sehr oft nicht, wo sie das Brodt hernehmen sollten. Was mich aber noch weit mehr jammerte, war, daß mein Vater und meine Mutter sich oft über ihre Armuth entzweiten, und einer dem andern dann bittere Vorwürfe machte. Sonst hört ich beständig von mir, daß ich ein einfältiges dummes Kind sey, das nicht das unbedeutendste Geschäft auszurichten wisse, und wirklich war ich äußerst ungeschickt und unbeholfen, ich ließ alles aus den Händen fallen, ich lernte weder nähen noch spinnen, ich konnte nichts in der Wirthschaft helfen, nur die Noth meiner Eltern verstand ich außerordentlich gut. Oft saß ich dann im Winkel und füllte meine Vorstellungen damit an, wie ich ihnen helfen wollte, wenn ich plötzlich reich würde, wie ich sie mit Gold und Silber überschütten und mich an ihrem Erstaunen laben wollte, dann sah ich Geister heraufschweben, die mir unterirrdische Schätze entdeckten, oder mir kleine Kiesel gaben, die sich nachher in Edelsteine verwandelten, kurz, die wunderbarsten Phantasien beschäftigten mich dann, und wenn ich nun aufstehn mußte, um irgend etwas zu helfen, oder zu

tragen, so zeigte ich mich noch viel ungeschickter, weil mir der Kopf von allen den seltsamen Vorstellungen schwindelte.

Mein Vater war immer sehr ergrimmt auf mich, daß ich eine so ganz unnütze Last des Hauswesens sei, er behandelte mich daher oft sehr grausam, und es war selten, daß ich ein freundliches Wort von ihm vernahm. So war ich ungefähr acht Jahr alt geworden, und es wurden nun erstliche Anstalten gemacht, daß ich etwas thun, oder lernen sollte. Mein Vater glaubte, es wäre nur Eigensinn oder Trägheit von mir, um meine Tage in Müssiggang hinzubringen, genug, er setzte mir mit Drohungen unbeschreiblich zu, da diese aber doch nichts fruchteten, züchtigte er mich auf die grausamste Art und fügte hinzu, daß diese Strafe mit jedem Tage wiederkehren sollte, weil ich doch nur ein unnützes Geschöpf sey.

Die ganze Nacht hindurch weint' ich herzlich, ich fühlte mich so außerordentlich verlassen, ich hatte ein solches Mitleid mit mir selber, daß ich zu sterben wünschte. Ich fürchtete den Anbruch des Tages, ich wußte durchaus nicht, was ich anfangen sollte; ich wünschte mir alle mögliche Geschicklichkeit und konnte gar nicht begreifen, warum ich einfältiger war, als die übrigen Kinder von meiner Bekanntschaft. Ich war der Verzweiflung nahe.

Als der Tag graute, stand ich auf und eröffnete fast ohne daß ich es wußte, die Thür unsrer kleinen Hütte.

Ich stand auf dem freien Felde, bald darauf war ich in einem Walde, in den der Tag fast noch gar nicht hineinschien. Ich lief immerfort, ohne mich umzusehn, ich fühlte keine Müdigkeit, denn ich glaubte immer, mein Vater würde mich noch wieder einholen, und durch meine Flucht noch grausamer gegen mich werden.

Als ich aus dem Walde wieder heraustrat, stand die Sonne schon ziemlich hoch, ich sah jetzt etwas Dunkles vor mir liegen, auf dem ein dichter Nebel lag. Bald mußte ich über Hügel klettern, bald durch einen zwischen Felsen gewundenen Weg gehn, und ich errieth nun, daß ich mich wohl in dem benachbarten Gebürge befinden müsse, und ich fieng an, mich in der Einsamkeit zu fürchten. Denn ich hatte in der Ebene noch keine Berge gesehen, und das bloße Wort Gebürge, wenn ich davon hatte reden hören, hatte meinem kindischen Ohre äußerst fürchterlich geklungen. Ich hatte nicht das Herz zurückzugehn, sondern eben meine Angst trieb mich vorwärts; oft sah ich mich erschrocken um, wenn der Wind über mir weg durch die Bäume fuhr, oder ein ferner Holzschlag weit durch den stillen Morgen hintönte. Als mir Köhler und Bergleute endlich begegneten und ich eine fremde Aussprache hörte, wäre ich vor Entsetzen fast in Ohnmacht gesunken.

Ihr vergebt mir meine Weitschweifigkeit; so oft ich von dieser Geschichte spreche, werde ich wider Willen geschwätzig, und Eckbert, der einzige Mensch dem ich sie erzählt habe, hat mich durch seine Aufmerksamkeit verwöhnt.

Ich kam durch mehrere Dörfer und bettelte, weil ich jetzt Hunger und Durst empfand, ich half mir so ziemlich mit meinen Antworten durch, wenn ich gefragt ward. — So war ich ohngefähr vier Tage fortgewandert, als ich auf einen kleinen Fußsteig gerieth, der mich von der großen Straße immer mehr entfernte. Die Felsen um mich her gewannen jetzt eine andre, weit seltsamere Gestalt. Es waren Klippen die auf einander gepackt waren, und das Ansehn hatten, als wenn sie der erste Windstoß durch einander werfen würde. Ich wußte nicht, ob ich weiter gehn sollte. Ich hatte des Nachts immer im Walde geschlafen, denn es war grade zur schönsten Jahrszeit, oder in abgelegenen Schäferhütten; hier traf ich aber gar keine menschliche Wohnung und konnte auch nicht vermuthen in dieser Wildniß auf eine zu stoßen, die Felsen wurden immer furchtbarer, ich mußte oft dicht an schwindlichten Abgründen vorbeigehn, und endlich hörte sogar der Weg unter meinen Füßen auf. Ich war ganz trostlos, ich weinte und schrie, und in den Felsenthälern hallte meine Stimme auf eine schreckliche Art zurück. Nun brach die Nacht herein, und ich suchte mir eine Moosstelle aus, um dort zu ruhn. Ich konnte nicht schlafen, die Nacht hindurch hörte ich die seltsamsten Töne, bald hielt ich es für wilde Thiere, bald für den Wind, der durch die Felsen klage, bald für fremde Vögel. Ich betete und schlief nur spät gegen Morgen ein.

Ich erwachte, als mir der Tag ins Gesicht schien. Vor mir war ein steiler Felsen, ich kletterte in der Hoff-

nung hinauf, von dort den Ausgang aus der Wildniß zu entdecken, und vielleicht Wohnungen oder Menschen gewahr zu werden. Als ich aber oben stand, war alles so, wie um mich her, so weit nur mein Auge reichte, alles war mit einem trüben Dufte überzogen, der Tag war grau und trübe, und keinen Baum, keine Wiese, kein Gebüsch selbst konnte mein Auge entdecken, einzelne Sträucher ausgenommen, die einsam und betrübt in einigen Felsenritzen empor geschossen waren. Es ist unbeschreiblich, welche Sehnsucht ich empfand, nur eines Menschen ansichtig zu werden; wäre es auch der fremdeste, hätte ich mich auch vor ihm fürchten müssen. Zugleich empfand ich einen peinigenden Hunger, ich setzte mich nieder und beschloß zu sterben. Aber nach einiger Zeit trug die Lust zu leben dennoch den Sieg davon, ich raffte mich auf und gieng unter Thränen, unter abgebrochenen Ausrufungen, den ganzen Tag hindurch, am Ende war ich mich meiner kaum noch bewußt, ich war müde und erschöpft, ich wünschte kaum noch zu leben, und fürchtete doch den Tod.

Gegen Abend schien die Gegend umher etwas freundlicher zu werden, meine Gedanken, meine Wünsche lebten wieder auf, die Lust zum Leben erwachte in allen meinen Adern. Ich glaubte jetzt, das Gesause einer Mühle aus der Ferne zu hören, ich verdoppelte meine Schritte, und wie wohl, wie leicht ward mir, als ich endlich wirklich die Gränze der öden Felsen erreichte, Wälder und Wiesen mit fernen angenehmen Bergen lagen

wieder vor mir. Mir war, als wenn ich aus der Hölle in ein Paradies getreten wäre, die Einsamkeit, meine Hülflosigkeit schien mir nun gar nicht fürchterlich.

Statt der gehofften Mühle, stieß ich auf einen Wasserfall, der meine Freude freilich um vieles minderte, ich schöpfte mit der Hand einen Trunk aus dem Flusse, als mir plötzlich war, als hörte ich in einiger Entfernung ein leises Husten. Nie bin ich so angenehm überrascht worden, als in diesem Augenblick, ich ging näher und ward an der Ecke des Waldes eine alte Frau gewahr, die sich auszuruhn schien. Sie war fast ganz schwarz gekleidet, eine schwarze Kappe bedeckte ihren Kopf und einen großen Theil des Gesichts, in der Hand hielt sie einen Krückenstock.

Ich näherte mich ihr, und bat um ihre Hülfe, sie ließ mich neben sich niedersetzen und gab mir Brod und etwas Wein. Indem ich aß, sang sie mit kreischendem Ton ein geistliches Lied. Als sie geendet hatte, sagte sie mir, ich möchte ihr folgen.

Ich war über diesen Antrag sehr erfreut. so wunderlich mir auch die Stimme und das Wesen der Alten vorkam. Mit ihrem Krückenstock gieng sie ziemlich behende, und bei jedem Schritte verzog sie ihr Gesicht, worüber ich im Anfange lachen mußte. Die wilden Felsen traten immer weiter hinter uns zurück, wir giengen über eine angenehme Wiese, und dann durch einen

ziemlich langen Wald. Als wir heraustraten, gieng die Sonne gerade unter, und ich werde den Anblick und die Empfindung dieses Abends nie vergessen. In das sanfteste Roth und Gold war alles verschmolzen, die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröthe, und über den Feldern lag der entzückende Schein, die Wälder und die Blätter der Bäume standen still, der reine Himmel sah aus wie ein aufgeschlossenes Paradies, und die Abendglocken der Dörfer tönten seltsam wehmüthig über die Flur hin. Meine junge Seele bekam jetzt zuerst eine Ahndung von der Welt und ihren Begebenheiten. Ich vergaß mich und meine Führerin, mein Geist und meine Augen schwärmten nur zwischen den goldnen Wolken.

Wir stiegen nun einen Hügel hinan, der mit Birken bepflanzt war, von oben sah man in ein kleines Thal voller Birken, mitten in den Bäumen lag eine kleine Hütte. Ein munteres Bellen kam uns entgegen, und bald sprang ein kleiner behender Hund die Alte an, und wedelte, dann kam er zu mir, besah mich von allen Seiten und kehrte dann mit freundlichen Gebehrden zur Alten zurück.

Als wir vom Hügel hinunter giengen, hörte ich einen wunderbaren Gesang, der aus der Hütte zu kommen schien, wie von einem Vogel; es sang also:

Waldeinsamkeit
Die mich erfreut,
So morgen wie heut,
In ewger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Diese wenigen Worte wurden beständig wiederholt; wenn ich es beschreiben soll, so war es fast, als wenn Waldhorn und Schallmeye durcheinander spielen.

Meine Neugier war außerordentlich gespannt; ohne daß ich auf den Befehl der Alten wartete, trat ich mit in die Hütte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, alles war ordentlich aufgeräumt, einige Becher standen auf einem Wandschranke, fremdartige Gefäße auf einem Tische, in einem kleinen glänzenden Käfig hieng ein Vogel am Fenster, und er war es wirklich, der die Worte sang. — Die Alte keichte und hustete, sie schien sich gar nicht wieder erholen zu können, bald streichelte sie den kleinen Hund, bald sprach sie mit dem Vogel, der ihr nur mit seinen gewöhnlichen Worten Antwort gab: übrigens that sie gar nicht, als wenn ich zugegen wäre. Indem ich sie so betrachtete, überlief mich mancher Schauer, denn ihr Gesicht war in einer ewigen verzerrten Bewegung, indem sie dazu wie vor Alter mit dem Kopfe schüttelte, so daß man gar nicht wissen konnte, wie ihr eigentliches Aussehn war.

Als sie sich erholt hatte, zündete sie Licht an, deckte einen ganz kleinen Tisch und trug das Abendessen auf. Jetzt sah sie sich nach mir um und hieß mir einen von den geflochtnen Rohrstühlen zu nehmen. So saß ich ihr nun dicht gegenüber und das Licht stand zwischen uns. Sie faltete ihre knöchernen Hände und betete laut, indem sie immer ihre Gesichtsverzerrungen machte, so daß es mich beinahe wieder zum Lachen gebracht hätte; aber ich nahm mich sehr in Acht, um sie nicht boshaft zu machen.

Nach dem Abendessen betete sie wieder, und dann wies sie mir in einer ganz kleinen Kammer ein Bette an; sie schlief in der Stube. Ich wachte nicht lange, ich war halb betäubt, aber in der Nacht wacht' ich einigemal auf, und denn hörte ich die Alte husten und mit dem Hunde sprechen und den Vogel dazwischen, der im Traum zu seyn schien und immer nur einzelne Worte von seinem Liede sang. Das machte mit den Birken, die dicht vor dem Fenster rauschten, und mit dem Gesang einer entfernten Nachtigall ein so wunderbares Gemisch, daß es mir immer gar nicht war, als sei ich erwacht, sondern als fiele ich nur in einen andern noch seltsamern Traum.

Am Morgen weckte mich die Alte, und wies mich bald nachher zur Arbeit an, ich mußte nemlich spinnen, und ich lernte es nun auch bald, dabei hatte ich noch für den Hund und für den Vogel zu sorgen. Ich lernte mich bald in die Wirthschaft finden, und

alle Gegenstände umher wurden mir bekannt; nun war mir, als müßte alles so seyn, ich dachte gar nicht mehr daran, daß die Alte etwas Seltsames an sich habe, daß die Wohnung etwas abentheuerlich liege, und daß an dem Vogel etwas Außerordentliches sei. Seine Schönheit fiel mir zwar immer auf, denn seine Federn glänzten mit allen möglichen Farben, das schönste Hellblau und das brennendste Roth wechselte an ihn, und wenn er sang, blähte er sich stolz auf, so daß sich seine Federn noch prächtiger zeigten.

Oft gieng die Alte aus und kam erst am Abend zurück, ich gieng ihr dann mit dem Hunde entgegen, und sie nannte mich Kind und Tochter. Ich ward ihr endlich von Herzen gut, wie sich unser Sinn denn an alles, besonders in der Kindheit gewöhnt. In den Abendstunden lehrte sie mich lesen, ich begriff es bald, und es ward nachher in meiner Einsamkeit eine Quelle von unendlichem Vergnügen, denn sie hatte einige alte geschriebene Bücher, die wunderbare Geschichten enthielten.

Die Erinnerung an meine damalige Lebersart ist mir noch bis jetzt immer seltsam, von keinem menschlichen Geschöpfe besucht, nur in einem so kleinen Familienzirkel einheimisch, denn der Hund und der Vogel machten denselben Eindruck auf mich, den sonst nur längst gekannte Freunde hervorbringen. Ich habe mich immer nicht wieder auf den seltsamen Namen des

Hundes besinnen können, so oft ich ihn auch damals nannte.

Vier Jahre hatte ich so mit der Alten gelebt, und ich mochte überhaupt ohngefähr zwölf Jahr alt seyn, als sie mir endlich mehr vertraute, und mir ein Geheimniß entdeckte. Der Vogel legte nemlich an jedem Tage ein Ei, in dem sich eine Perl oder ein Edelstein befand. Ich hatte schon immer bemerkt, daß sie heimlich in dem Käfige wirthschafte, ich hatte mich aber nie darum genau bekümmert. Sie trug mir jetzt das Geschäft auf, in ihrer Abwesenheit diese Eier zu nehmen und in die fremdartigen Gefäße wohl zu verwahren. Sie ließ mir meine Nahrung zurück und blieb nun länger aus, Wochen, Monathe; mein Mädchen schnurrte, der Hund bellte, der wunderbare Vogel sang und dabei war alles so still in der Gegend umher, daß ich mich in der ganzen Zeit keines Sturmwinds, keines Gewitters erinnere. Kein Mensch verirrte sich dorthin, kein Wild kam unserer Behausung nahe, ich war zufrieden und sang und arbeitete mich von einem Tage zum andern hinüber. — Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungesehn sein Leben bis ans Ende fortführen könnte.

Aus dem wenigen, was ich las, bildete ich mir ganz wunderliche Vorstellungen von der Welt und den Menschen, alles war von mir und meiner Gesellschaft hergenommen; wenn von launigen Menschen die Rede

war, konnte ich sie mir nicht anders vorstellen, wie den kleinen Spitz, prächtige Frauenzimmer sahen immer wie der Vogel aus, alle alte Frauen wie meine wunderliche Alte. — Ich hatte auch von Liebe etwas gelesen, und spielte nun in meiner Phantasie seltsame Geschichten mit mir selber, Ich dachte mir den schönsten Ritter von der Welt, ich schmückte ihn mit allen Vortrefflichkeiten aus, ohne eigentlich zu wissen, wie er nun nach allen meinen Bemühungen aussah: aber ich konnte ein rechtes Mitleid mit mir selber haben, wenn er mich nicht wieder liebte; dann sagte ich lange rührende Reden in Gedanken her, zuweilen auch wohl laut, um ihn nur zu gewinnen. — Ihr lächelt, wir sind jetzt alle über diese Zeit der Jugend hinüber.

Es war mir jetzt lieber, wenn ich allein war, denn dann war ich selbst die Gebieterin im Hause. Der Hund liebte mich sehr, und that alles was ich wollte. der Vogel antwortete mir mit seinem Liede auf alle meine Fragen, mein Rädchen drehte sich immer munter, und so fühlte ich im Grunde nie einen Wunsch nach Veränderung. Wenn die Alte von ihren langen Wanderungen zurückkam, lobte sie immer meine Aufmerksamkeit, sie sagte, daß ihre Haushaltung, seit ich dazu gehöre, weit ordentlicher geführt werde, sie freute sich über meinen Wachsthum und mein gesundes Aussehn, kurz, sie ging ganz mit mir wie mit einer Tochter um.

Du bist brav, mein Kind! sagte sie einst zu mir, mit einem schnarrenden Tone; wenn Du so fortfährst, wird es Dir auch immer gut gehn: aber nie gedeiht es, wenn man von der rechten Bahn abweicht, die Strafe folgt nach, wenn auch noch so spät. — Indem sie das sagte, achtete ich eben nicht sehr darauf, denn ich war in allen meinen Bewegungen sehr lebhaft; aber in der Nacht fiel es mir wieder ein, und ich konnte nicht begreifen, was sie damit hatte sagen wollen. Ich überlegte alle Worte genau, ich hatte wohl von Reichthümern gelesen, und am Ende fiel mir ein, daß ihre Perlen und Edelsteine wohl etwas Kostbares seyn könnten. Dieser Gedanke wurde mir bald noch deutlicher. Aber was konnte sie mit der rechten Bahn meinen? Ganz konnte ich den Sinn ihrer Worte noch immer nicht fassen.

Ich war jetzt vierzehn Jahr alt, und es ist ein Unglück für den Menschen, daß er seinen Verstand nur darum bekömmt, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren. Ich begriff nemlich wohl, daß es nur auf mich ankomme, in der Abwesenheit der Alten den Vogel und die Kleinodien zu nehmen, und damit die Welt, von der ich gelesen hatte, aufzusuchen. Zugleich war es mir dann vielleicht möglich, den überaus schönen Ritter anzutreffen, der mir immer noch im Gedächtnisse lag.

Im Anfange war dieser Gedanke nichts weiter als jeder andere Gedanke, aber wenn ich so an mei-

nem Rade saß, so kam er mir immer wider Willen zurück, und ich verlohr mich so darinn, daß ich mich schon geputzt sah und Ritter und Prinzen um mich her. Wenn ich mich dann so verlohren hatte, konnte ich ordentlich betrübt werden, wenn ich wieder aufsah, und mich in der kleinen engen Wohnung antraf. Wenn ich meine Geschäfte that, bekümmerte sich die Alte nicht weiter um mich.

An einem Tage ging meine Wirthin wieder fort, und sagte mir, daß sie diesmal länger als gewöhnlich ausbleiben würde, ich solle ja auf alles ordentlich Acht geben und mir die Zeit nicht lang werden lassen. Ich nahm mit einer gewissen Bangigkeit von ihr Abschied, denn es war mir, als würde ich sie nicht wiedersehn. Ich sah ihr lange nach und wußte selbst nicht, warum ich so beängstigt war, es war fast, als wenn mein Vorhaben schon vor mir stände, ohne mich dessen deutlich bewußt zu seyn.

Nie hab' ich des Hundes und des Vogels mit einer solchen Emsigkeit gepflegt, sie lagen mir näher am Herzen als sonst. Die Alte war schon einige Tage abwesend, als ich mit dem festen Vorsatze aufstand, mit dem Vogel die Hütte zu verlassen, und die sogenannte Welt aufzusuchen. Es war mir enge und bedrängt zu Sinne, ich wünschte wieder da zu bleiben, und doch war mir der Gedanke widerwärtig; es war ein seltsamer Kampf in meiner Seele, wie ein Streiten

von zwei widerspenstigen Geistern in mir. In dem einen Augenblick kam mir die ruhige Einsamkeit so schön vor, dann entzückte mich wieder die Vorstellung einer neuen Welt, mit allen ihren wunderbaren Mannigfaltigkeiten.

Ich wußte nicht, was ich aus mir selber machen sollte, der Hund sprang mich unaufhörlich freundlich an, der Sonnenschein breitete sich munter über die Felder aus, die grünen Birken funkelten: ich hatte die Empfindung, als wenn ich etwas sehr Eiliges zu thun hätte, ich nahm also den kleinen Hund, band ihn in der Stube fest, und nahm dann den Käfig mit dem Vogel unter den Arm. Der Hund krümmte sich und winselte über diese ungewohnte Behandlung, er sah mich mit bittenden Augen an, aber ich fürchtete mich ihn mit mir zu nehmen. Noch nahm ich eins von den Gefäßen, das mit Edelsteinen angefüllt war, und steckte es zu mir, die übrigen ließ ich stehn.

Der Vogel drehte den Kopf auf eine wunderliche Weise, als ich mit ihm zur Thür hinaustrat, der Hund strengte sich sehr an mir nachzukommen, aber er mußte zurückbleiben.

Ich vermied den Weg nach den wilden Felsen, sondern gieng nach der entgegengesetzten Seite. Der Hund bellte und winselte immerfort, und es rührte mich recht inniglich; der Vogel wollte einigemal zu

singen anfangen, aber da er getragen ward, mußte es ihm unbequem seyn.

So wie ich weiter ging, hörte ich das Bellen immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Ich weinte und wäre beinahe wieder umgekehrt, aber die Sucht etwas Neues zu sehn, trieb mich vorwärts.

Schon war ich über Berge und durch einige Wälder gekommen, als es Abend ward, und ich in einem Dorfe einkehren mußte. Ich war sehr blöde, als ich in die Schenke trat, man wies mir eine Stube und ein Bette an, ich schlief ziemlich ruhig, nur daß ich von der Alten träumte, die mir drohte.

Meine Reise war ziemlich einförmig, aber je weiter ich gieng, je mehr ängstigte mich die Vorstellung von der Alten und dem kleinen Hunde; ich dachte daran, daß er wahrscheinlich ohne meine Hülfe verhungern müsse, im Walde glaubt' ich oft, die Alte würde mir plötzlich entgegentreten. So legte ich unter Thränen und Seufzern den Weg zurück; so oft ich ruhte, und den Käfig auf den Boden stellte, sang der Vogel sein wunderliches Lied, und ich erinnerte mich dabei recht lebhaft des schönen verlassenen Aufenthalts. Wie die menschliche Natur vergeßlich ist, so glaubt' ich jetzt, meine vormalige Reise in der Kindheit sei nicht so trübselig gewesen als meine jetzige, ich wünschte mich wieder in derselben Lage zu seyn.

Ich hatte einige Edelsteine verkauft, und kam nun nach einer Wanderschaft von vielen Tagen in einem Dorfe an. Schon beim Eintritt ward mir wundersam zu Muthe, ich erschrack und wußte nicht worüber; aber bald erkannt' ich mich, denn es war dasselbe Dorf, in welchem ich geboren war. Wie ward ich überrascht! wie liefen mir vor Freude, wegen tausend seltsamer Erinnerungen, die Thränen von den Wangen! Vieles war verändert, es waren neue Häuser entstanden, andre die man damals erst errichtet hatte, waren jetzt in einem baufälligen Zustande, ich traf auf Brandstellen; alles war weit kleiner, gedrängter als ich erwartet hatte. Unendlich freute ich mich darauf, meine Eltern nun nach so manchen Jahren wieder zu sehen; ich fand das kleine Haus, die wohlbekannte Schwelle, der Griff der Thür war noch ganz so wie damals, es war mir als hätte ich sie nur gestern erst angelehnt, mein Herz klopfte ungestüm, ich öffnete sie hastig, — aber ganz fremde Gesichter saßen in der Stube umher und stierten mich an. Ich fragte nach dem Schäfer Martin, und man sagte mir, er sey schon seit drei Jahren mit seiner Frau gestorben. — Ich trat schnell zurück, und ging laut weinend aus dem Dorfe hinaus.

Ich hatte es mir so schön gedacht, sie mit meinem Reichthume zu überraschen, durch den seltsamsten Zufall war das nun wirklich geworden, was ich in der Kindheit immer nur träumte, — und jetzt war alles umsonst, sie konnten sich nicht mit mir freuen, und

das, worauf ich am meisten immer im Leben gehofft hatte, war für mich auf ewig verlohren.

In einer angenehmen Stadt miethete ich mir ein kleines Haus mit einem Garten, und nahm eine Aufwärterin zu mir. So wunderbar, als ich es vermuthet hatte, kam mir die Welt nicht vor, aber ich vergaß die Alte und meinen ehemaligen Aufenthalt etwas mehr, und so lebt' ich im Ganzen recht zufrieden.

Der Vogel hatte schon seit lange nicht mehr gesungen, ich erschrack daher nicht wenig, als er in einer Nacht plötzlich wieder anfing, und zwar mit einem veränderten Liede. Er sang:

Waldeinsamkeit
Wie liegst du weit!
O Dir gereut
Einst mit der Zeit.
Ach einzge Freud
Waldeinsamkeit!

Ich konnte die Nacht hindurch nicht schlafen, alles fiel mir von neuem in die Gedanken, und mehr als jemals fühlte ich, daß ich Unrecht gethan hatte. Als ich aufstand, war mir der Anblick des Vogels ordentlich zuwider, er sah immer nach mir hin, und seine Gegenwart ängstigte mich. Er hörte nun mit seinem Liede gar nicht wieder auf, und er sang es lauter und schallender, als er sonst gewohnt gewesen

war. Je mehr ich ihn betrachtete, je bänger machte er mich, ich öffnete endlich den Käfig, steckte die Hand hinein und faßte seinen Hals, herzhaft drückte ich die Finger zusammen, er sah mich bittend an, ich ließ los, aber er war schon gestorben. — Ich begrub ihn im Garten.

Jetzt wandelte mich oft eine Furcht vor meiner Aufwärterin an, ich dachte an mich selbst zurück und glaubte, daß sie mich auch einst berauben oder wohl gar ermorden könne. — Schon lange kannt' ich einen jungen Ritter, der mir überaus gefiel, ich gab ihm meine Hand, — und hiermit Herr Walther ist meine Geschichte geendigt. —

Ihr hättet sie damals sehn sollen, fiel Eckbert hastig ein — ihre Jugend, ihre Unschuld, ihre Schönheit, und welch einen unbegreiflichen Reiz ihr ihre einsame Erziehung gegeben hatte. Sie kam mir vor wie ein Wunder, und ich liebte sie ganz unbeschreiblich. Ich hatte kein Vermögen, aber durch ihre Liebe kam ich in diesen Wohlstand, wir zogen hieher, und unsre Verbindung hat uns bis jetzt noch keinen Augenblick gereut. —

Aber über mein Schwatzen, fieng Bertha wieder an, ist es schon tief in die Nacht geworden, — wir wollen uns schlafen legen!

Sie stand auf und gieng nach ihrer Kammer, Walther wünschte ihr mit einem Handkusse eine gute

Nacht, und sagte: Edle Frau, ich danke Euch, ich kann mir euch recht vorstellen, mit dem seltsamen Vogel, und wie Ihr den kleinen Strohmi füttert. — Ohne zu antworten ging sie hinein.

Auch Walther legte sich schlafen, nur Eckbert ging noch unruhig im Saale auf und ab. — Ist der Mensch nicht ein Thor? fing er endlich an; ich bin erst die Veranlassung, daß meine Frau ihre Geschichte erzählt, und jetzt gereut mich diese Vertraulichkeit! — Wird er sie nicht mißbrauchen? Wird er sie nicht andern mittheilen? Wird er nicht vielleicht, denn das ist die Natur des Menschen, eine unselige Habsucht nach unsern Edelgesteinen empfinden, und deswegen Plane anlegen und sich verstellen?

Es fiel ihm ein, daß Walther nicht so herzlich von ihm Abschied genommen hatte, als es nach einer solchen Vertraulichkeit wohl natürlich gewesen wäre. Wenn die Seele erst einmal zum Argwohn gespannt ist, so trift sie auch in allen Kleinigkeiten Bestätigungen an. Dann warf sich Eckbert wieder sein unedles Mißtrauen gegen seinen wackern Freund vor, und konnte doch nicht davon zurückkehren. Er schlug sich die ganze Nacht mit diesen Vorstellungen herum, und schlief nur wenig.

Bertha war krank, und konnte nicht zum Frühstück erscheinen, Walther schien sich nicht viel darum zu

kümmern, und verließ auch den Ritter ziemlich gleichgültig. Eckbert konnte sein Betragen nicht begreifen, er besuchte seine Gattin, sie lag in einer Fieberhitze und sagte, die Erzählung in der Nacht müsse sie auf diese Art gespannt haben.

Seit diesem Abende besuchte Walther nur selten die Burg seines Freundes, und wenn er auch kam, ging er nach einigen unbedeutenden Worten wieder weg. Eckbert ward durch dieses Betragen im äußersten Grade gepeinigt, er ließ sich zwar gegen Bertha und Walther nichts davon merken, aber jeder mußte doch seine innerliche Unruhe an ihm gewahr werden.

Mit Bertha's Krankheit ward es immer bedenklicher, der Arzt schüttelte den Kopf, die Röthe von ihren Wangen war verschwunden und ihre Augen wurden immer glühender. — An einem Morgen ließ sie ihren Mann an ihr Bette rufen, die Mägde mußten sich entfernen.

Lieber Mann, fing sie an, ich muß dir etwas entdecken, das mich fast um meinen Verstand gebracht hat, das meine Gesundheit zerrüttet, so eine unbedeutende Kleinigkeit es auch scheinen mag, — Du wirst dich erinnern, daß ich mich immer nicht, so oft ich von meiner Geschichte sprach, trotz aller angewandten Mühe auf den Namen des kleinen Hundes besinnen konnte, mit dem ich so lange umging. — An jenem

Abende sagte Walther beim Abschiede plötzlich zu mir: Ich kann mir Euch recht vorstellen, wie Ihr den kleinen Strohmi füttertet. — Ist das Zufall? Hat er den Namen errathen, oder hat er ihn mit Vorsatz genannt? Und wie hängt dieser Mensch dann mit meinem Schicksale zusammen? — Zuweilen ist es mir eingefallen, ich bilde mir diesen Zufall nur ein, aber es ist gewiß, nur zu gewiß. — Ein gewaltiges Entsetzen befiel mich, als mich ein fremder Mensch so auf meine Erinnerungen half. — Was sagst Du, Eckbert?

Eckbert sah seine leidende Gattin mit einem tiefen Gefühle an, er schwieg, und dachte bei sich nach, dann sagte er ihr einige tröstende Worte und verließ sie. — In einem abgelegenen Gemache gieng Eckbert in einer unbeschreiblichen Unruhe auf und ab, Walther war seit vielen Jahren sein einzger Umgang gewesen, und doch war dieser Mensch jetzt der einzige in der Welt, dessen Daseyn ihn drückte und peinigte. Es schien ihm, als würde ihm froh und leicht seyn, wenn nur dieser einzige Mensch aus dem Wege geschaft wäre. — Er nahm seine Armbrust, um sich zu zerstreuen und auf die Jagd zu gehn.

Es war ein rauher stürmischer Wintertag, tiefer Schnee lag auf den Bergen und bog die Zweige der Bäume nieder. Er streifte umher, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, er traf auf kein Wild, und das vermehrte seinen Unmuth. Plötzlich sah er sich in der

Ferne etwas bewegen, es war Walther, der Moos von den Bäumen sammelte; ohne zu wissen was er that, legte er an, Walther sah sich um und drohte mit einer stummen Gebehrde, aber indem flog der Bolzen fort und Walther stürzte nieder.

Eckbert fühlte sich leicht und beruhigt, und doch trieb ihn ein Schauder nach seiner Burg zurück; er hatte einen großen Weg zu machen, denn er hatte sich weit hinein in die Wälder verirrt. — Als er ankam, war Bertha schon gestorben, sie hatte vor ihrem Tode noch viel von Walther und der Alten gesprochen.

Eckbert lebte nun eine lange Zeit in der größten Einsamkeit, er war schon sonst immer etwas schwermüthig gewesen, weil ihn die seltsame Geschichte seiner Gattin etwas beunruhigte, er hatte immer schon einen unglücklichen Vorfall befürchtet, der sich ereignen könnte: aber jetzt war er ganz mit sich selber zerfallen. Die Ermordung seines Freundes stand ihm unaufhörlich vor Augen, er lebte unter ewigen innern Vorwürfen.

Um sich zu zerstreuen, begab er sich zuweilen nach der nächsten großen Stadt, wo er Gesellschaften und Feste besuchte. Er wünschte durch irgend einen Freund, die Leere in seiner Seele auszufüllen, und wenn er dann wieder an Walther zurückdachte, so erschrack er schon vor dem Worte Freund; er war überzeugt, daß es ihm nothwendig mit allen seinen Freunden unglücklich

gehn müsse. Er hatte so lange mit Bertha in einer schönen Ruhe gelebt, die Freundschaft Walthers hatte ihn so manches Jahr hindurch beglückt, und jetzt waren beyde so plötzlich dahingerafft, daß ihm sein Leben in manchen Augenblicken mehr wie ein seltsames Mährchen, als wie ein wirklicher Lebenslauf erschien.

Ein Ritter, Hugo von Wolfsberg, hing sich an den stillen betrübten Eckbert, er schien eine wahrhafte Zuneigung gegen ihn zu empfinden. Eckbert fand sich auf eine wunderbare Art überrascht, er kam der Freundschaft des Ritters um so schneller entgegen, je weniger er sie vermuthet hatte. Beide waren nun häufig zusammen, der Fremde erzeigte Eckbert alle möglichen Gefälligkeiten, einer ritt fast nicht mehr ohne den andern aus, in allen Gesellschaften trafen sie sich, kurz sie schienen beide unzertrennlich von einander zu seyn.

Eckbert war immer nur auf kurze Augenblicke froh, denn er fühlte es deutlich, daß ihn Hugo nur aus einem Irthume liebe; er kannte ihn nicht, er wuste seine Geschichte nicht, und er fühlte wieder denselben Drang, sich ihm ganz mitzutheilen, damit er versichert seyn könne, in wie fern jener Freund sei. Dann hielten ihn wieder Bedenklichkeiten und die Furcht, verabscheuet zu werden, zurück. In manchen Stunden war er so sehr von seiner Nichtswürdigkeit überzeugt, daß er glaubte, kein Mensch könnte ihn seiner Achtung würdigen, der ihn nur etwas näher

kenne. Aber er konnte sich nicht widerstehn; auf einem einsamen Spatzierritt, entdeckte er seinem Freunde seine ganze Geschichte, und sagte ihm, ob er wohl einen Mörder lieben könne. Hugo war gerührt und suchte ihn zu trösten, Eckbert folgte ihn mit leichtern Herzen zur Stadt.

Es schien aber seine Verdammniß zu seyn, grade in der Stunde des Vertrauens Argwohn zu schöpfen, denn kaum waren sie in den Saal getreten, als ihm beim Schein der vielen Lichter die Minen seines Freundes nicht gefielen. Er glaubte ein hämisches Lächeln zu bemerken, es fiel ihm auf, daß er nur wenig mit ihm sprach, daß er mit den Anwesenden viel redete, und seiner gar nicht zu achten schien. Ein alter Ritter war in der Gesellschaft, der immer sich als den Gegner Eckberts gezeigt, und sich oft nach seinem Reichthum, nach seiner Frau, auf eine eigne Art erkundigt hatte; zu diesem ging jetzt Hugo, und beide sprachen eine Zeitlang heimlich, indem sie beständig nach Eckbert hinsahn. Dieser sah jetzt seinen Argwohn bestätigt, er glaubte sich verrathen, und eine schreckliche Wuth bemeisterte sich seiner. Indem er noch immer hinstarrte, sah er plötzlich Walthers Kopf, alle seine Minen, die ganze, ihm so wohlbekannte Gestalt; er sah noch immer hin, und ward überzeugt, daß Niemand als Walther mit dem Alten spreche. — Sein Entsetzen war unbeschreiblich, außer sich stürzte er hinaus, verließ noch in der Nacht die Stadt und kehrte nach vielen Irrwegen auf seine Burg zurück.

Wie ein unruhiger Geist eilte er jetzt von Gemach zu Gemach, kein Gedanke hielt ihm Stand, er eilte von entsetzlichen Vorstellungen zu noch entsetzlichern, und kein Schlaf kam in seine Augen. Oft fiel er auf den Gedanken, daß er wahnsinnig sei, und sich nur selber durch seine Einbildungskraft alles erschaffe, dann erinnerte er sich wieder der Züge Walthers, und alles ward ihm immer mehr ein Räthsel. Er beschloß eine Reise zu machen, um seine Vorstellungen wieder zu ordnen; den Gedanken an Freundschaft, den Wunsch nach Umgang hatte er nun auf ewig aufgegeben.

Er zog fort, ohne sich einen bestimmten Weg vorzusetzen, ja er betrachtete die Gegenden nur wenig die vor ihm lagen. Als er mit seinem Pferde einige Tage durchtrabt hatte, sahe er sich plötzlich in einem Gewinde von Felsen verirrt, in denen sich nirgends ein Ausweg entdecken ließ. Endlich traf er auf einen alten Bauer, der ihm einen Ausweg, einem Wasserfall vorüber zeigte: er wollte ihm zur Danksagung einige Münzen geben, der Bauer aber schlug sie aus. — Was gilts? sagte Eckbert zu sich selber, ich könnte mir wieder einbilden, daß dies Niemand anders als Walther sei, — und indem sah er sich noch einmal um, und es war Niemand anders als Walther. — Eckbert spornte sein Roß, so schnell es nur laufen konnte, durch Wiesen und Wälder, bis es erschöpft un-

ter ihm zusammenstürzte. — Unbekümmert setzte er nun seine Reise zu Fuß fort.

Er stieg träumend einen Hügel hinan, es war, als wenn er ein nahes muntres Bellen hörte, Birken säuselten dazwischen, und er hörte mit wunderlichen Tönen ein Lied singen:

Waldeinsamkeit
Mich wieder freut,
Mir geschieht kein Leid
Hier wohnt kein Neid
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

Jetzt war es um das Bewußtseyn, um die Sinne Eckberts geschehn, er konnte sich nicht aus dem Räthsel herausfinden, ob er jetzt träume oder ehemals von einem Weibe Bertha geträumt habe, das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten, die Welt um ihn her war verzaubert, und er keines Gedankens, keiner Erinnerung mächtig.

Eine krumgebückte Alte schlich hustend mit einer Krücke den Hügel heran. — Bringst Du meinen Vogel? meine Perlen? Meinen Hund? schrie sie ihm entgegen. Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst. Niemand als ich war Dein Freund Walther, Dein Hugo —

Gott im Himmel! sagte Eckbert stille vor sich hin, — in welcher entsetzlichen Einsamkeit hab' ich denn mein Leben hingebracht! —

Und Bertha war Deine Schwester.

Eckbert fiel zu Boden.

Warum verließ sie mich tückisch? Sonst hätte sich alles gut und schön geendet, ihre Probezeit war ja schon vorüber. Sie war die Tochter eines Ritters, die er bei einem Hirten erziehn ließ, die Tochter Deines Vaters.

Warum hab' ich diesen schrecklichen Gedanken immer geahndet? rief Eckbert aus.

Weil Du in früher Jugend Deinen Vater einst davon erzählen hörtest: er durfte seiner Frau wegen diese Tochter nicht bei sich erziehn lassen, denn sie war von einem andern Weibe. —

Eckbert lag wahnsinnig in den letzten Zügen; dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen, und den Vogel sein Lied wiederholen.

Friedr. de la Motte-Fouqué.

Die Rächerin.

Neri und Paolo waren zwey junge Florentinische Ritter aus den vornehmsten Häusern, und in lebhafter Freundschaft und Vertraulichkeit mit einander verbunden. Beide hatten an einem Tage nach ihrer Neigung schöne und keusche Frauen geheirathet, wodurch ihr Glück dergestalt vermehrt wurde, daß sie es oft bedauerten, wie auch eine solche freudige und schuldlose Lebensweise nach Art alles weltlichen Heils dereinst zu Ende gehen müsse. Doch nahmen sie sich vor, in ihren Kindern fortzusetzen, was sie jetzt so sehr beselige: die innigste Liebe und Zutraulichkeit unter beiden Familien. Als beide Frauen guter Hoffnung waren, wünschten die Freunde sehnlich, von der einen ein Knäblein, ein Töchterlein von der andern geboren zu sehn, um die holden Erstlinge ihres Ehestands in der

Zukunft zu neuem Ehestande verbinden zu können. Es geschah nach ihren Wünschen. Leonore, Neri's Gattin, genas eines schönen Mägdleins, und Paolo ward von seiner geliebten Gismunda mit einem eben so holden Söhnlein beschenkt. Wie die Hochzeiten an einem Tage gewesen waren, geschah es auch mit den Entbindungen, und eben weil beide Freunde fast zu gleicher Zeit eilten, sich das neue Glück zu verkünden, fand jeder den andern nicht in seinem Hause. In froher Unruhe, jedoch im stätem Verfehlen, streiften sie nach einander den ganzen heißen Sommertag umher, und trafen sich erst gegen Abend, von Freude, Sonnenbrand und Erschöpfung glühend, auf einer kleinen Besitzung vor der Stadt, wo man unter anmuthigen Lauben die edelsten Weine schenkte. Sie beschlossen, hier den Zuwachs ihres Glückes zu feiern, und sangen und tranken die warme, duftige Nacht herauf. Erst als sie zusammen nach Florenz aufbrachen, bemerkte Paolo, daß Neri an seinem Arme in einem fröhlichen Weinrausche schwanke. Freude, Erhitzung und Wein hatten ihn überwältigt, und da unter ihren traulichen Gesprächen die frühern, ausgelassenern Jugendjahre häufig erwähnt worden waren, schien ihn jetzt der Geist derselben von neuem zu ergreifen. Er begann die Begegnenden zu necken, vor den Häusern zu singen und an die Fenster zu klopfen, wobey er in der heitersten Stimmung blieb, bis ihn das begütigende Zureden seines besonnenen Freundes verstimmte. Nun schalt er über erkaltende Freund-

schaft, klagte über die entschwundne, selig rücksichtslose Jugendzeit, ließ aber dabey nicht ab, seine Neckereien fortzusetzen, nur daß es jetzt mit einer Art von gehässiger Bitterkeit und Feindseligkeit geschah. Die Verletzten schienen daher auch weniger geneigt, ihm seinen Zustand zu Gute zu halten, und Paolo hatte ihn schon aus mancher unangenehmen Zänkerey losgewickelt, als sie einem angesehenen Manne begegneten, der eine Dame am Arm führte. Er erkannte den Neri, und, mismuthig, seine Begleiterin durch dessen thörichte Reden gekränkt zu sehn, vergaß er sich so weit, den Berauschten mit einer scharfen Zurechtweisung beruhigen zu wollen. Schnell war ein zweyschneidiges Messer an Neris Gürtel bloß. Paolo hielt ihn zurück, der unglückliche Bethörte fluchte schäumend auf Welt, Leben und Freundschaft, und, — war es Raserey der Trunkenheit, war es ein unglücklicher Zufall, — der spitzige Stahl fuhr gerade durch Paolos Herz.

Das fließende Blut, das Rache- und Wehegeschrey der Umstehenden, trieben den wüthenden Neri in noch halber Unbewußtheit einer nahgelegenen Klosterkirche zu, in deren Pforten er hineinsprang, um sich vor dem Tumulte der Verfolgenden zu retten. Als nun aber dieser hinter ihm schwieg, und er einsam unter den stillen, mattbeleuchteten Gewölben stand, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Die Trunkenheit war weg, aber Gewissensangst und bittre

Reue packten statt ihrer sein Gemüth mit verwirrenden Schmerzen an. In gräßlichen Zuckungen schlug er auf den Quaderboden nieder.

Vor dem wieder zu sich Kommenden stand ein ernster Mönch, der ihm auf Befragen sagte, dies Kloster habe den Apostel Paulus zum Schutzheiligen. Neri wußte nun in seinem Jammer nichts Besseres zu thun, als aus der hinter ihm zerstörten Welt in eine Zelle dieser Freistätte zu treten, um lebenslang als ein besondrer Diener von Paolos Namensheiligen, die allerunerhörteste Buße zu leisten Sein Wunsch ward ihm gewährt, aber ob er gleich durch die Strenge seines Wandels, durch den bittern zerreissenden Ernst seiner Reue allen Mitbewohnern des Klosters ein auferbauliges Beispiel gab, wollte doch der böse Geist, der ihn zuerst in diesen Mauern mit verzerrenden Zuckungen angefallen hatte, nicht wieder von ihm weichen. Vielmehr schlug er ihn zu unterschiedenen Malen an jedem Tage gegen Mauern, eiserne Thürschlösser und scharfe Geländer, aber der arme Neri, — der im Kloster Bruder Pönitens genannt wurde, — trug auch dieses als eine vom Himmel eigens verhängte Buße mit unerschütterlicher Geduld.

Zwey traurige Kindtaufen waren unterdessen in den vor Kurzem noch so beglückten Häusern gehalten worden. Leonore hatte Neri's armen Knaben Romeo taufen lassen, welches auf Italienisch ein Pilgrim bedeutet, indem sie das Schmerzenskind schon jetzt dazu

bestimmte, in reifern Jahren für seines Vaters Seelenruhe und Seelenheil am heiligen Grabe, und sonst noch an unterschiedlichen Wallfahrtsorten zu beten. — Gismunda hingegen war über den Verlust ihres geliebten Paolo in eine solche Wuth gerathen, daß sie im ersten Augenblick des Schmerzens ihrem Töchterlein in die Ohren schrie: „verflucht sey ich, verflucht seyst Du, wenn Du nicht zur Vergeltung einst dem Merisknaben sein Blut aussaugst, sein Blut, wo es ihm zunächst am Herzen quillt! Dazu, dazu säug' ich Dich groß! Wo nicht, verschreib' ich Beid' uns ew'ger Qual und allen Teufeln!" — Auch am Taufstage hatte diese gräßliche Gesinnung noch nicht nachgelassen; nur stiller, tiefer zurückgedrängt war sie geworden. Vendicatrice nannte die unglückliche Mutter ihr Kind, weil sie eine Rächerin aus ihm aufzuziehn gedachte.

Das Kind aber wuchs so anmuthig, sanft und liebreich heran, daß die zornigen Racheflammen der Mutter vor dem Regenbogenspiel, welches sich aus den zarten Reizen der Tochter entfaltete, zu erlöschen begannen. Schon sah sie oft mit tiefer Wehmuth zu dem Kinde herab, wenn es ihr auf die einnehmendste Weise liebkos'te und schmeichelte, schon fuhr sie oftmals in banger Ueberraschung zusammen, wenn sie selbst oder ein Andrer die zarte Gestalt mit dem furchtbaren Namen Vendicatrice rief, und endlich brach sie in laute Klagen um ihre unüberlegt abscheuliche Verwünschung

aus. — „Einen Vampyr, jammerte sie, einen gräßlichen, blutaussaugenden Vampyr will ich aus meinem holden Liebling erziehn! O Gott, und thu' ich es nicht, verfallen wir Beide der Hölle!"

Natürlich verstand das arglose Kind den Weheruf seiner Mutter nicht, und indem es sie durch Küsse und Schmeicheleyen auf das anmuthigste zu beruhigen strebte, vermehrte es nur in seiner holden Unbewußtheit den Jammer der Unglücklichen.

So wuchs, — wie unter einem heißen Regen der schmerzlichsten Thränen, — das blühende Kind zur schönen sinnigen Jungfrau empor, und dieser gelang es endlich, ihrer Mutter das quälende Geheimniß zu entwinden. Freylich war nun auch Vendicatrices Frieden dahin; die heitre Milde ihres Gemüthes rang mit vergeblicher Sehnsucht gegen die frühgeschlossene, furchtbare Bestimmung an; und wenn sie auch selbst hoffen durfte, sich dem abscheulichen Gelübde zu entziehn, so blieb doch nichts Tröstendes für die arme Mutter zu erwarten, die zwischen der Angst vor der Hölle und dem Entsetzen vor der mordlichen Entweihung des holden Bildes, das sie geboren hatte, die furchtbarsten Kämpfe bestand, und endlich in eine unheilbar scheinende Schwermuth verfiel.

Eines Morgens wartete Gismunda vergeblich auf die Erscheinung der Tochter, die ihr Labsal und ihr Elend in gleichem Maaße war. Unfähig, ihre Be-

ängstigung den Dienerinnen durch Fragen kund zu thun, raffte sich die Kranke selbst auf, und fand, in das Gemach Vendicatrices wankend, Alles still und todt, das Bette leer, ja unberührt, zu dessen Häupten aber einen versiegelten Brief, aus dem sie, ihn mit todtkalten Fingern entfaltend, folgende Worte las:

„Du geliebte, unglückliche Mutter! Fasse Muth, wenn Du diese Zeilen liest, wie auch ich ihn fasse, indem ich sie schreibe, um gleich darauf nach Pilgerstab und Pilgermantel zu greifen, die schon bleich und lang von der Wand her zu mir herabsehn, um mich hinauszuführen aus Deinem lieben, wohlbekannten Hause in die tiefe Nacht, auf die ferne Fahrt. Es mußte so seyn, Du arme Mutter. Unzähligemal hab' ich aus der Tiefe des Irrgartens, in den wir gerathen sind, zu der Sonne des ewigen Lebens um Rettung gerufen, und wenn dann auch irgend ein Hoffnungsstrahl hernieder kam, leuchtete es doch nicht bis in Dein verdunkeltes Gemüth, und wir blieben elend, wie vor. Aber so oft ich nach solchen ängstlich inbrünstigen Ringen einschlief, kamen mir schöne kühle Palmenbäume in meinen Schlummer, und furchtbar weite Sandebnen, und auf einem fernen, fernen Berge des Erlösers Grab. Liebe, gequälte Mutter, glaube mir: eine Wallfahrt dahin errettet, und ich trete sie an. Wir sind in den Schlingen des Feindes, aber ich fühle es, sie lösen sich schon, indem ich meiner heiligen Fahrt recht ernst gedenke. Habe Du nur Geduld und

Glauben, falle nicht in Verzweiflung, bete und hoffe. Was Dir einen heitern Ausgang verheißt bin nicht ich, eine seelige, gottgesandte Ahnung ist es, die mein Innres mit übermenschlicher Zuversicht erfüllt."

Gismunda hatte gelesen, und wankte nur in ihr Zimmer zurück, um sich darin wie in ein Grab zu verschließen. Eine bange, nächtliche Zeit brach nun über die arme Verlaßne herein. Bey Tage flossen unter stetem Gebet ihre Thränen, bey Nacht erfüllten gräßliche Traumbilder ihren unruhigen Schlaf. Die Hölle stand um sie her in tausendfach verzerrten Gestalten, und heulte nach Blut, oder nach ihr und ihrer Tochter, den Pfändern, die sie der verfallnen Schuld gesetzt. Sogar die heilige Beichte, das heiße Gebet, — nichts mehr vermochte ihre Angst zu stillen. Statt daß sie sonst Tagelang vor den Bildern der Heiligen gekniet hatte, lief sie nun in unaussprechlich nagender Unruhe durch ihr dunkles von außen streng verhangnes Gemach auf und nieder, bis ihr Ermatten sie zu den gewohnten furchtbaren Träumen bettete.

Und doch war es endlich, als sey alle diese Angst nur die heilsame Unruhe gewesen, welche die streitenden Kräfte der Krankheit zu deren eigner Vertilgung anregt, und unter der höchsten Noth der Genesung unmittelbar vorangeht. Eine Ruhe kam plötzlich über Gismunden, die sie seit Paolos Tode nimmer empfunden hatte, und die Träume standen fortan wie trö-

stende, verheißende Engel um ihr Lager. Oefters sah sie Vendicatrices Gestalt; zwar Blutbesprengt, aber ohne alles Furchtbare, welches die rothen Tropfen hätten erwecken sollen, vielmehr winkte sie ihr beruhigt und beruhigend zu. — Gismunda kam auf den Gedanken, das grause Gelübde sey erfüllt, und doch konnte die, welche ihrem Feinde das Herzblut rächend ausgesogen, wohl nicht in so himmlischer Seeligkeit lächeln, als Vendicatrice's Traumbild es that.

In dieser Ungewißheit stellte Gismunda Nachforschungen an, wo Romeo, der Sohn des unglücklichen Neri, geblieben sey, denn bis jetzt hatte sie geflissentlich vermieden, auch nur das mindeste von ihm zu hören, mit gleichem Abscheu seines Vaters als ihrer Verfluchung eingedenk. Jetzt erfuhr sie, er sey auf das anmuthigste herangewachsen, ein stiller, freundlicher Pfleger seiner betrübten Mutter, und um dieses theuern Geschäftes willen sich jeder Lust entziehend, zu welcher Stand, Reichthum und Schönheit ihn berechtigten. Oft auch hatte er begehrt seinen Vater zu sehn und zu trösten, aber der arme Bruder Pönitens verwehrte sich selbst aufs standhafteste diese Milderung seiner Buße. Um so mehr hatte sich Romeo beeilt, seinem Taufnahmen und seiner ihm durch die Mutter von Jugend auf eingeprägten Bestimmung genug zu thun. Bereits vor Jahresfrist war er im Gebet für seines Vaters Seelenheil zur Wallfahrt nach dem heiligen Grabe ausgezogen.

„Sollten sie einander an den heiligen Orten getroffen haben?“ — fragte Gismunda sich selbst, und bebte vor dem Gedanken zusammen, der Fluch der Rache könne eben dort in Erfüllung gegangen seyn. Aber weil ihre Schauer nur flüchtig vorüberzogen, und die jüngst bescheerte Ruhe wieder klar und mild durch ihr Gemüth strahlte, fand sie sich in dem Gedanken bestätigt: diese Ruhe sey ein Geschenk guter Mächte, und es könne nichts Unseeliges mit ihrem Kinde vorgefallen seyn. Um indeß jedweden Zweifel auszutilgen, beschloß sie der heiligen Beichte ihr Herz zu öffnen, hoffend, in ihrem jetzigen stillen Zustande empfänglicher für die Heilmittel der Religion zu seyn. Sie begab sich nach der Klosterkirche des heiligen Paulus, wo Paolo begraben lag, und nachdem sie an des geliebten Gatten Ruhestätte gebetet, kniete sie an einem Beichtstuhle nieder, ihr Vergehn, ihre Tröstung und ihre Zweifel vor den Ohren des Geistlichen ausschüttend. Als dieser sie ausgehört hatte, begann er sie zu trösten, mit den verständigsten und zugleich innigsten Worten, die sie noch je von einem Beichtiger vernommen hatte. Dennoch traf der sanfte Ton seiner Stimme ihren Sinn auf eine schauerlich störende Weise. Aengstlich emporblickend, erkannte sie, was sie befürchtete, — Neri's Gesicht.

„Denkt nicht daran, sagte Pönitens voll demüthiger Freundlichkeit, was ich in der Welt war, und was ich in der Welt gethan. Hier stehe ich vor Euch,

als ein Diener Gottes, und nicht ich redete zu Euch, sondern die ewige Liebe und Güte sprach Euch an durch meinen Mund. Was ich Euch noch von mir selbst sagen kann, ist, daß auch ich seit geraumer Zeit große Linderung meines Elends verspüre. Der böse Geist, der mich sonst mit gräßlichen Zuckungen umherriß und niederwarf, ist von mir gewichen. Mir kommt es oft vor, als sei meine Sünde, wo nicht von meinem Haupte, doch von dem meines unglücklichen Sohnes genommen; sey es denn also auch, daß er mit dem Leben unter Eurer Tochter Hand gebüßt habe, so ist er doch gewiß ein seeliger Geist geworden, und ob sie auch vielleicht sein Herzblut trank, so ist es dennoch gewiß auf keine gräuelvolle und sündhafte Weise geschehn."

„Sey es geschehn, wie es wolle, seufzte Gismunda; doch hat ihr milder Geist zweifelsohn den entweihten Körper verlassen, der, — wär es auch unbewußt, — eine blutige That beging."

„So sind unsre Kinder Beide selig, entgegnete Pönitens; und wenn es nicht auf Erden zu völliger Huld und Versöhnung kam, kommt es doch nun und dermaleinst gewiß im Himmel unter uns Allen dazu."

Hierauf gab er ihr die Absolution, und bat sie nachher, sogleich zu thun, was an ihrer Seite den Frieden aller Theilhaber dieser unglücklichen Begebenheit befördern könne, indem sie ihm als eine treue

Christin seine Schuld erlasse und vergebe. Sie that nach seinem Begehr, wogegen auch er ihr den Tod seines Sohnes, falls der furchtbare Nachefluch in Erfüllung gegangen sey, mit Herz und Mund verzieh. Noch um vieles beruhigter schieden Beide von einander, obgleich mit stillen Thränen den muthmaaßlichen Tod ihrer Kinder beweinend.

Gismunda hatte seit dieser Zeit eine Stelle in ihrem Garten, von hohen Cypressen und reichblühenden Pomeranzenbäumen im seltsamen Gemisch umkränzt, für Vendicatricens Grabstätte auserlesen, oder doch zu Errichtung ihres Denkmals, dafern sie des theuern Leichnams nicht habhaft werden könnte. Hierher war sie sonst oft von der geliebten Tochter geleitet, und an schönen Frühlingsabenden mit Guittarrenklängen in lindernden Schlaf gewiegt worden. — „Und nun soll ich hier selbst mein holdes Kind in die kalte, dunkle Wiege einsenken!“ seufzte sie unter inbrünstigen Thränen, als sie einstens, auch an einem schönen Frühlingsabende ganz einsam um die geliebte Stelle herwankte. Sie setzte sich ins hohe Gras, zog ihre Schleier dicht um sich her, und weinte still und heiß vor sich hin, bis ein Rauschen in den Gebüschen dicht neben ihr sie unterbrach.

Aufschauend sah sie den Rasenplatz schon vom hellen Vollmond übersilbert, und durch die Zweige, sich zur Seite, zwey schlanke Gestalten in weißen Pil-

gerkleidern hervor kommen. Indem sich Gismunda überrascht erhob, hielten auch die fremden Gestalten wie staunend an; noch strebte Gismunda durch die verhüllenden Mäntel die Gesichter der Erscheinungen zu erspähen, da schritt eine derselben langsam auf sie zu, sank nach und nach vor sie nieder, und umfaßte ihre Knie mit inniger Bewegung.

„O Du holde Gestalt, seufzte Gismunda; Du bist meine Tochter oder ihr Geist.“ „Nein, sagte die freudig weinende Tochter, ich bin es ja selbst, liebe Mutter.“ — Und indem sie das schöne Angesicht enthüllte, ward es von den Schleiern der Mutter wieder umwallt, die sich mit den zärtlichsten Küssen darüber niederbeugte.

Endlich aus dem seeligen Rausche erwachend, zog Gismunda ihr Kind neben sich auf einen Rasensitz, und ward nun abermals der andern Pilgergestalt inne, die noch still und verhüllt an den blühenden Wänden des Gebüsches stand.

„Meine Tochter, fragte sie, wer ist in Deinem Geleit? Die Ahnung einer erfreulichen und doch auch seltsam furchtbaren Erscheinung durchzuckt mich.“

„Du hast Recht Mutter, entgegnete Vendicatrice. Für beides könnt' er wohl gelten. Aber dem gnädigen Gotte sey Dank! das Erfreuliche behält den Sieg.“

„So ist es doch auch ein lebender, athmender Mensch? flüsterte Gismunda leise. So läuft sein Herzblut doch durch seine Adern um?“

„Ich errathe Dich, liebe Mutter, sprach die Jungfrau seelig lächelnd, und wenn ich Dir noch voraussage: er lebt! darf ich Dir sagen, daß Du auch ihn errathen hast.“

„O die Kappe fort! rief Gismunda, und ein schöner Jüngling, Neri's Ebenbild, nur mit unendlich weichern und sanftern Zügen, kniete vor der Matrone, mit gerührter Stimme bittend: „ach verzeiht meinem armen Vater das Elend, so er über Euch und sich gebracht, und hasset auch mich nun nicht länger.“

Gismunda sprach einen feyerlichen Segen über Romeo's Haupt; kaum aber war das Amen gesagt, so ächzte sie, schmerzhaft zusammenzuckend, und ängstlich hinter sich in die schwarzen Gebüsche blickend: „o Weh, über das abscheuliche Gelübd!“

„Vendicatrice hat es erfüllt;“ sagte der Jüngling freundlich, und als ihn die Mutter bat, nicht jetzt den furchtbaren Namen heraufzurufen, sprach die Jungfrau: „nenne mich nur immerhin Vendicatrice, Mutter. Es giebt auch eine Rache des Wohlthuns und der Versöhnung. Jetzt beruhige Dich, und höre, wie es mir und meinem Geleitsmann ergangen ist.“

Romeo setzte sich zu den Füßen der beiden Frauen, und Vendicatrice erzählte folgendergestalt:

„Ich hatte am Grabe des Erlösers gebetet; Ergebung und Demuth füllte meine Brust, und von der Sehnsucht nach meiner verlaßnen lieben Mutter gezo-

gen, trat ich meinen Rückweg an. Aber im Hintergrunde auch meiner heitersten Gedankenbilder, lauerte ein feindseliges Gespenst: der furchtbare Fluch der Rache; denn durft' ich auch hoffen, daß jenseits ein barmherziger Richter ihn von unsern Seelen fortnehmen werde, so schien mir dennoch das irdische Leben nichts mehr für uns, als eine dornige, büßungsreiche Pilgerfahrt. — Aber werde nicht bleich, geliebte Mutter; so dacht' ich damals, so denk' ich jetzt nicht mehr. Die schwarzen Wolken sind vorüber, und auch schon diesseits lächelt uns ein freundlich stilles Leben an. —

Eines Tages zog ich lechzend durch die sandigen Einöden Arabiens. Ein Muselmann gesellte sich zu mir, und führte mich freundlich an eine nahe Quelle, die nur dem hier Einheimischen bekannt seyn konnte. Als ich aber trinkend, und den Staub von meinem Angesicht spülend, die Kappe meines Pilgerkleides zurückfallen ließ, blickte er mich eine Zeitlang forschend an, und rief endlich, voll des gewaltsamsten Ungestüms: „bey Gott, Pilger, Du bist ein Mädchen, und ein sehr schönes obendrein!" — Und damit faßte er mich Erschreckte in seine Arme, und eilte mit mir durch die Wüste fort, ohne sich an mein Klagen, Bitten und Hülferufen zu kehren. Ach, wie vergeblich mußte auch das letztere seyn! Weitaus ja dehnte sich um uns her der unermeßliche Sand, und was sich am fernsten Horizont erblicken ließ, waren, wie er selbst

mir zum Trost oder zum Hohn sagte, die Zelte eines seiner Freunde, dahin er mit mir ziehe, um seiner unversehnen Beute froh zu werden. Schon hing ich, erschöpft von Angst und Wehklagen, halb ohnmächtig über seine Schulter, als ein plötzliches, streng ausgerufnes Halt! mich zur Besinnung brachte. Ein junger Pilger stand vor uns, den Muselmann über sein Recht an mir zur Rede setzend. Von Worten kam es alsbald zum Gefecht. Mein Räuber, es nicht der Mühe werth haltend, vor einem Unbewaffneten seine That zu verleugnen oder zu verkleiden, ließ mich von seinen Schultern herab, und schleuderte im selben Augenblick eine leichte Lanze nach dem Pilger, die zwar vom weiten Gewande aufgehalten ward, dennoch aber die Brust des Jünglings so gewaltig traf, daß dieser einige Schritte zurückschwankte. Gleich aber wieder besonnen, fing er mit seinem Pilgerstabe des Muselmann's Säbelhieb auf, und entrang ihm die eigne Waffe, womit er ihn, bevor dieser noch einen zweyten Lanzenwurf wagen konnte, todt zu Boden streckte.

Ich erhob mich meinem Retter zu danken, und sahe Blutstropfen durch sein weißes Gewand hervordringen. — „Es ist nur eine Streifwunde," sagte er beruhigend, aber indem ich das Kleid von seiner Brust zurückschob, und selbst auf die Wunde herunter blickte, sprach er, plötzlich sehr ernst werdend: „o liebe, schöne Pilgerin, entfernt Euch von hier, wofern ihr nicht bald zwischen zweyen Leichen stehen wollt. Denn der

Muselmann ist schon todt, und, wie ich an der Beschaffenheit meiner Wunde sehe, war der Speer vergiftet, mit welchem er mich traf. Gott mit Euch und alle seine Heiligen! Und geht doch schnell von hier, denn ich fühle und weiß es, mein Ende ist nah." — Er setzte sich ermattet nieder, und indem er mich noch immer abwärts winkte, sank er in eine tiefe Ohnmacht zurück.

„Erlaubt mir, weiter zu erzählen, liebe Vendicatrice, sagte Romeo. Vielleicht gewöhnt sich die Mutter um so ehr an mein Gesicht und meine Stimme, wenn sie von mir den beruhigenden Ausgang vernimmt. — Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, und um mich her noch immer die gelbe Sandwüste sah, über mir am trocknen, tiefblauen Himmel den indeß aufgestiegnen Mond, erstaunte ich darüber, daß ich noch auf der Erde war. Nach der Kenntniß, die ich von jenem schrecklichen Gifte besaß, war mein letzter Gedanke vor der Ohnmacht das Einschlafen auf immer gewesen. Indem ich mich noch besann, fühlte ich in der Gegend meiner Wunde eine liebliche Wärme; mich emporrichtend sah' ich Vendicatrice's Rosenlippen darauf geheftet, die mir Gift und Blut zunächst dem Herzen aussogen. Entsetzt über der schönen Pilgerin Gefahr, sprang ich, mich von ihr losmachend, in die Höhe. Das drohende Geschäft aber war bereits zu Ende; vom Gifte frey war meine Wunde, und Dank sey es Gott, und der besonnenen Vorsichtigkeit, welche

die schöne Aerztin angewandt hatte! auch sie überstand das furchtbare Wagestück ohne Schmerz und Gefahr. Als wir nun so gerettet einander gegenüber standen, durchzuckte es uns mit seliger Freude im selben Augenblick, denn auch ich wußte um Eure Verwünschung, und hatte sie bis dahin schwer auf dem Herzen getragen. „Bist Du nicht Romeo?“ — „Bist Du nicht Vendicatrice?“ fragten wir zu gleicher Zeit. — „Und hast mein Blut gesogen, zunächst am Herzen!“ — „Und habe Dein Blut gesogen, zunächst am Herzen!“ riefen wir dann in himmlischer Freude aus, und knieten neben einander nieder, und sandten dem rettenden, schonenden Gott inbrünstigere Dankgebete hinauf, als ihm je in diesen Wüsten ein erschöpfter Pilger an der gefundenen Quelle kann dargebracht haben.“

Gismunda umarmte die beiden Glücklichen in schweigender Beseligung. Sie fühlte es wohl, daß nun auch Paolos und Neris Wunsch in Erfüllung gehn, und ein Liebesband die zwey Familien durch Romeo und Vendicatrice unauflöslich verbinden werde. Wenige Worte gaben allen Dreyen die Gewißheit dieser versöhnenden Freude kund, zu der auch noch in der Nacht Leonore gerufen ward, um Sohn und Tochter zugleich, beide gerettet, beglückt und liebevoll wieder zu finden.

Tags darauf hielt man eine stille Verlobungsfeyer, wozu das Brautpaar nur die drey getrösteten Aeltern als Zeugen um sich sah, denn Neri hatte von

seinen Obern leichtlich Vergunst erhalten, einem so wahrhaften Liebesmahle beyzuwohnen. Des Mittags saßen nun Gismunda, Neri und Leonore wieder wie sonst an dem kleinen Tischlein beysammen, an Paolos Stelle die jungen Verlobten. Man fühlte sich unbeschreiblich heiter, sicher und heimlich mit einander, wie Schiffbrüchige, die im Augenblicke der größten Gefahr, plötzlich am unerkannten heimischen Ufer gelandet waren, und nun voll süßer Behaglichkeit vom Beschwerden und Gefahren unter dem trauten, unerwartet bescheerten Dache ausruhten. Gegen das Ende des Mahles sagte Neri sehr freundlich: „jetzt darf ich Dich wieder grüßen und Dein Wohl trinken, mein herzlicher Paolo!“ — Und indem er den Becher von den Lippen abgesetzt hatte, war er auch schon zum ewigen Frieden entschlafen. Die Andern empfanden kein Entsetzen darüber. Sie hüteten des stillen Körpers mit heitrer Sorgfalt, sich freuend, daß der fromme Büßer durch seinen Tod ordentlich wieder in den verlaßnen Hausvaterstand eingesetzt war, ohne nach dem Kloster rückkehren zu dürfen. Er ward auch eben deshalb nicht dorten, sondern in dem Gewölbe seiner Vorältern begraben.

Nach einem Jahre heirathete Romeo seine holde Braut, und beide Mütter sahen es noch, wie ein blühendes Geschlecht aus den beiden vereinten Familien emporsproßte.

Das Gelübde,

eine nordische Sage.

In der uralten heidnischen Sachsenzeit gab es einmal einen großen Krieg mit den Dänen. Adalbero hieß der Sachsenherzog, welcher dazu gerathen hatte, und nun auch in der Stunde des ernsten Entscheidungskampfes an der Spitze seines Volkes stand. Da flogen der Pfeile und Wurfspeere viel, da blitzten viel tapfre Klingen von beiden Seiten auf, und leuchteten viel goldblanke Schilde durch die finstre Schlacht. Aber die Sachsen zogen den Kürzern in jeglichem Angriff, und waren bereits so weit zurückgetrieben, daß nur die Erstürmung einer steilen Höhe das Heer und das Land retten konnte, freylich auch den Feind zersprengen, und in entscheidenden Sieg verwandeln, was bis hierher glück- und ruhmloses Rückdrängen gewesen war, und verderbliche Flucht zu werden drohte. Adalbero führte gegen die Höhe hinauf. Aber vergeblich sprengte er auf seinem goldbraunen Hengste den Schaaren vor, vergeblich rief er die heiligen Worte: Freyheit und Vaterland! durch das Feld, vergeblich strömte heißes Blut, feindliches und eignes, über seine glänzende Rüstung. Die Geschwader wichen zurück, und der Feind jubelte von seiner sichern Höhe über den furchtbar entscheidenden Sieg. Wieder stürmte Adalbero mit einigen Tapfern vor, und wieder fielen die zaghaft gewordenen Krieger hinter ihm ab, und wieder jubelte höhnend der Feind. — „Es ist noch Zeit,

sagte Adalbero, und schrie zum andernmale: vorwärts! — Was ich Euch aber gelobe, dafern wir siegen, ihr Götter, ist meine Burg, die ich zu Euren Ehren anzünden will an ihren vier Ecken, daß sie aufflammen soll, als ein leuchtender Scheiterhaufen Eures Sieges und unsrer Rettung." Wieder erneuter Angriff, und wieder der Sachsen Flucht und des Feindes Jubelgeschrey. Da rief Adalbero laut vor dem ganzen Heer: „Ihr Götter, wenn wir auf diesen Anfall siegen, verheiß ich Euch zum feyerlichen Opfer mich selbst." — Schaudernd drangen ihm die Kriegsleute nach. Aber das Glück war ihnen entgegen, die Muthigsten fielen, die Gewöhnlicheren floh'n. Da ordnete Adalbero in tiefem Schmerze die wieder gesammelten Schaaren, und was bedeutend und groß noch war im Heere, sammelte sich um ihn und sprach: „Du bist unser Verderb, denn Du hast zu diesem Kriege gerathen." — Adalbero dagegen sprach: „meine Burg hab' ich den Göttern gelobt, und mich selbst um den Sieg. Was soll ich mehr?" — Die traurige Gemeinde aber rief, ohne ihm weiter zu antworten, wie einen Klaggesang die Rede nach: „Du bist unser Verderb, Du hast zu diesem Kriege gerathen." — Da riß er seine Brust auf, und bat den starken Donnergott um einen Keil da hinein, und um Sieg für das Heer. Aber es kam vom Himmel kein Schlag, und die Geschwader standen scheu, und folgten keinem Ruf. Da sagte er endlich in unermeßlicher Verzweiflung: „nun, so hab' ich denn gar nichts, als mein

Allertheuerstes, mehr. Weib und Kind opfr' ich Dir, Du Götterheer, um den Sieg; mein wunderschönes, blühendes Weib, mein einziges herzliebes Kind! Sie gehören Eurer, ihr großen Lenker in Asgard, ich tödte sie Euch mit eigener Hand, aber schafft mir den Sieg; ich sag' Euch, schafft mir den Sieg!" — Und kaum waren die Worte heraus, da donnerte es furchtbar durch die Schlachtgegend hin, und Wolken zogen sich über den Kämpfenden zusammen, und mit grausenvollem Laut schrien die Sachsen wie auf Eins: „Die Götter sind mit uns!" — In unbezwinglicher Wuth ras'ten vorwärts die Schaaren, die Höhe ward erstürmt, schaudernd sah Adalbero plötzlich des Feindes Rücken; weit hin goß sich die Flucht durch das Gefild.

Der Sieger zog wie ein Geächteter heim. In allen Gauen des gesegneten Sachsenlandes kamen Gattinnen und Kinder hervor, und grüßten die Männer und Väter, und langten nach ihnen zu den Rossen auf, mit schönen, schlanken, weißen Armen, mit kindlich zusammenklopfenden kleinen Händchen. Adalbero aber wußte, was seiner wartete, und jedes Lächeln einer holden Frau, jedes Jauchzen eines blühenden Kindes schnitt wie mit vergifteten Schneiden in seine wehevolle Brust ein. Da kamen sie endlich vor seiner stattlichen Burg an. Er konnte nicht aufsehen, als die wunderschöne Similde aus dem Thore trat, ihr Töchterchen an der Hand, und die Kleine immer

hüpfend schrie: „Vater! Vater! Herzlieber Vater!“ — Er wollte nach seiner Schaar umschauen, um sich zu fassen. Auch da begegnete er zuckenden Wimpern, und bitteren Thränen daran, denn von den Reisigen hatten welche sein entsetzliches Gelübde gehört. Er entließ sie nach ihren Heerdesstellen, wohl fühlend, wie glückliche Menschen er, der über alles Unglückliche, heim sende, und dann ritt er in die Burg, schickte alles Gesinde zu mannigfachen Bothschaften weit hinaus, sprang vom Rosse, schlug die Thoren donnernd zu, verrigelte sie sorgsam, und herzte Weib und Kind mit einem ganzen Meere von überfließenden Thränen. — „Was hast Du vor, Mann?“ fragte die staunende Similde; „was weint der starke Vater?“ stammelte die Kleine. — „Erst wollen wir ein Opfer für die Götter zurichten, entgegnete Albero; dann will ich Euch alles erzählen. Kommt mir nur bald zum Heerde nach. Ich zünde die Flamme an.“ — „Ich hole derweil das Opfergeräth,“ sagte die freundliche Similde, und die Kleine sang, in ihre Händchen klopfend: „auch mit helfen! auch dabey seyn!“ und hüpfte mit der Mutter fort. — „Ja auch mit helfen! auch dabey seyn!“ wiederholte der ganz in Jammer aufgelößte Held, als er nun droben am flammenden Heerde stand, mit dem gezückten Schwerdt in der zitternden Hand. Er hätte laut auf heulen mögen über des Kindes schuldlose Fröhlichkeit, und der Mutter anmuthigen Gehorsam, wie sie eifrig kamen und brachten Schüsseln, und Krüge, und Rauchpfannen, und Ker-

zen zum Opfer herbey. Wohl ging es ihm durch den Sinn, sein Gelübde könne nichts gelten; ein solcher Jammer dürfe nicht in Menschenherzen Wohnung machen. Aber wie zur Antwort donnerte es vom sommerheißen Himmel furchtbar schmetternd herab. — „Ich weiß, sagte er schwer aufathmend, Euer Donner hat geholfen, nun mahnt auch Euer Donner, Ihr gräßlichen Gläubiger.“ — Und Similde fing an, zu erbeben, sie ahnte das Schrecklichste, mit linden Thränen sagte sie: „ach hast Du wohl ein Gelübde gethan? Ach Mann, ich sehe kein Opferthier. Soll Menschenblut?“ — Adalbero deckte seine Augen mit beiden Händen, und stöhnte so furchtbar, daß es in der Halle wiederscholl, und die Kleine ängstlich zusammenfuhr. Similde wußte wohl von solchen schrecklichen Gelübden aus der alten Zeit. Sie sahe den Ehherrn bittend an, und sagte leise: „entferne doch das Kind.“ — Da murmelte Adalbero: „Beide! Beide! Ich muß.“ — Und Similde drängte ihre Thränen mit gewaltsamer Anstrengung zurück, und sagte der Kleinen: „schnell Kind, mein seidnes Tüchlein um Deine Augen. Vater hat was mitgebracht für Dich, und will es Dir bescheeren.“ — „Vater sieht aber nicht aus, wie Einer, der bescheeren will!“ seufzte das Kind. — „Du wirst schon sehn, Du wirst schon sehn,“ sagte die eilende Similde, und kaum lag vor des Kindes Augen das Tuch, so flossen der Mutter Augen von nicht mehr zu hemmenden Thränen über, jedoch so leise und sanft, daß die Kleine nichts davon vernahm.

Nun schlug die holde Mutter das Gewand von ihrem schneeigen Busen zurück, und winkte vor dem Opferer knieend, den Stahl auf sich zuerst heran. — „Schnell, nur schnell! flüsterte sie leise dem Zögernden zu. Das arme Kind wird sonst so angst.“ — Adalbero schwang den entsetzlichen Stahl. Da kracht ein Donnerstrahl im flammenden Grimme durch das Gebäu. Lautlos sanken die Dreye zu Boden.

Aber als der Abend hersäuselte durch die gebrochenen Fenster, da richtete die Kleine ihr Köpfchen, dem das Tuch im Fallen entglitten war, von der Ohnmacht auf, und sagte: „Mutter, was hat mir denn der Vater bescheert?“ Und von der süßen Stimme erwachten die beiden Eltern auch, und sie alle lebten, und nichts war verwüstet, als Adalbero's Schwerdt, geschmolzen vom richtenden Strahl. — „Die Götter haben gesprochen!“ rief der begnadigte Vater, und in unaussprechlicher Liebe weinten die drey Geretteten einander in den Armen.

Fern leuchtete das abziehende Gewitter über den Mittagsbergen, von wo nach vielen Jahren der heilige Bonifacius bekehrend hinaufzog.

Heinrich von Kleist.

Das Bettelweib von Locarno.

Am Fuße der Alpen, bey Locarno im oberen Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthardt kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläuftigen Zimmern, in deren einem einst, auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marchese, der, bey der Rückkehr von der Jagd, zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen, und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beschädigte sich auf eine

gefährliche Weise, das Kreuz; dergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglicher Mühe aufstand und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber, unter Stöhnen und Aechzen, niedersank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese, durch Krieg und Miswachs, in bedenkliche Vermögensumstände gerathen war, fand sich ein Ritter bey ihm ein, der das Schloß, seiner schönen Lage wegen, von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an den Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem obenerwähnten, leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht, verstört und bleich, zu ihnen herunter kam, hoch und theuer versichernd, daß es in dem Zimmer spucke, indem etwas, das dem Blicke unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten, langsam und gebrechlich, quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen, unter Stöhnen und Aechzen, niedergesunken sey.

Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen, und die Nacht, zu seiner Beruhigung, mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl,

in seinem Schlafzimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich, und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise, mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer, zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er, beym Einbruch der Dämmerung, sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erharrte, ohne zu Schlafen die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That, mit dem Schlage der Geisterstunde, das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich von Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen, unter Geseufz und Geröchel niedersank. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunter kam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich, mit scheuen und ungewissen Blicken, umsah, und, nachdem er die Thür verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuck seine Richtigkeit habe: so erschrack sie, wie sie in ihrem Leben nie gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal, in ihrer Gesellschaft, einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber, sammt einem treuen Be-

dienten, den sie mitgenommen hatten, in der That, in der nächsten Nacht, dasselbe unbegreifliche, gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden, vermogte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben. Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Thür desselben ein; dergestalt, daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkührlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas Drittes, Lebendiges, bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich, gegen eilf Uhr, jeder auf sein Bett; und wärend sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammen gekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Drauf, in dem Augenblick der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kannn, hebt sich, auf Krücken, im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp!

erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad' als ob ein Mensch auf ihm eingeschritten käme, rückwarts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren, aus dem Zimmer; und während der Marquis, der den Degen ergriffen: wer da? ruft, und da ihm niemand antwortet, gleich einem Rasenden, nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich, nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt und nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Thore herausgerasselt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und dasselbe, überall mit Holz getäfelt wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendiglichste Weise schon umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

E. T. A. Hoffmann.

Abentheuer der Sylvester-Nacht.

Der reisende Enthusiast, aus dessen Tagebuche hier ein Callotsches Fantasiestück mitgetheilt wird, trennt offenbar sein inneres Leben so wenig vom äußern, daß man beider Gränzen kaum zu unterscheiden vermag. Aber eben, weil Du, günstiger Leser! diese Gränze nicht deutlich wahrnimmst, lockt der Geisterseher Dich vielleicht herüber, und unversehens befindest Du Dich in dem fremden Zauberreiche, dessen seltsame Gestalten recht in Dein äußeres Leben treten und mit Dir auf Du und Du umgehen wollen, wie alte Bekannte. Daß Du sie wie diese aufnehmen, ja daß Du, ihrem wunderbaren Treiben ganz hingegeben, manchen kleinen Fieberschauer, den sie stärker Dich fassend, Dir erregen könnten, willig ertragen mögest, darum bitte ich, günstiger Leser, recht von Herzen. Was kann ich

mehr für den reisenden Enthusiasten thun, dem nun einmal überall, und so auch am Sylvesterabend in Berlin, so viel Seltsames und Tolles begegnet ist?

1. Die Geliebte.

Ich hatte den Tod, den eiskalten Tod im Herzen, ja aus dem Innersten, aus dem Herzen heraus stach es wie mit spitzigen Eiszapfen in die gluthdurchströmten Nerven. Wild rannte ich, Hut und Mantel vergessend, hinaus in die finstre stürmische Nacht! — Die Turmfahnen knarrten, es war, als rühre die Zeit hörbar ihr ewiges furchtbares Räderwerk und gleich werde das alte Jahr wie ein schweres Gewicht dumpf hinabrollen in den dunkeln Abgrund. — Du weißt es ja, daß diese Zeit, Weihnachten und Neujahr, die Euch Allen in solch heller herrlicher Freudigkeit aufgeht, mich immer aus friedlicher Klause hinauswirft auf ein wogendes tosendes Meer. Weihnachten! das sind Festtage, die mir in freundlichem Schimmer lange entgegenleuchten. Ich kann es nicht erwarten — ich bin besser, kindlicher als das ganze Jahr über, keinen finstern, gehässigen Gedanken nährt die der wahren Himmelsfreude geöffnete Brust, ich bin wieder ein vor Lust jauchzender Knabe. Aus dem bunten vergoldeten Schnittwerk in den lichten Christbuden lachen mich holde Engelgesichter an, und durch das lärmende Gewühl auf den Straßen gehen, wie aus weiter Ferne kommend, heilige Orgelklänge: „denn es ist uns ein

Kind geboren!“ — Aber nach dem Feste ist Alles verhallt, erloschen der Schimmer im trüben Dunkel. Immer mehr und mehr Blüthen fallen jedes Jahr verwelkt herab, ihr Keim erlosch auf ewig, keine Frühlingssonne entzündet neues Leben in den verdorrten Aesten. Das weiß ich recht gut, aber die feindliche Macht rückt mir das, wenn das Jahr sich zu Ende neigt, mit hämischer Schadenfreude unaufhörlich vor. „Siehe,“ lispelt's mir in die Ohren, „siehe, wie viel Freuden schieden in diesem Jahr von Dir, die nie wiederkehren, aber dafür bist Du auch klüger geworden und hältst überhaupt nicht mehr viel auf schnöde Lustigkeit, sondern wirst immer mehr ein ernster Mann — gänzlich ohne Freude.“ Für den Sylvester-Abend spart mir der Teufel jedesmal ein ganz besonderes Feststück auf. Er weiß im richtigen Moment, recht furchtbar höhnend, mit der scharfen Kralle in die Brust hineinzufahren und weidet sich an dem Herzblut, das ihr entquillt. Hülfe findet er überall, so wie gestern der Justizrath ihm wacker zur Hand ging. Bei dem (dem Justizrath, meine ich) giebt es am Sylvester-Abend immer große Gesellschaft, und dann will er zum lieben Neujahr Jedem eine besondere Freude bereiten, wobei er sich so ungeschickt und täppisch anstellt, daß alles Lustige, was er mühsam ersonnen, untergeht in komischem Jammer. — Als ich ins Vorzimmer trat, kam mir der Justizrath schnell entgegen, meinen Eingang ins Heiligthum, aus dem Thee und feines Räucherwerk herausdampfte, hindernd.

Er sah überaus wohlgefällig und schlau aus, er lächelte mich ganz seltsam an, sprechend: „Freundchen, Freundchen, etwas Köstliches wartet Ihrer im Zimmer — eine Ueberraschung sonder gleichen am lieben Sylvester-Abend — erschrecken Sie nur nicht!“ — Das fiel mir auf's Herz, düstre Ahnungen stiegen auf, und es war mir ganz beklommen und ängstlich zu Muthe. Die Thüren wurden geöffnet, rasch schritt ich vorwärts, ich trat hinein, aus der Mitte der Damen auf dem Sopha strahlte mir ihre Gestalt entgegen. Sie war es — Sie selbst, die ich seit Jahren nicht gesehen. Die seligsten Momente des Lebens blitzten in einem mächtigen zündenden Strahl durch mein Innres — kein tödtender Verlust mehr — vernichtet der Gedanke des Scheidens! — Durch welchen wunderbaren Zufall sie hergekommen, welches Ereigniß sie in die Gesellschaft des Justizraths, von dem ich gar nicht wußte, daß er sie jemals gekannt, gebracht, an das Alles dachte ich nicht — ich hatte sie wieder! — Regungslos, wie von einem Zauberschlag plötzlich getroffen, mag ich da gestanden haben; der Justizrath stieß mich leise an: „Nun, Freundchen — Freundchen?“ Mechanisch trat ich weiter, aber nur sie sah ich, und der gepreßten Brust entflohen mühsam die Worte: „Mein Gott — mein Gott, Julie hier?“ Ich stand dicht am Theetisch, da erst wurde mich Julie gewahr. Sie stand auf und sprach in beinahe fremden Ton: „Es freuet mich recht sehr, Sie hier zu sehen — Sie sehen recht wohl aus! — und damit setzte sie sich wie-

der und fragte die neben ihr sitzende Dame: „Haben wir künftige Woche interessantes Theater zu erwarten?“ — Du nahst Dich der herrlichen Blume, die in süßen heimischen Düften Dir entgegenleuchtet, aber so wie Du Dich beugst, ihr liebliches Antlitz recht nahe zu schauen, schießt aus den schimmernden Blättern heraus ein glatter, kalter Basilisk und will Dich tödten mit feindlichen Blicken! — Das war mir jetzt geschehen! — Täppisch verbeugte ich mich gegen die Damen, und damit, dem Giftigen auch noch das Alberne hinzugefügt werde, warf ich, schnell zurücktretend, dem Justizrath, der dicht hinter mir stand, die dampfende Tasse Thee aus der Hand in das zierlich gefalltete Jabot. Man lachte über des Justizraths Unstern, und wol noch mehr über meine Tölpelhaftigkeit. So war Alles zu gehöriger Tollheit vorbereitet, aber ich ermannte mich in resignirter Verzweiflung. Julie hatte nicht gelacht, meine irren Blicke trafen sie und es war, als ginge ein Strahl aus herrlicher Vergangenheit, aus dem Leben voll Liebe und Poesie zu mir herüber. Da fing Einer an im Nebenzimmer auf dem Flügel zu fantasiren, das brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es hieß, Jener sey ein fremder großer Virtuose, Namens Berger, der ganz göttlich spiele und dem man aufmerksam zuhören müsse. „Klappre nicht so gräßlich mit den Theelöffeln, Minchen,“ rief der Justizrath und lud, mit sanft gebeugter Hand nach der Thür zeigend und einem süßen: „Eh bien!“ die Damen ein, dem Virtuosen näher zu treten. Auch Ju-

lie war aufgestanden und schritt langsam nach dem Nebenzimmer. Ihre ganze Gestalt hat etwas Fremdartiges angenommen, sie schien mir größer, herausgeformter in fast üppiger Schönheit, als sonst. Der besondere Schnitt ihres weißen, faltenreichen Kleides, Brust, Schultern und Nacken nur halb verhüllend, mit weiten bauschigen, bis an die Ellbogen reichenden Aermeln, das vorn an der Stirn gescheitelte, hinten in vielen Flechten sonderbar heraufgestelte Haar gab ihr etwas Alterthümliches, sie war beinahe anzusehen, wie die Jungfrauen auf den Gemälden von Mieris — und doch auch wieder war es mir, als hab' ich irgendwo deutlich mit hellen Augen das Wesen gesehen, in das Julie verwandelt. Sie hatte die Handschuhe herabgezogen und selbst die künstlichen um die Handgelenke gewundenen Armgehänge fehlten nicht, um durch die völlige Gleichheit der Tracht jene dunkle Erinnerung immer lebendiger und farbiger hervorzurufen. Julie wandte sich, ehe sie in das Nebenzimmer trat, nach mir herum, und es war mir, als sey das engelschöne, jugendlich anmuthige Gesicht verzerrt zum höhnenden Spott; etwas Entsetzliches, Grauenvolles regte sich in mir, wie ein alle Nerven durchzuckender Krampf. „O er spielt himmlisch!" lispelte eine durch süßen Thee begeisterte Demoiselle, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ihr Arm in dem meinigen hing, und ich sie, oder vielmehr sie mich in das Nebenzimmer führte. Berger ließ gerade den wildesten Orkan daher brausen; wie donnernde Meereswellen stiegen und sanken die mächtigen Akkorde, das

that mir wohl! — Da stand Julie neben mir und sprach mit süßerer, lieblicherer Stimme, als je: „Ich wollte, Du säßest am Flügel und sängest milder von vergangener Lust und Hoffnung!“ — Der Feind war von mir gewichen, und in dem einzigen Namen, Julie! wollte ich alle Himmelsseligkeit aussprechen, die in mich gekommen. — Andere dazwischen tretende Personen hatten sie aber von mir entfernt. — Sie vermied mich nun sichtlich, aber es gelang mir, bald ihr Kleid zu berühren, bald dicht bei ihr ihren Hauch einzuathmen, und mir ging in tausend blinkenden Farben die vergangene Frühlingszeit auf. — Berger hatte den Orkan ausbrausen lassen, der Himmel war hell worden, wie kleine goldne Morgenwölkchen zogen liebliche Melodien daher und verschwebten im Pianissimo. Dem Virtuosen wurde reichlich verdienter Beifall zu Theil, die Gesellschaft wogte durcheinander, und so kam es, daß ich unversehens dicht vor Julien stand. Der Geist wurde mächtiger in mir, ich wollte sie festhalten, sie umfassen im wahnsinnigen Schmerz der Liebe, aber das verfluchte Gesicht eines geschäftigen Bedienten drängte sich zwischen uns hinein, der einen großen Präsentirteller hinhaltend, recht widrig rief: „Befehlen Sie?“ — In der Mitte der mit dampfendem Punsch gefüllten Gläser stand ein zierlich geschliffener Pokal, voll desselben Getränkes, wie es schien. Wie der unter die gewöhnlichen Gläser kam, weiß jener am besten, den ich allmählich kennen lerne; er macht, wie der Clemens im Oktavian daherschreitend,

mit einem Fuß einen angenehmen Schnörkel und liebt ungemein rothe Mäntelchen und rothe Federn. Diesen fein geschliffenen und seltsam blinkenden Pokal nahm Julie und bot ihn mir dar, sprechend: „Nimmst Du denn noch so gern, wie sonst, das Glas aus meiner Hand?“ — „Julie — Julie!“ seufzte ich auf. Den Pokal erfassend berührte ich ihre zarten Finger, elektrische Feuerstrahlen blitzten durch alle Pulse und Adern — ich trank und trank — es war mir, als knisterten und leckten kleine blaue Flämmchen um Glas und Lippe. Geleert war der Pokal, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich in dem nur von einer Alabaster-Lampe erleuchteten Kabinet auf der Ottomane saß — Julie — Julie neben mir, kindlich und fromm mich anblickend, wie sonst. Berger war auf's Neue am Flügel, er spielte das Andante aus Mozarts sublimer Es Dur-Sinfonie, und auf den Schwanenfittigen des Gesanges regte und erhob sich alle Liebe und Lust meines höchsten Sonnenlebens. — Ja es war Julie — Julie selbst, engelschön und mild — unser Gespräch, sehnsüchtige Liebesklage, mehr Blick als Wort, ihre Hand ruhte in der meinigen. — „Nun lasse ich Dich nimmer, Deine Liebe ist der Funke, der in mir glüht, höheres Leben in Kunst und Poesie entzündend — ohne Dich — ohne Deine Liebe alles todt und starr — aber bist Du denn nicht auch gekommen, damit Du mein bleibest immerdar?“ — In dem Augenblick schwankte eine tölpische, spinnenbeinigte Figur mit herausstehenden Froschaugen herein

und rief, recht widrig kreischend und dämisch lachend: „Wo der Tausend ist denn meine Frau geblieben?“ Julie stand auf und sprach mit fremder Stimme: „Wollen wir nicht zur Gesellschaft gehen? mein Mann sucht mich. — Sie waren wieder recht amüsant, mein Lieber, immer noch bei Laune wie vormals, me: nagiren Sie sich nur im Trinken“ — und der spin: nenbeinigte Kleinmeister griff nach ihrer Hand; sie folgte ihm lachend in den Saal. — „Auf ewig ver: loren!“ schrie ich auf — „Ja gewiß, Codille, Lieb: ster!“ meckerte eine l'Hombre spielende Bestie. Hin: aus — hinaus rannte ich in die stürmische Nacht. —

2. Die Gesellschaft im Keller.

Unter den Linden auf und ab zu wandeln, mag sonst ganz angenehm seyn, nur nicht in der Sylvester: Nacht bei tüchtigem Frost und Schneegestöber. Das fühlte ich Baarköpfiger und Unbemäntelter doch zuletzt, als durch die Fiebergluth Eisschauer fuhren. Fort ging es über die Opernbrücke, bei dem Schlosse vor: bei — ich bog ein, lief über die Schleusenbrücke bei der Münze vorüber. — Ich war in der Jägerstraße dicht am Thiermannschen Laden. Da brannten freund: liche Lichter in den Zimmern; schon wollte ich hinein, weil zu sehr mich fror und ich nach einem tüchtigen Schluck starken Getränkes durstete; eben strömte eine Gesellschaft in heller Fröhlichkeit heraus. Sie sprachen

von prächtigen Austern und dem guten Eilfer-Wein. „Recht hatte Jener doch," rief Einer von ihnen, wie ich beim Laternenschein bemerkte, ein stattlicher Uhlanenoffizier, „Recht hatte Jener doch, der voriges Jahr in Mainz auf die verfluchten Kerle schimpfte, welche Anno 1794 durchaus nicht mit dem Eilfer herausrücken wollten." — Alle lachten aus voller Kehle. Unwillkührlich war ich einige Schritte weiter gekommen, ich blieb vor einem Keller stehen, aus dem ein einsames Licht herausstrahlte. Fühlte sich der Schakspearsche Heinrich nicht einmal so ermattet und demüthig, daß ihm die arme Creatur Dünnbier in den Sinn kam? In der That, mir geschah Gleiches, meine Zunge lechzte nach einer Flasche guten englischen Biers. Schnell fuhr ich in den Keller hinein. „Was beliebt?" kam mir der Wirth, freundlich die Mütze rückend, entgegen. Ich forderte eine Flasche guten englischen Biers nebst einer tüchtigen Pfeife guten Tabaks, und befand mich bald in solch einem sublimen Philistrismus, vor dem selbst der Teufel Respekt hatte und von mir abließ. — O Justizrath! hättest Du mich gesehen, wie ich aus Deinem hellen Theezimmer herabgestiegen war in den dunkeln Bierkeller, Du hättest Dich mit recht stolzer verächtlicher Miene von mir abgewendet, und gemurmelt: Ist es denn ein Wunder, daß ein solcher Mensch die zierlichsten Jabots ruinirt? —

Ich mochte ohne Hut und Mantel den Leuten etwas verwunderlich vorkommen. Dem Manne schwebte

eine Frage auf den Lippen, da pochte es an's Fenster und eine Stimme rief herab: „Macht auf, macht auf, ich bin da!“ Der Wirth lief hinaus und trat bald wieder herein, zwei brennende Lichter hoch in den Händen tragend, ihm folgte ein sehr langer, schlanker Mann. In der niedrigen Thür vergaß er sich zu bücken und stieß sich den Kopf recht derb; eine baretartige schwarze Mütze, die er trug, verhinderte jedoch Beschädigung. Er drückte sich auf ganz eigene Weise der Wand entlang und setzte sich mir gegenüber, indem die Lichter auf den Tisch gestellt wurden. Man hätte beinahe von ihm sagen können, daß er vornehm und unzufrieden aussähe. Er forderte verdrießlich Bier und Pfeife, und erregte mit wenigen Zügen einen solchen Dampf, daß wir bald in einer Wolke schwammen. Uebrigens hatte sein Gesicht so etwas Charakteristisches und Anziehendes, daß ich ihn trotz seines finstern Wesens sogleich liebgewann. Die schwarzen reichen Haare trug er gescheitelt und von beiden Seiten in vielen kleinen Locken herabhängend, so daß er den Bildern von Rubens glich. Als er den großen Mantelkragen abgeworfen, sah ich, daß er in eine schwarze Kurtka mit vielen Schnüren gekleidet war, sehr fiel es mir aber auf, daß er über die Stiefeln zierliche Pantoffeln gezogen hatte. Ich wurde das gewahr, als er die Pfeife ausklopfte, die er in fünf Minuten ausgeraucht. Unser Gespräch wollte nicht recht von Statten gehen, der Fremde schien sehr mit allerlei seltenen Pflanzen beschäftigt, die er aus einer Kap-

sel genommen hatte und wohlgefällig betrachtete. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung über die schönen Gewächse und fragte, da sie ganz frisch gepflückt zu seyn schienen, ob er vielleicht im botanischen Garten oder bei Boucher gewesen. Er lächelte ziemlich seltsam und antwortete: „Botanik scheint nicht eben Ihr Fach zu seyn, sonst hätten Sie nicht so" — Er stockte, ich lispelte kleinlaut: „albern" — „gefragt" setzte er treuherzig hinzu. „Sie würden," fuhr er fort, „auf den ersten Blick Alpenpflanzen erkannt haben, und zwar, wie sie auf dem Tschimborasso wachsen." Die letzten Worte sagte der Fremde leise vor sich hin, und Du kannst denken, daß mir dabei gar wunderlich zu Muthe wurde. Jede Frage erstarb mir auf den Lippen; aber immer mehr regte sich eine Ahnung in meinem Innern, und es war mir, als habe ich den Fremden nicht sowol oft gesehen, als oft gedacht. Da pochte es aufs Neue ans Fenster, der Wirth öffnete die Thür und eine Stimme rief: „Seyd so gut Euren Spiegel zu verhängen." — „Aha!" sagte der Wirth, „da kommt noch recht spät der General Suwarow." — Der Wirth verhing den Spiegel, und nun sprang mit einer täppischen Geschwindigkeit, schwerfällig hurtig, möcht' ich sagen, ein kleiner dürrer Mann herein, in einem Mantel von ganz seltsam bräunlicher Farbe, der, indem der Mann in der Stube herumhüpfte, in vielen Falten und Fältchen auf ganz eigene Weise um den Körper wehte, so daß es im Schein der Lichter beinahe anzusehen war, als führen viele

Gestalten aus und in einander, wie bei den Ensler-schen Fantasmagorien. Dabei rieb er die in den wei-ten Aermeln versteckten Hände und rief: „Kalt! — Kalt — o wie kalt! In Italia ist es anders, an-ders!“ Endlich setzte er sich zwischen mir und dem Großen, sprechend: „Das ist ein entsetzlicher Dampf — Tabak gegen Tabak — hätt' ich nur eine Prise!“ — Ich trug die spiegelblank geschliffene Stahldose in der Tasche, die Du mir einst schenktest, die zog ich gleich heraus und wollte dem Kleinen Tabak anbieten. Kaum erblickte er die, als er mit beiden Händen darauf zufuhr, und, sie wegstoßend, rief: „Weg — weg mit dem abscheulichen Spiegel!“ Seine Stimme hatte etwas Entsetzliches, und als ich ihn verwundert ansah, war er ein Andrer worden. Mit einem gemüthlichen jugendlichen Gesicht sprang der Kleine herein, aber nun starrte mich das todtblasse, welke, eingefurchte Antlitz eines Greises mit hohlen Augen an. Voll Entsetzen rückte ich hin zum Großen. „Ums Himmelswillen schauen Sie doch,“ wollt ich rufen, aber der Große nahm an Allem keinen Antheil, sondern war ganz ver-tieft in seine Tschimborasso-Pflanzen, und in dem Au-genblick forderte der Kleine: „Wein des Nordens,“ wie er sich preziös ausdrückte. Nach und nach wurde das Gespräch lebendiger. Der Kleine war mir zwar sehr unheimlich, aber der Große wußte über geringfü-gig scheinende Dinge recht viel Tiefes und Ergötzliches zu sagen, unerachtet er mit dem Ausdruck zu kämpfen schien, manchmal auch wol ein ungehöriges Wort ein-

mischte, das aber oft der Sache eben eine drollige Originalität gab, und so milderte er, mit meinem Innern sich immer mehr befreundend, den übeln Eindruck des Kleinen. Dieser schien wie von lauter Springfedern getrieben, denn er rückte auf dem Stuhle hin und her, gestikulirte viel mit den Händen, und wol rieselte mir ein Eisstrom durch die Haare über den Rücken, wenn ich es deutlich bemerkte, daß er wie aus zwei verschiedenen Gesichtern heraussah. Vorzüglich blickte er oft den Großen, dessen bequeme Ruhe sonderbar gegen des Kleinen Beweglichkeit abstach, mit dem alten Gesicht an, wie wol nicht so entsetzlich, als zuvor mich. — In dem Maskenspiel des irdischen Lebens sieht oft der innere Geist mit leuchtenden Augen aus der Larve heraus, das Verwandte erkennend, und so mag es geschehen seyn, daß wir drei absonderliche Menschen im Keller uns auch so angeschaut und erkannt hatten. Unser Gespräch fiel in jenen Humor, der nur aus dem tief bis in den Tod verletzten Gemüthe kommt. „Das hat auch seinen Haken," sagte der Große. „Ach Gott," fiel ich ein, „wie viel Haken hat der Teufel überall für uns eingeschlagen, in Zimmerwänden, Lauben, Rosenhecken, woran vorbeistreifend wir etwas von unserm theuern Selbst hängen lassen. Es scheint, Verehrte! als ob uns Allen auf diese Weise schon etwas abhanden gekommen, wiewol mir diese Nacht vorzüglich Hut und Mantel fehlte. Beides hängt an einem Haken in des Ju-

stizraths Vorzimmer, wie Sie wissen!“ Der Kleine und der Große fuhren sichtlich auf, als träfe sie unversehens ein Schlag. Der Kleine schaute mich recht häßlich mit seinem alten Gesichte an, sprang aber gleich auf einen Stuhl und zog das Tuch fester über den Spiegel, während der Große sorgfältig die Lichter putzte. Das Gespräch lebte mühsam wieder auf, man erwähnte eines jungen wackern Malers, Namens Philipp, und des Bildes einer Prinzessin, das er mit dem Geist der Liebe und dem frommen Sehnen nach dem Höchsten, wie der Herrin tiefer heiliger Sinn es ihm entzündet, vollendet hatte. „Zum Sprechen ähnlich, und doch kein Portrait, sondern ein Bild,“ meinte der Große. „Es ist so ganz wahr,“ sprach ich, „man möchte sagen, wie aus dem Spiegel gestohlen.“ Da sprang der Kleine wild auf, mit dem alten Gesicht und funkelnden Augen mich anstarrend schrie er: „Das ist albern, das ist toll, wer vermag aus dem Spiegel Bilder zu stehlen? — wer vermag das? meinst Du, vielleicht der Teufel? — Hoho Bruder, der zerbricht das Glas mit der tölpischen Kralle, und die feinen weißen Hände des Frauenbildes werden auch wund und bluten. Albern ist das. Heisa! — zeig mir das Spiegelbild, das gestohlne Spiegelbild, und ich mache Dir den Meistersprung von tausend Klafter hinab, du betrübter Bursche!“ — Der Große erhob sich, schritt auf den Kleinen los und sprach: „Mache Er sich nicht so unnütz, mein Freund! sonst wird Er die Treppe hinaufgeworfen, es mag wol miserabel aus-

sehen mit Seinem eignen Spiegelbilde.“ — „Ha ha ha ha!“ lachte und kreischte der Kleine in tollen Hohn, ha ha ha — meinst Du? meinst Du? Hab' ich doch meinen schönen Schlagschatten, o Du jämmerlicher Geselle, hab' ich doch meinen Schlagschatten!“ — Und damit sprang er fort, noch draußen hörten wir ihn recht hämisch mäckern und lachen: „hab' ich doch meinen Schlagschatten!“ Der Große war, wie vernichtet, todtenbleich in den Stuhl zurückgesunken, er hatte den Kopf in beide Hände gestützt und aus der tiefsten Brust athmete schwer ein Seufzer auf. „Was ist Ihnen?“ fragte ich theilnehmend. „O mein Herr,“ erwiederte der Große, „jener böse Mensch, der uns so feindselig erschien, der mich bis hieher, bis in meine Normalkneipe verfolgte, wo ich sonst einsam blieb, da höchstens nur etwa ein Erdgeist unter dem Tisch aufduckte und Brodkrümchen naschte — jener böse Mensch hat mich zurückgeführt in mein tiefstes Elend. Ach — verloren, unwiederbringlich verloren habe ich meinen — Leben Sie wohl!“ — Er stand auf und schritt mitten durch die Stube zur Thür hinaus. Alles blieb hell um ihn — er warf keinen Schlagschatten. Voll Entzücken rannte ich nach — „Peter Schlemihl — Peter Schlemihl!“*) rief ich freudig, aber der hatte

*) Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adalbert von Chamisso und herausgeg. von Friedrich Baron de la Motte Fouque. Nürnberg 1814.

die Pantoffeln weggeworfen. Ich sah, wie er über den Gensdarmesthurm hinwegschritt und in der Nacht verschwand.

Als ich in den Keller zurück wollte, warf mir der Wirth die Thür vor der Nase zu, sprechend: „Vor solchen Gästen bewahre mich der liebe Herr Gott!“ —

3. Erscheinungen.

Herr Mathieu ist mein guter Freund, und sein Thürsteher ein wachsamer Mann. Der machte mir gleich auf, als ich im goldnen Adler an der Hausklingel zog. Ich erklärte wie ich mich aus einer Gesellschaft fortgeschlichen ohne Hut und Mantel, im letztern stecke aber mein Hausschlüssel, und die taube Aufwärterinn herauszupochen, sey unmöglich. Der freundliche Mann (den Thürsteher mein' ich) öffnete ein Zimmer, stellte die Lichter hin und wünschte mir eine gute Nacht. Der schöne breite Spiegel war verhängt, ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, das Tuch herabzuziehen und beide Lichter auf den Spiegeltisch zu setzen. Ich fand mich, da ich in den Spiegel schaute, so blaß und entstellt, daß ich mich kaum selbst wieder erkannte. — Es war mir, als schwebe aus des Spiegels tiefstem Hintergrunde eine dunkle Gestalt hervor; so wie ich fester und fester Blick und Sinn darauf richtete, entwickelten sich in seltsam magischem Schim-

mer deutlicher die Züge eines holden Frauenbildes — ich erkannte Julien. Von inbrünstiger Liebe und Sehnsucht befangen, seufzte ich laut auf: „Julia! Julia!“ Da stöhnte und ächzte es hinter den Gardinen eines Bettes in des Zimmers äußerster Ecke. Ich horchte auf, immer ängstlicher wurde das Stöhnen. Juliens Bild war verschwunden, entschlossen ergriff ich ein Licht, riß die Gardinen des Bettes rasch auf und schaute hinein. Wie kann ich Dir denn das Gefühl beschreiben, das mich durchbebte, als ich den Kleinen erblickte, der mit dem jugendlichen, wiewol schmerzlich verzogenen Gesicht da lag und im Schlaf recht aus tiefster Brust aufseufzte: „Giulietta — Giulietta!“ — Der Name fiel zündend in mein Inneres — das Grauen war von mir gewichen, ich faßte und rüttelte den Kleinen recht derb, rufend: „he — guter Freund, wie kommen Sie in mein Zimmer, erwachen Sie und scheren Sie sich gefälligst zum Teufel!“ — Der Kleine schlug die Augen auf und blickte mich mit dunklen Blicken an: „Das war ein böser Traum,“ sprach er, „Dank sey Ihnen, daß Sie mich weckten.“ Die Worte klangen nur wie leise Seufzer. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Kleine mir jetzt ganz anders erschien, ja daß der Schmerz, von dem er ergriffen, in mein eignes Innres drang und all mein Zorn in tiefer Wehmuth verging. Weniger Worte bedurfte es nur, um zu erfahren, daß der Thürsteher mir aus Versehen dasselbe Zimmer aufgeschlossen, welches der Kleine schon eingenommen hatte, daß ich es

also war, der, unziemlich eingedrungen, den Kleinen aus dem Schlafe aufstörte.

„Mein Herr," sprach der Kleine, „ich mag Ihnen im Keller wol recht toll und ausgelassen vorgekommen seyn, schieben Sie mein Betragen darauf, daß mich, wie ich nicht leugnen kann zuweilen ein toller Spuk befängt, der mich aus allen Kreisen des Sittigen und Gehörigen hinaustreibt. Sollte Ihnen denn nicht zuweilen Gleiches widerfahren?" — „Ach Gott ja," erwiederte ich kleinmüthig, „nur noch heute Abend, als ich Julien wiedersah." — „Julia?" krächzte der Kleine mit widriger Stimme, und es zuckte über sein Gesicht hin, das wieder plötzlich alt wurde. „O lassen Sie mich ruhen — verhängen Sie doch gütigst den Spiegel, Bester!" — dies sagte er ganz matt aufs Kissen zurückblickend. „Mein Herr," sprach ich, „der Name meiner auf ewig verlornen Liebe scheint seltsame Erinnerungen in Ihnen zu wecken, auch variiren Sie merklich mit Dero angenehmen Gesichtszügen. Doch hoffe ich mit Ihnen ruhig die Nacht zu verbringen, weßhalb ich gleich den Spiegel verhängen und mich ins Bett begeben will." Der Kleine richtete sich auf, sah mich mit überaus milden, gutmüthigen Blicken seines Jünglings-Gesichts an, faßte meine Hand und sprach, sie leise drückend: „Schlafen Sie ruhig, mein Herr, ich merke, daß wir Unglücksgefährten sind. — Sollten Sie auch? — Julia? — Giulietta. — Nun dem sey, wie ihm

wolle, Sie üben eine unwiderstehliche Gewalt über mich aus — ich kann nicht anders, ich muß Ihnen mein tiefstes Geheimniß entdecken — dann hassen, dann verachten Sie mich.“ Mit diesen Worten stand der Kleine langsam auf, hüllte sich in einen weißen weiten Schlafrock und schlich leise und recht gespensterartig nach dem Spiegel, vor den er sich hinstellte. Ach! — rein und klar warf der Spiegel die beiden Lichter, die Gegenstände im Zimmer, mich selbst zurück, die Gestalt des Kleinen war nicht zu sehen im Spiegel, kein Strahl reflectirte sein dicht herangebogenes Gesicht. Er wandte sich zu mir, die tiefste Verzweiflung in den Mienen, er drückte meine Hände: „Sie kennen nun mein grenzenloses Elend,“ sprach er, „Schlemihl, die reine gute Seele, ist beneidenswerth gegen mich Verworfenen. Leichtsinnig verkaufte er seinen Schlagschatten, aber ich! — ich gab mein Spiegelbild ihr — ihr! — oh — oh — oh!“ — So tief aufstöhnend, die Hände vor die Augen gedrückt, wankte der Kleine nach dem Bette, in das er sich schnell warf. Erstarrt blieb ich stehen, Argwohn, Verachtung, Grauen, Theilnahme, Mitleiden, ich weiß selbst nicht, was sich alles für und wider den Kleinen in meiner Brust regte. Der Kleine fing indeß bald an so anmuthig und melodiös zu schnarchen, daß ich der narkotischen Kraft dieser Töne nicht widerstehen konnte. Schnell verhing ich den Spiegel, löschte die Lichter aus, warf mich, so wie der Kleine, ins Bett und fiel bald in tiefen Schlaf. Es mochte wol schon

Morgen seyn, als ein blendender Schimmer mich weckte. Ich schlug die Augen auf und erblickte den Kleinen, der im weißen Schlafrock, die Nachtmütze auf dem Kopf, den Rücken mir zugewendet, am Tische saß und bei beiden angezündeten Lichtern recht emsig schrieb. Er sah recht spukhaft aus, mir wandelte ein Grauen an; der Traum erfaßte mich plötzlich und trug mich wieder zum Justizrath, wo ich neben Julien auf der Ottomane saß. Doch bald war es mir, als sey die ganze Gesellschaft eine spaßhafte Weihnachtsausstellung bei Fuchs, Weide, Schoch oder sonst, der Justizrath eine zierliche Figur von Dragant mit postpapiernem Jabot. Höher und höher wurden die Bäume und Rosenbüsche. Julie stand auf und reichte mir den kristallnen Pokal, aus dem blaue Flammen emporleckten. Da zog es mich am Arm, der Kleine stand hinter mir mit dem alten Gesicht und lispelte: „Trink nicht, trink nicht — sieh sie doch recht an!“ — hast du sie nicht schon gesehen auf den Warnungstafeln von Breughel, von Callot oder von Rembrandt?“ — Mir schauerte vor Julien, denn freilich war sie in ihrem faltenreichen Gewande mit den bauschigen Aermeln, in ihrem Haarschmuck so anzusehen, wie die von höllischen Unthieren umgebenen lockenden Jungfrauen auf den Bildern jener Meister. „Warum fürchtest Du Dich denn,“ sprach Julie, „ich habe Dich und Dein Spiegelbild doch ganz und gar.“ Ich ergriff den Pokal, aber der Kleine hüpfte wie ein Einhörnchen auf meine Schultern und wehte mit dem Schweife in die

Flammen, widrig quickend: „Trink nicht — trink nicht!“ Doch nun wurden alle Zuckerfiguren der Ausstellung lebendig, und bewegten komisch die Händchen und Füßchen, der dragantne Justizrath trippelte auf mich zu und rief mit einem ganz feinen Stimmchen: „warum der ganze Rumor, mein Bester? warum der ganze Rumor? Stellen Sie sich doch nur auf Ihre lieben Füße, denn schon lange bemerkte ich, daß Sie in den Lüften über Stühle und Tische wegschreiten.“ Der Kleine war verschwunden, Julie hatte nicht mehr den Pokal in der Hand. „Warum wolltest Du denn nicht trinken?“ sprach sie, „war denn die reine herrliche Flamme, die Dir aus dem Pokal entgegenstrahlte, nicht der Kuß, wie Du ihn einst von mir empfingst?“ Ich wollte sie an mich drücken, Schlemihl trat aber dazwischen, sprechend: „Das ist Mina, die den Raskal geheirathet.“ Er hatte einige Zuckerfiguren getreten, die ächzten sehr. — Aber bald vermehrten diese sich zu Hunderten und Tausenden, und trippelten um mich her und an mir herauf im bunten häßlichen Gewimmel, und umsummten mich wie ein Bienenschwarm. — Der dragantne Justizrath hatte sich bis zur Halsbinde heraufgeschwungen, die zog er immer fester und fester an. „Verdammter dragantner Justizrath!“ schrie ich laut und fuhr auf aus dem Schlafe. Es war heller lichter Tag, schon eilf Uhr Mittags. „Das ganze Ding mit dem Kleinen war auch wol nur ein lebhafter Traum,“ dachte ich eben, als der mit dem Frühstück eintretende Kellner

mir sagte, daß der fremde Herr, der mit mir in einem Zimmer geschlafen, am frühen Morgen abgereiset sey und sich mir sehr empfehlen lasse. Auf dem Tische, an dem Nachts der spukhafte Kleine saß, fand ich ein frischbeschriebenes Blatt, dessen Inhalt ich Dir mittheile, da es unbezweifelt des Kleinen wundersame Geschichte ist.

---

4. Die Geschichte vom verlornen Spiegelbilde.

Endlich war es doch so weit gekommen, daß Erasmus Spikher den Wunsch, den er sein Leben lang im Herzen genährt, erfüllen konnte. Mit frohem Herzen und wohlgefülltem Beutel setzte er sich in den Wagen, um die nördliche Heimath zu verlassen und nach dem schönen warmen Welschland zu reisen. Die liebe fromme Hausfrau vergoß tausend Thränen, sie hob den kleinen Rasmus, nachdem sie ihm Nase und Mund sorgfältig geputzt, in den Wagen hinein, damit der Vater zum Abschiede ihn noch sehr küsse. „Lebe wohl, mein lieber Erasmus Spikher," sprach die Frau schluchzend, „das Haus will ich Dir gut bewahren, denke fein fleißig an mich, bleibe mir treu und verliere nicht die schöne Reisemütze, wenn Du, wie Du wol pflegst, schlafend zum Wagen herausnickst." — Spikher versprach das. —

In dem schönen Florenz fand Erasmus einige Landsleute, die voll Lebenslust und jugendlichen Muths in den üppigen Genüssen, wie sie das herrliche Land reichlich darbot, schwelgten. Er bewies sich ihnen als ein wackrer Kumpan und es wurden allerlei ergötzliche Gelage veranstaltet, denen Spikhers besonders muntrer Geist und das Talent, dem tollen Ausgelassenen das Sinnige beizufügen, einen eignen Schwung gaben. So kam es denn, daß die jungen Leute (Erasmus, erst sieben und zwanzig Jahr alt, war wol dazu zu rechnen) einmal zur Nachtzeit in eines herrlichen, duftenden Gartens erleuchtetem Boskett ein gar fröhliches Fest begingen. Jeder, nur nicht Erasmus, hatte eine liebliche Donna mitgebracht. Die Männer gingen in zierlicher altteutscher Tracht, die Frauen waren in bunten leuchtenden Gewändern, jede auf andere Art, ganz fantastisch gekleidet, so daß sie erschienen wie liebliche wandelnde Blumen. Hatte Diese oder Jene zu dem Saitengelispel der Mandolinen ein italienisches Liebeslied gesungen, so stimmten die Männer unter dem lustigen Geklingel der mit Syrakuser gefüllten Gläser einen kräftigen deutschen Rundgesang an. — Ist ja doch Italien das Land der Liebe. Der Abendwind säuselte wie in sehnsüchtigen Seufzern, wie Liebeslaute durchwallten die Orange- und Jasmindüfte das Boskett, sich mischend in das lose neckhafte Spiel, das die holden Frauenbilder, all' die kleinen zarten Buffonerien, wie sie nur den italienischen Weibern eigen, aufbietend begonnen hatten. Immer reger und

lauter wurde die Lust. Friedrich, der Glühendste vor Allen, stand auf, mit einem Arm hatte er seine Donna umschlungen, und das mit perlendem Syrakuser gefüllte Glas mit der andern Hand hoch schwingend, rief er: „Wo ist denn Himmelslust und Seligkeit zu finden als bei Euch, Ihr holden, herrlichen, italienischen Frauen, Ihr seyd ja die Liebe selbst. — Aber Du, Erasmus," fuhr er fort, sich zu Spikher wendend, „scheinst das nicht sonderlich zu fühlen, denn nicht allein, daß Du, aller Verabredung, Ordnung und Sitte entgegen, keine Donna zu unserm Feste geladen hast, so bist Du auch heute so trübe und in Dich gekehrt, daß, hättest Du nicht wenigstens tapfer getrunken und gesungen, ich glauben würde, Du seyst mit einem Mal ein langweiliger Melankolikus geworden." — „Ich muß Dir gestehen, Friedrich," erwiederte Erasmus, „daß ich mich auf die Weise nun einmal nicht freuen kann. Du weißt ja, daß ich eine liebe fromme Hausfrau zurückgelassen habe, die ich recht aus tiefer Seele liebe, und an der ich ja offenbar einen Verrath beginge, wenn ich im losen Spiel auch nur für einen Abend mir eine Donna wählte. Mit Euch unbeweibten Jünglingen ist das ein Andres, aber ich, als Familienvater." — Die Jünglinge lachten hell auf, da Erasmus bei dem Worte „Familienvater" — sich bemühte, das jugendliche gemüthliche Gesicht in ernste Falten zu ziehen, welches denn eben sehr possierlich herauskam. Friedrichs Donna ließ sich das, was Erasmus teutsch gesprochen, in das Italienische übersetzen,

dann wandte sie sich ernsten Blicks zum Erasmus und sprach, mit aufgehobenem Finger drohend: „Du kalter, kalter Teutscher! — verwahre Dich wohl, noch hast Du Giulietta nicht gesehen!“

In dem Augenblicke rauschte es beim Eingange des Bosketts, und aus dunkler Nacht trat in den lichten Kerzenschimmer hinein ein wunderherrliches Frauenbild. Das weiße, Busen, Schultern und Nacken nur halb verhüllende Gewand, mit bauschigen bis an die Ellbogen streifenden Aermeln, floß in reichen breiten Falten herab, die Haare vorn an der Stirn gescheitelt, hinten in vielen Flechten heraufgeneſtelt. — Goldene Ketten um den Hals, reiche Armbänder um die Handgelenke geschlungen, vollenderten den alterthümlichen Putz der Jungfrau, die anzusehen war, als wandle ein Frauenbild von Rubens oder dem zierlichen Mieris daher. „Giulietta!“ riefen die Mädchen voll Erstaunen. Giulietta, deren Engelschönheit Alle überstrahlte, sprach mit süßer lieblicher Stimme: „Laßt mich doch Theil nehmen an eurem schönen Fest, ihr wackern teutschen Jünglinge. Ich will hin zu Jenem dort, der unter Euch ist so ohne Lust und ohne Liebe.“ Damit wandelte sie in hoher Anmuth zum Erasmus und setzte sich auf den Sessel, der neben ihm leer geblieben, da man vorausgesetzt hatte, daß auch er eine Donna mitbringen werde. Die Mädchen lispelten unter einander: „Seht, o seht, wie Giulietta heute wieder so schön ist!“ und die Jünglinge sprachen: „Was

ist denn das mit dem Erasmus, er hat ja die Schönste gewonnen und uns nur wol verhöhnt?"

Dem Erasmus war bei dem ersten Blick, den er auf Giulietta warf, so ganz besonders zu Muthe geworden, daß er selbst nicht wußte, was sich denn so gewaltsam in seinem Innern rege. Als sie sich ihm näherte, faßte ihn eine fremde Gewalt und drückte seine Brust zusammen, daß sein Athem stockte. Das Auge fest geheftet auf Giulietta, mit erstarrten Lippen, saß er da und konnte kein Wort hervorbringen, als die Jünglinge laut Giulietta's Anmuth und Schönheit priesen. Giulietta nahm einen vollgeschenkten Pokal und stand auf, ihn dem Erasmus freundlich darreichend; der ergriff den Pokal, Giulietta's zarte Finger leise berührend. Er trank, Gluth strömte durch seine Adern. Da fragte Giulietta scherzend: „Soll ich denn Eure Donna seyn?" Aber Erasmus warf sich wie im Wahnsinn vor Giulietta nieder, drückte ihre beiden Hände an seine Brust und rief: „Ja, Du bist es, Dich habe ich geliebt immerdar, Dich, Du Engelsbild! — Dich habe ich geschaut in meinen Träumen, Du bist mein Glück, meine Seligkeit, mein höheres Leben!" — Alle glaubten, der Wein sey dem Erasmus zu Kopf gestiegen, denn so hatten sie ihn nie gesehen, er schien ein Anderer worden. „Ja, Du — Du bist mein Leben, Du flammst in mir mit verzehrender Gluth. Laß mich untergehen — untergehen, nur in Dir, nur Du will ich seyn," — so

schrie Erasmus, aber Giulietta nahm ihn sanft in die Arme; ruhiger geworden setzte er sich an ihre Seite, und bald begann wieder das heitre Liebesspiel in munteren Scherzen und Liedern, das durch Giulietta und Erasmus unterbrochen worden. Wenn Giulietta sang, war es, als gingen aus tiefster Brust Himmelstöne hervor, nie gekannte, nur geahnte Lust in Allen entzündend. Ihre volle wunderbare Kristallstimme trug eine geheimnißvolle Gluth in sich, die jedes Gemüth ganz und gar befing. Fester hielt jeder Jüngling seine Donna umschlungen, und feuriger strahlte Aug' in Auge. Schon verkündete ein rother Schimmer den Anbruch der Morgenröthe, da rieth Giulietta das Fest zu enden. Es geschah. Erasmus schickte sich an, Giulietta zu begleiten, sie schlug das ab und bezeichnete ihm das Haus, wo er sie künftig finden könne. Während des teutschen Rundgesanges, den die Jünglinge noch zum Beschluß des Festes anstimmten, war Giulietta aus dem Boskett verschwunden; man sah sie hinter zwei Bedienten, die mit Fackeln voranschritten, durch einen fernen Laubgang wandeln. Erasmus wagte nicht, ihr zu folgen. Die Jünglinge nahmen nun jeder seine Donna unter den Arm und schritten in voller heller Lust von dannen. Ganz verstöhrt und im Innern zerrissen von Sehnsucht und Liebesqual folgte ihnen endlich Erasmus, dem sein kleiner Diener mit der Fackel vorleuchtete. So ging er, da die Freunde ihn verlassen, durch eine entlegene Straße, die nach seiner Wohnung führte. Die Morgenröthe

war hoch heraufgestiegen, der Diener stieß die Fackel auf dem Steinpflaster aus, aber in den aufsprühenden Funken stand plötzlich eine seltsame Figur vor Erasmus, ein langer dürrer Mann mit spitzer Habichtsnase, funkelndem Auge, hämisch verzogenem Munde, im feuerrothen Rock mit strahlenden Stahlknöpfen. Der lachte und rief mit unangenehm gellender Stimme: „Ho, ho! — Ihr seyd wol aus einem alten Bilderbuche herausgestiegen mit Euerm Mantel, Euerm geschlitzten Wamms und Euerm Federnbarett. — Ihr seht recht schnakisch aus, Hr. Erasmus, aber wollt Ihr denn auf der Straße der Leute Spott werden? Kehrt doch nur ruhig zurück in Euern Pergamentband.“ „Was geht Euch meine Kleidung an,“ sprach Erasmus verdrießlich und wollte, den rothen Kerl bei Seite schiebend, vorübergehen, der schrie ihm nach: „Nun, nun — eilt nur nicht so, zur Giulietta könnt Ihr doch jetzt gleich nicht hin.“ Erasmus drehte sich rasch um. „Was sprecht Ihr von Giulietta,“ rief er mit wilder Stimme, den rothen Kerl bei der Brust packend. Der wandte sich aber pfeilschnell und war, ehe sichs Erasmus versah, verschwunden. Erasmus blieb ganz verblüfft stehen, mit dem Stahlknopf in der Hand, den er dem Rothen abgerissen. „Das war der Wunderdoktor, Signor Dapertutto; was der nur von Euch wollte?“ sprach der Diener, aber dem Erasmus wandelte ein Grauen an, er eilte sein Haus zu erreichen. —

Giulietta empfing den Erasmus mit all' der wunderbaren Anmuth und Freundlichkeit, die ihr eigen. Der wahnsinnigen Leidenschaft, die den Erasmus entflammt, setzte sie ein mildes gleichmüthiges Betragen entgegen. Nur dann und wann funkelten ihre Augen höher auf, und Erasmus fühlte, wie leise Schauer aus dem Innersten heraus ihn durchbebten, wenn sie manchmal ihn mit einem recht seltsamen Blicke traf. Nie sagte sie ihm, daß sie ihn liebe, aber ihre ganze Art und Weise mit ihm umzugehen, ließ es ihn deutlich ahnen, und so kam es, daß immer festere und festere Bande ihn umstrickten. Ein wahres Sonnenleben ging ihm auf; die Freunde sah er selten, da Giulietta ihn in andere fremde Gesellschaft eingeführt. —

Einst begegnete ihm Friedrich, der ließ ihn nicht los, und als Erasmus durch manche Erinnerung an sein Vaterland und an sein Haus recht mild und weich geworden, da sagte Friedrich: „Weißt Du wol, Spikher, daß Du in recht gefährliche Bekanntschaft gerathen bist? Du mußt es doch wol schon gemerkt haben, daß die schöne Giulietta eine der schlauesten Courtisanen ist, die es je gab. Man trägt sich dabei mit allerlei geheimnißvollen, seltsamen Geschichten, die sie in gar besonderm Lichte erscheinen lassen. Daß sie über die Menschen, wenn sie will, eine unwiderstehliche Macht übt und sie in unauflösliche Bande verstrickt, seh' ich an Dir, Du bist ganz und gar verändert, Du bist ganz der verführerischen Giulietta hinge-

geben, Du denkst nicht mehr an Deine liebe fromme Hausfrau.“ — Da hielt Erasmus beide Hände vors Gesicht, er schluchzte laut, er rief den Namen seiner Frau. Friedrich merkte wol, wie ein innerer harter Kampf begonnen. „Spikher,“ fuhr er fort, laß uns schnell abreisen.“ „Ja, Friedrich,“ rief Spikher heftig, „Du hast Recht. Ich weiß nicht, wie mich so finstre gräßliche Ahnungen plötzlich ergreifen, — ich muß fort, noch heute fort.“ Beide Freunde eilten über die Straße, quer vorüber schritt Signor Dapertutto, der lachte dem Erasmus ins Gesicht und rief: „Ach, eilt doch, eilt doch nur schnell, Giulietta wartet schon, das Herz voll Sehnsucht, die Augen voll Thränen. — Ach, eilt doch, eilt doch!“ Erasmus wurde wie vom Blitz getroffen. „Dieser Kerl,“ sprach Friedrich, „dieser Ciarlatano ist mir im Grunde der Seele zuwider, und daß der bei Giulietta aus- und eingeht und ihr seine Wunderessenzen verkauft.“ — „Was!“ rief Erasmus, „dieser abscheuliche Kerl bei Giulietta — bei Giulietta?“ — „Wo bleibt Ihr aber auch so lange, Alles wartet auf Euch, habt Ihr denn gar nicht an mich gedacht?“ so rief eine sanfte Stimme vom Balkon herab. Es war Giulietta, vor deren Hause die Freunde, ohne es bemerkt zu haben, standen. Mit einem Sprunge war Erasmus im Hause. „Der ist nun einmal hin und nicht mehr zu retten,“ sprach Friedrich leise und schlich über die Straße fort. —

Nie war Giulietta liebenswürdiger gewesen, sie trug dieselbe Kleidung als damals in dem Garten, sie strahlte in voller Schönheit und jugendlicher Anmuth. Erasmus hatte Alles vergessen, was er mit Friedrich gesprochen, mehr als je riß ihn die höchste Wonne, das höchste Entzücken unwiderstehlich hin, aber auch noch niemals hatte Giulietta so ohne allen Rückhalt ihm ihre innigste Liebe merken lassen. Nur ihn schien sie zu beachten, nur für ihn zu seyn. — Auf einer Villa, die Giulietta für den Sommer gemiethet, sollte ein Fest gefeiert werden. Man begab sich dahin. In der Gesellschaft befand sich ein junger Italiener von recht häßlicher Gestalt und noch häßlicheren Sitten, der bemühte sich viel um Giulietta und erregte die Eifersucht des Erasmus, der voll Ingrimm sich von den Andern entfernte und einsam in einer Seiten-Allee des Gartes auf- und abschlich. Giulietta suchte ihn auf. „Was ist Dir? — bist Du denn nicht ganz mein?“ Damit umfing sie ihn mit den zarten Armen und drückte einen Kuß auf seine Lippen. Feuerstrahlen durchblitzten ihn, in rasender Liebeswuth drückte er die Geliebte an sich und rief: „Nein ich lasse Dich nicht, und sollte ich untergehen im schmachvollsten Verderben!“ Giulietta lächelte seltsam bei diesen Worten, und ihn traf jener sonderbare Blick, der ihm jederzeit innern Schauer erregte. Sie gingen wieder zur Gesellschaft. Der widrige junge Italiener trat jetzt in die Rolle des Erasmus; von Eifersucht getrieben, stieß

er allerlei spitze beleidigende Reden gegen Teutsche und insbesondere gegen Spikher aus. Der konnte es endlich nicht länger ertragen; rasch schritt er auf den Italiener los. „Haltet ein," sprach er, „mit Euern nichtswürdigen Sticheleien auf Teutsche und auf mich, sonst werfe ich Euch in jenen Teich, und Ihr könnt Euch im Schwimmen versuchen." In dem Augenblick blitzte ein Dolch in des Italieners Hand, da packte Erasmus ihn wüthend bei der Kehle und warf ihn nieder, ein kräftiger Fußtritt ins Genick, und der Italiener gab röchelnd seinen Geist auf. — Alles stürzte auf den Erasmus los, er war ohne Besinnung — er fühlte sich ergriffen, fortgerissen. Als er wie aus tiefer Betäubung erwachte, lag er in einem kleinen Kabinett zu Giulietta's Füßen, die, das Haupt über ihn herabgebeugt, ihn mit beiden Armen umfaßt hielt. „Du böser, böser Teutscher," sprach sie unendlich sanft und mild, „welche Angst hast Du mir verursacht! Aus der nächsten Gefahr habe ich Dich errettet, aber nicht sicher bist Du mehr in Florenz, in Italien. Du mußt fort, Du mußt mich, die Dich so sehr liebt, verlassen." Der Gedanke der Trennung zerriß den Erasmus in namenlosem Schmerz und Jammer. „Laß mich bleiben," schrie er, „ich will ja gern den Tod leiden; heißt denn sterben mehr als leben ohne Dich?" Da war es ihm, als rufe eine leise ferne Stimme schmerzlich seinen Namen. Ach! es war die Stimme der frommen teutschen Hausfrau. Erasmus verstummte, und auf ganz seltsame Weise fragte Giu-

lietta: „Du denkst wol an Dein Weib? — Ach, Erasmus, Du wirst mich nur zu bald vergessen.“ — „Könnte ich nur ewig und immerdar ganz Dein seyn,“ sprach Erasmus. Sie standen gerade vor dem schönen breiten Spiegel, der in der Wand des Kabinets angebracht war und an dessen beiden Seiten helle Kerzen brannten. Fester, inniger drückte Giulietta den Erasmus an sich, indem sie leise lispelte: „Laß mir Dein Spiegelbild, Du innig Geliebter, es soll mein und bei mir bleiben immerdar.“ — „Giulietta,“ rief Erasmus ganz verwundert, „was meinst Du denn? — mein Spiegelbild?“ — Er sah dabei in den Spiegel, der ihn und Giulietta in süßer Liebesumarmung zurückwarf. „Wie kannst Du denn mein Spiegelbild behalten,“ fuhr er fort, „das mit mir wandelt überall, und aus jedem klaren Wasser, aus jeder hellgeschliffnen Fläche mir entgegegentritt?“ — „Nicht einmal,“ sprach Giulietta, „nicht einmal diesen Traum Deines Ichs, wie er aus dem Spiegel hervorschimmert, gönnst Du mir, der Du sonst mein mit Leib und Leben seyn wolltest? Nicht einmal Dein unstetes Bild soll bei mir bleiben und mit mir wandeln durch das arme Leben, das nun wol, da Du fliehst, ohne Lust und Liebe bleiben wird?“ Die heißen Thränen stürzten der Giulietta aus den schönen dunkeln Augen. Da rief Erasmus wahnsinnig vor tödtendem Liebesschmerz: „Muß ich denn fort von Dir? — muß ich fort, so soll mein Spiegelbild Dein bleiben auf ewig und immerdar. Keine Macht — der Teufel soll es Dir

nicht entreißen, bis Du mich selbst hast mit Seele und Leib.“ — Giulietta's Küsse brannten wie Feuer auf seinem Munde, als er dies gesprochen, dann ließ sie ihn los und streckte sehnsuchtsvoll die Arme aus nach dem Spiegel. Erasmus sah, wie sein Bild unabhängig von seinen Bewegungen hervortrat, wie es in Giulietta's Arme glitt, wie es mit ihr im seltsamen Duft verschwand. Allerlei häßliche Stimmen meckerten und lachten im teuflischem Hohn; erfaßt von dem Todeskrampf des tiefsten Entsetzens sank er bewußtlos zu Boden, aber die fürchterliche Angst — das Grausen riß ihn auf aus der Betäubung, in dicker dichter Finsterniß taumelte er zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Vor dem Hause ergriff man ihn und hob ihn in einen Wagen, der schnell fortrollte. „Dieselben haben sich etwas alterirt, wie es scheint,“ sprach der Mann, der sich neben ihn gesetzt hatte, in teutscher Sprache, „Dieselben haben sich etwas alterirt, indessen wird jetzt Alles ganz vortrefflich gehen, wenn Sie sich nur mir ganz überlassen wollen. Giuliettchen hat schon das Ihrige gethan und mir Sie empfohlen. Sie sind auch ein recht lieber junger Mann und inkliniren erstaunlich zu angenehmen Späßen, wie sie uns, mir und Giuliettchen, sehr behagen. Das war ein recht tüchtiger teutscher Tritt in den Nacken. Wie dem Amoroso die Zunge kirschblau zum Halse heraushing — es sah recht possierlich aus, und wie er so krächzte und ächzte und nicht gleich abfahren konnte — ha — ha — ha —“ Die Stimme des Mannes war so

widrig höhnend, sein Schickschnack so gräßlich, daß die Worte Dolchstichen gleich in des Erasmus Brust fuhren. „Wer Ihr auch seyn mögt," sprach Erasmus, „schweigt von der entsetzlichen That, die ich bereue!" — „Bereuen, bereuen!" erwiederte der Mann, „so bereuet Ihr auch wol, daß Ihr Giulietta kennen gelernt und ihre süße Liebe erworben habt?" — „Ach, Giulietta, Giulietta!" seufzte Erasmus. „Nun ja," fuhr der Mann fort, „so seyd Ihr nun kindisch, Ihr wünscht und wollt, aber Alles soll auf gleichem glatten Wege bleiben. Fatal ist es zwar, daß Ihr Giulietta habt verlassen müssen, aber doch könnte ich wol, bliebet Ihr hier, Euch allen Dolchen Eurer Verfolger und auch der lieben Justiz entziehen." Der Gedanke bei Giulietta bleiben zu können, ergriff den Erasmus gar mächtig. „Wie wäre das möglich?" fragte er. — „Ich kenne," fuhr der Mann fort, „ein sympathetisches Mittel, das Eure Verfolger mit Blindheit schlägt, kurz, welches bewirkt, daß Ihr ihnen immer mit einem andern Gesichte erscheint, und sie Euch niemals wieder erkennen. So wie es Tag ist, werdet Ihr so gut seyn recht lange und aufmerksam in irgend einen Spiegel zu schauen, mit Euerm Spiegelbilde nehme ich dann, ohne es im mindesten zu versehren, gewisse Operationen vor und Ihr seyd geborgen, Ihr könnt dann leben mit Giulietta ohne alle Gefahr in aller Lust und Freudigkeit." — „Fürchterlich, fürchterlich!" schrie Erasmus auf. „Was ist denn fürchterlich, mein Werthester?" fragte der Mann höhnisch. „Ach, ich —

habe, ich — habe," fing Erasmus an — „Euer Spiegelbild sitzen lassen," fiel der Mann schnell ein, „sitzen lassen bei Giulietta? — ha, ha, ha! Bravissimo, mein Bester! Nun könnt Ihr durch Fluren und Wälder, Städte und Dörfer laufen, bis Ihr Euer Weib gefunden nebst dem kleinen Rasmus, und wieder ein Familienvater seyd, wiewol ohne Spiegelbild, worauf es Eurer Frau auch weiter wol nicht ankommen wird, da sie Euch leiblich hat, Giulietta aber nur Euer schimmerndes Traum-Ich." — „Schweige, Du entsetzlicher Mensch," schrie Erasmus. In dem Augenblick nahte sich ein fröhlich singender Zug mit Fackeln, die ihren Glanz in den Wagen warfen. Erasmus sah seinem Begleiter ins Gesicht und erkannte den häßlichen Doktor Dapertutto. Mit einem Satz sprang er aus dem Wagen und lief dem Zuge entgegen, da er schon in der Ferne Friedrichs wohltönenden Baß erkannt hatte. Die Freunde kehrten von einem ländlichen Mahle zurück. Schnell unterrichtete Erasmus Friedrichen von Allem, was geschehen, und verschwieg nur den Verlust seines Spiegelbildes. Friedrich eilte mit ihm voran nach der Stadt, und so schnell wurde alles Nöthige veranstaltet, daß, als die Morgenröthe aufgegangen, Erasmus auf einem raschen Pferde sich schon weit von Florenz entfernt hatte. — Spikher hat manches Abentheuer aufgeschrieben, das ihm auf seiner Reise begegnete. Am merkwürdigsten ist der Vorfall, welcher zuerst den Verlust seines Spiegelbildes ihm recht seltsam fühlen ließ. Er war nehmlich ge-

rade, weil sein müdes Pferd Erhohlung bedurfte, in einer großen Stadt geblieben, und setzte sich ohne Arg an die stark besetzte Wirthstafel, nicht achtend, daß ihm gegenüber ein schöner klarer Spiegel hing. Ein Satan von Kellner, der hinter seinem Stuhle stand, wurde gewahr, daß drüben im Spiegel der Stuhl leer geblieben und sich nichts von der darauf sitzenden Person reflektirte. Er theilte seine Bemerkung dem Nachbar des Erasmus mit, der seinem Nebenmann, es lief durch die ganze Tischreihe ein Gemurmel und Geflüster, man sah den Erasmus an, dann in den Spiegel. Noch hatte Erasmus gar nicht bemerkt, daß ihm das Alles galt, als ein ernsthafter Mann vom Tische aufstand, ihn vor den Spiegel führte, hineinsah und dann sich zur Gesellschaft wendend laut rief: „Wahrhaftig, er hat kein Spiegelbild!“ „Er hat kein Spiegelbild — er hat kein Spiegelbild!“ schrie Alles durch einander; ein mauvais sujet, ein homo nefas, werft ihn zur Thür hinaus!“ — Voll Wuth und Schaam flüchtete Erasmus auf sein Zimmer; aber kaum war er dort, als ihm von Polizeiwegen angekündigt wurde, daß er binnen einer Stunde mit seinem vollständigen, völlig ähnlichen Spiegelbilde vor der Obrigkeit erscheinen oder die Stadt verlassen müsse. Er eilte von dannen, vom müssigen Pöbel, von den Straßenjungen verfolgt, die ihm nachschrieen: „da reitet er hin, der dem Teufel sein Spiegelbild verkauft hat, da reitet er hin!“ — Endlich war er im Freien. Nun ließ er überall, wo er hinkam, unter

dem Vorwande eines natürlichen Abscheu's gegen jede Abspiegelung, alle Spiegel schnell verhängen, und man nannte ihn daher spottweise den General Suwarow, der ein Gleiches that.

Freudig empfing ihn, als er seine Vaterstadt und sein Haus erreicht, die liebe Frau mit dem kleinen Rasmus, und bald schien es ihm, als sey in ruhiger friedlicher Häuslichkeit der Verlust des Spiegelbildes wol zu verschmerzen. Es begab sich eines Tages, daß Spikher, der die schöne Giulietta ganz aus Sinn und Gedanken verloren, mit dem kleinen Rasmus spielte; der hatte die Händchen voll Ofenruß und fuhr damit dem Papa ins Angesicht. „Ach, Vater, Vater, wie hab' ich Dich schwarz gemacht, schau mal her!" So rief der Kleine und holte, ehe Spikher es hindern konnte, einen Spiegel herbei, den er, ebenfals hineinschauend, den Vater vorhielt. — Aber gleich ließ er den Spiegel weinend fallen und lief schnell zum Zimmer hinaus. Bald darauf trat die Frau herein, Staunen und Schreck in den Mienen. „Was hat mir der Rasmus von Dir erzählt," sprach sie. „Das ich kein Spiegelbild hatte, nicht wahr, mein Liebchen?" fiel Spikher mit erzwungenem Lächeln ein, und bemühte sich zu beweisen, daß es zwar unsinnig sey zu glauben, man könne überhaupt sein Spiegelbild verlieren, im Ganzen sey aber nicht viel daran verloren, da jedes Spiegelbild doch nur eine Illusion sey, Selbstbetrachtung zur Eitelkeit führe, und noch dazu ein

solches Bild das eigne Ich spalte in Wahrheit und Traum. Indem er so sprach, hatte die Frau von einem verhängten Spiegel, der sich in dem Wohnzimmer befand, schnell das Tuch herabgezogen. Sie schaute hinein, und als träfe sie ein Blitzstrahl sank sie zu Boden. Spikher hob sie auf, aber kaum hatte die Frau das Bewußtsein wieder, als sie ihn mit Abscheu von sich stieß. „Verlasse mich," schrie sie, „verlasse mich, fürchterlicher Mensch! Du bist es nicht, Du bist nicht mein Mann, nein — ein höllischer Geist bist Du, der mich um meine Seligkeit bringen, der mich verderben will. — Fort, verlasse mich, Du hast keine Macht über mich, Verdammter!" Ihre Stimme gellte durch das Zimmer, durch den Saal, die Hausleute liefen entsetzt herbei, in voller Wuth und Verzweiflung stürzte Erasmus zum Hause hinaus. Wie von wilder Raserei getrieben rannte er durch die einsamen Gänge des Parks, der sich bei der Stadt befand. Giulietta's Gestalt stieg vor ihm auf in Engelsschönheit, da rief er laut: „Rächst Du Dich so, Giulietta, dafür, daß ich Dich verließ und Dir statt meines Selbst nur mein Spiegelbild gab? Ha, Giulietta, ich will ja Dein seyn mit Leib und Seele, Sie hat mich verstoßen, Sie der ich Dich opferte. Giulietta, Giulietta, ich will ja Dein seyn mit Leib und Leben und Seele." — „Das können Sie gar füglich, mein Wertheſter," sprach Signor Dapertutto, der auf einmal in seinem scharlachrothen Rocke mit den blitzenden Stahlknöpfen dicht neben ihm stand. Es

waren Trostesworte für den unglücklichen Erasmus, deshalb achtete er nicht Dapertutto's hämisches, häßliches Gesicht, er blieb stehen und fragte mit recht klägelichem Ton: „Wie soll ich sie denn wieder finden, Sie, die wol auf immer für mich verloren ist!“ — „Mit nichten,“ erwiederte Dapertutto, „Sie ist gar nicht weit von hier und sehnt sich erstaunlich nach Ihrem werthen Selbst, Verehrter, da doch, wie sie einsehen, ein Spiegelbild nur eine schnöde Illusion ist. Uebrigens giebt sie Ihnen, sobald sie sich Ihrer werthen Person, nämlich mit Leib, Leben und Seele sicher weiß, Ihr angenehmes Spiegelbild glatt und unversehrt dankbarlichst zurück.“ „Führe mich zu ihr — zu ihr hin!“ rief Erasmus, „wo ist sie?“ „Noch einer Kleinigkeit bedarf es,“ fiel Dapertutto ein, „bevor Sie Giulietta sehen und sich ihr gegen Erstattung des Spiegelbildes ganz ergeben können. Dieselben vermögen nicht so ganz über Dero werthe Person zu disponiren, da Sie noch durch gewisse Bande gefesselt sind, die erst gelöst werden müssen. — Dero liebe Frau nebst dem hoffnungsvollen Söhnlein“ — „Was soll das?“ — fuhr Erasmus wild auf. “Eine unmaßgebliche Trennung dieser Bande,“ fuhr Dapertutto fort, „könnte auf ganz leicht menschliche Weise bewirkt werden. Sie wissen ja von Florenz aus, daß ich wundersame Medikamente geschickt zu bereiten weiß, da hab' ich denn hier so ein Hausmittelchen in der Hand. Nur ein paar Tropfen dürfen die genießen, welche Ihnen und der lieben Giulietta im Wege sind, und

sie sinken ohne schmerzliche Gebehrde lautlos zusammen. Man nennt das zwar sterben, und der Tod soll bitter seyn; aber ist denn der Geschmack bittrer Mandeln nicht lieblich, und nur diese Bitterkeit hat der Tod, den dieses Fläschchen verschließt. Sogleich nach dem fröhlichen Hinsinken wird die werthe Familie einen angenehmen Geruch von bittern Mandeln verbreiten. — Nehmen Sie, Geehrtester." Er reichte dem Erasmus eine kleine Phiole hin.*) „Entsetzlicher Mensch," schrie dieser, „vergiften soll ich Weib und Kind?" „Wer spricht denn von Gift," fiel der Rothe ein, „nur ein wohlschmeckendes Hausmittel ist in der Phiole enthalten. Mir stünden andere Mittel, Ihnen Freiheit zu schaffen, zu Gebothe, aber durch Sie selbst möcht' ich so ganz natürlich, so ganz menschlich wirken, das ist nun einmal meine Liebhaberei. Nehmen Sie getrost, mein Bester!" — Erasmus hatte die Phiole in der Hand, er wußte selbst nicht wie. Gedankenlos rannte er nach Hause in sein Zimmer. Die ganze Nacht hatte die Frau unter tausend Aengsten und Qualen zugebracht, sie behauptete fortwährend, der zurückgekommene sey nicht ihr Mann, sondern ein höllischer Geist, der ihres Mannes Gestalt angenommen. So wie Spikher ins Haus trat, floh Alles scheu zurück, nur der kleine Rasmus wagte es, ihm nahe zu treten

*) Dapertutto's Phiole enthielt gewiß rechtifizirtes Kirschlorbeerwasser, sogenannte Blausäure. Horns Arkiv für mediz. Erfar. 1813. Mai bis Dez. Seite 510.

und kindisch zu fragen, warum er denn sein Spiegelbild nicht mitgebracht habe, die Mutter würde sich darüber zu Tode grämen. Erasmus starrte den Kleinen wild an, er hatte noch Dapertutto's Phiole in der Hand. Der Kleine trug seine Lieblingstaube auf dem Arm, und so kam es, daß diese mit den Schnabel sich der Phiole näherte und an dem Pfropfe pickte; sogleich ließ sie den Kopf sinken, sie war todt. Entsetzt sprang Erasmus auf. „Verräther," schrie er, „Du sollst mich nicht verführen zur Höllenthat!" Er schleuderte die Phiole durch das offene Fenster, daß sie auf dem Steinpflaster des Hofes in tausend Stücke zersprang. Ein lieblicher Mandelgeruch stieg auf und verbreitete sich bis ins Zimmer. Der kleine Rasmus war erschrocken davon gelaufen. Spikher brachte den ganzen Tag von tausend Qualen gefoltert zu, bis die Mitternacht eingebrochen. Da wurde immer reger und reger in seinem Innern Giulietta's Bild. Einst zersprang ihr in seiner Gegenwart eine Halsschnur, von jenen kleinen rothen Beeren aufgezogen, die die Frauen wie Perlen tragen. Die Beeren auflesend verbarg er schnell eine, weil sie an Giulietta's Halse gelegen, und bewahrte sie treulich. Die zog er jetzt hervor, und sie anstarrend richtete er Sinn und Gedanken auf die verlorne Geliebte. Da war es, als ginge aus der Perle der magische Duft hervor, der ihn sonst umfloß in Giulietta's Nähe. „Ach, Giulietta, Dich nur noch ein einziges Mal sehen und dann untergehen in Verderben und Schmach." — Kaum

hatte er diese Worte gesprochen, als es auf dem Gange vor der Thür leise zu rischeln und zu rascheln begann. Er vernahm Fußtritte — es klopfte an die Thür des Zimmers. Der Athem stockte dem Erasmus vor ahnender Angst und Hoffnung. Er öffnete. Giulietta trat herein, in hoher Schönheit und Anmuth. Wahnsinnig vor Liebe und Lust schloß er sie in seine Arme. „Nun bin ich da, mein Geliebter," sprach sie leise und sanft, „aber sieh, wie getreu ich Dein Spiegelbild bewahrt!" Sie zog das Tuch vom Spiegel herab, Erasmus sah mit Entzücken sein Bild der Giulietta sich anschmiegend; unabhängig von ihm selbst warf es aber keine seiner Bewegungen zurück. Schauer durchbebten den Erasmus. „Giulietta," rief er, „soll ich denn rasend werden in der Liebe zu Dir? — Gieb mir das Spiegelbild, nimm mich selbst mit Leib, Leben und Seele." — „Es ist noch etwas zwischen uns, lieber Erasmus," sprach Giulietta," Du weißt es — hat Dapertutto Dir nicht gesagt" — „Um Gott, Giulietta," fiel Erasmus ein, „kann ich nur auf diese Weise Dein werden, so will ich lieber sterben" — „Auch soll Dich," fuhr Giulietta fort, „Dapertutto keineswegs verleiten zu solcher That. Schlimm ist es freilich, daß ein Gelübde und ein Priestersegen nun einmal so viel vermag, aber lösen mußt Du das Band, was Dich bindet, denn sonst wirst Du niemals gänzlich mein, und dazu giebt es ein anderes besseres Mittel, als Dapertutto vorgeschlagen." — „Worin besteht das?" fragte Erasmus heftig. Da schlug Giulietta

den Arm um seinen Nacken, und den Kopf an seine Brust gelehnt lispelte sie leise: „Du schreibst auf ein kleines Blättchen Deinen Namen Erasmus Spikher unter die wenigen Worte: Ich gebe meinem guten Freunde Dapertutto Macht über meine Frau und über mein Kind, daß er mit Ihnen schalte und walte mit Willkühr und löse das Band, das mich bindet, weil ich fortan mit meinem Leibe und mit meiner unsterblichen Seele angehören will der Giulietta, die ich mir zum Weibe erkohren, und der ich mich noch durch ein besonderes Gelübde auf immerdar verbinden werde.“ Es rieselte und zuckte dem Erasmus durch alle Nerven. Feuerküsse brannten auf seinen Lippen, er hatte das Blättchen, das ihm Giulietta gegeben, in der Hand. Riesengroß stand plötzlich Dapertutto hinter Giulietta und reichte ihm eine metallene Feder. In dem Augenblick sprang dem Erasmus ein Aederchen an der linken Hand und das Blut spritzte heraus. „Tunke ein, tunke ein — schreib', schreib',“ krächzte der Rothe. — „Schreib', schreib', mein ewig, einzig Geliebter,“ lispelte Giulietta. Schon hatte er die Feder mit Blut gefüllt, er setzte zum Schreiben an — da ging die Thür auf, eine weiße Gestalt trat herein, die gespenstisch starren Augen auf Erasmus gerichtet, rief sie schmerzvoll und dumpf: „Erasmus, Erasmus, was beginnst Du — um des Heilandes willen laß ab von gräßlicher That!“ Erasmus in der warnenden Gestalt sein Weib erkennend, warf Blatt und Feder weit von sich. — Funkelnde Blitze schossen aus Giu-

lietta's Augen, gräßlich verzerrt war das Gesicht, brennende Gluth ihr Körper. „Laß ab von mir, Höllengesindel, Du sollst keinen Theil haben an meiner Seele. In des Heilandes Namen, hebe Dich von mir hinweg, Schlange — die Hölle glüht aus Dir.“ So schrie Erasmus und stieß mit kräftiger Faust Giulietta, die ihn noch immer umschlungen hielt, zurück. Da gellte und heulte es in schneidenden Mißtönen, und es rauschte wie mit schwarzen Rabenfittigen im Zimmer umher. — Giulietta — Dapertutto verschwanden im dicken stinkenden Dampf, der wie aus den Wänden quoll, die Lichter verlöschend. Endlich brachen die Strahlen des Morgenroths durch die Fenster. Erasmus begab sich gleich zu seiner Frau. Er fand sie ganz milde und sanftmüthig. Der kleine Rasmus saß schon ganz munter auf ihrem Bette; sie reichte dem erschöpften Mann die Hand, sprechend: „Ich weiß nun Alles, was Dir in Italien Schlimmes begegnet, und bedaure Dich von ganzem Herzen. Die Gewalt des Feindes ist sehr groß, und wie er denn nun allen möglichen Lastern ergeben ist, so stiehlt er auch sehr, und hat dem Gelüst nicht widerstehen können, Dir Dein schönes, vollkommen ähnliches Spiegelbild auf recht hämische Weise zu entwenden. — Sieh doch einmal in jenen Spiegel dort, lieber, guter Mann!“ — Spikher that es, am ganzen Leibe zitternd, mit recht kläglicher Miene. Blank und klar blieb der Spiegel, kein Erasmus Spikher schaute

heraus. „Diesmal," fuhr die Frau fort, „ist es recht gut, daß der Spiegel Dein Bild nicht zurückwirft, denn Du siehst sehr albern aus, lieber Erasmus. Begreifen wirst Du aber übrigens wol selbst, daß Du ohne Spiegelbild ein Spott der Leute bist und kein ordentlicher, vollständiger Familienvater seyn kannst, der Respekt einflößt der Frau und den Kindern. Rasmuschen lacht Dich auch schon aus, und will Dir nächstens einen Schnauzbart malen mit Kohle, weil Du das nicht bemerken kannst. Wandre also nur noch ein bischen in der Welt herum und suche gelegentlich dem Teufel Dein Spiegelbild abzujagen. Hast Du's wieder, so sollst Du mir recht herzlich willkommen seyn. Küsse mich, (Spikher that es) und nun — glückliche Reise! Schicke dem Rasmus dann und wann ein Paar neue Höschen, denn er rutscht sehr auf den Knieen und braucht dergleichen viel. Kommst Du aber nach Nürnberg, so füge einen bunten Husaren hinzu und einen Pfefferkuchen als liebender Vater. Lebe recht wohl, lieber Erasmus!" — Die Frau drehte sich auf die andere Seite und schlief ein. Spikher hob den kleinen Rasmus in die Höhe und drückte ihn ans Herz; der schrie aber sehr, da setzte Spikher ihn wieder auf die Erde und ging in die weite Welt. Er traf einmal auf einen gewissen Peter Schlemihl, der hatte seinen Schlagschatten verkauft; Beide wollten Compagnie eingehen, so daß Erasmus Spikher den nöthigen Schlagschatten werfen, Peter Schlemihl

dagegen das gehörige Spiegelbild reflektiren sollte; es wurde aber nichts daraus.

Ende der Geschichte vom verlornen Spiegelbilde.

Postskript des reisenden Enthusiasten.

— Was schaut denn dort aus jenem Spiegel heraus? — Bin ich es auch wirklich? — O Julie — Giulietta — Himmelsbild — Höllengeist — Entzücken und Qual — Sehnsucht und Verzweiflung. — Du siehst, mein lieber Theodor Amadäus Hoffmann! daß nur zu oft eine fremde dunkle Macht sichtbarlich in mein Leben tritt, und den Schlaf um die besten Träume betrügend, mir gar seltsame Gestalten in den Weg schiebt. Ganz erfüllt von den Erscheinungen der Sylvesternacht, glaube ich beinahe, das jener Justizrath wirklich von Dragant, seine Thee eine Weihnachts- oder Neujahrsausstellung, die holde Julie aber jenes verführerische Frauenbild von Rembrandt oder Callot war, das den unglücklichen Erasmus Spikher um sein schönes ähnliches Spiegelbild betrog. Vergieb mir das!

Satyren-Gehölz hinten am Walde.

G. W. Rabener.

An die Königliche Academie zu Pau in Bearn.

Meine Herren! Ich finde in der Utrechter Zeitung, daſs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Prosa bestimmet haben, in welcher untersuchet werden soll: Ob die Begierde von andern Uebels zu reden, eben so wohl von dem Stolze, als von der Bosheit des Herzens herkomme?

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzählen, wie ich bey dieser Aufgabe durch einen sonderbaren Zufall aufmerksam geworden bin. Dieser ist die Ursache gegenwärtiger Schrift, aber zugleich auch die Ursache, warum ich bewiesen habe: Daſs die Begierde Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens,

sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre.

In der That beweise ich also das, was Sie nicht wollen bewiesen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, sollen eben so grosmüthig seyn, als es die Academie zu Dijon war. Ja ich habe vielleicht mehr Ursache, auf den gesezten Preis Anspruch zu machen, als Monsieur Rousseau hatte, da ich eine Leidenschaft vertheidige, die uns allen so natürlich ist, und da ich jenen Saz behaupte, der dem Ganzen menschlichen Geschlechte zur Ehre gereichen muss; an statt, dass Monsieur Rousseau etwas zu beweisen suchte, welches alle Königliche Academien der schönen Wissenschaften und freyen Künste um ihren Credit bringen muste, wenn die Welt seinen Beweis für Ernst angenommen hätte.

Aber ich glaube, dass ich auser diesem noch mehrere Verdienste habe. Sie verlangen ausdrücklich, dass man zu Vorlesung dieser Abhandlung nicht mehr, als eine Stunde, Zeit nöthig habe. Ein schreckliches Gesez für einen Deutschen! und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Versuch damit, so bald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht völlig eine Minute über die gesezte Zeit, als ich zu Ende kam Sie haben vergessen, zu sagen, ob man langsam, oder geschwind lesen soll? Ziemlich geschwind habe ich gelesen, das ist wahr; ohngefähr so geschwind, als ein junger Geistlicher seine Messe liest, wenn er weiss, dass eine artige Gesellschaft

mit dem Essen auf ihn wartet. Diese Selbstverleugnung verdient, wie mich dünket, noch wohl eine Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, dass Sie, meine Herren, mich schadlos halten, da ich Gefahr laufe, bey meinen schreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewiss vorwerfen, dass ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft beschimpfe. Denn mein Grosvater, ein orthodoxer Mann, schrieb Postillen in Quart: mein seliger Vater schrieb beynahe einen Centner geheime Nachrichten in Folio vom spanischen Successionskriege; und ich, meine Herren, ich, der ich nach dem ordentlichen Laufe der Natur wenigstens Opera omnia in Royal schreiben sollte, ich, fast schäme ich mich vor mir selbst, ich schreibe ein Werkchen in Octav, und dieses nur in der Absicht, mich dem Preise zu nähern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, dass Sie mir den Preis um deswillen entziehen werden, weil ich ein Deutscher bin. Bey uns giebt man Ihren Landesleuten die Partheylichkeit schuld, dass Sie behaupten, der Rhein bestimme die unübersteiglichen Gränzen des Wizes. Aus dem Erfolge werde ich sehn, ob dieser Vorwurf gegründet sey. Ich will es nicht hoffen. Ihnen, meine Herren traue ich die Einsicht zu, dass Sie von der Erfindsamkeit der Deutschen richtigere Begriffe haben werden. Deutsche waren es,

die das Pulver, die America,*) die die Buchdruckerkunst, ja, wo ich mich nicht ganz irre, sogar auch Acrosticha und Chronodisticha erfanden: und mit Ihrer Erlaubniss, meine Herren, ein Deutscher ist es, der die Ehre hat, die unerhörte neue Wahrheit zu erfinden: Dass die Begierde von andern Uebels zu reden, nur aus einer edlen Menschenliebe entspringe.

Ich weiss nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwärtiger Ausarbeitung das Mühsame und Schwerfällige wahrnehmen werden, welches Ihre wizigen Schriftsteller uns Deutschen so gern schuld geben. Ich sollte es kaum meynen. So viel kann ich Ihnen bey meiner Autorparole versichern, dass ich zu dieser Abhandlung nicht völlige zwölf Stunden nöthig gehabt habe. Wenigstens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einsicht ist, und den meisten von der französischen Colonie den Bart puzt, die Schmeicheley gesagt: meine Abhandlung sey so leicht und flüchtig geschrieben, dass

*) Man hat sich, bey Gelegenheit dieser Stelle im Journal Etranger, und zwar im Novembre 1754, viel Mühe gegeben, zu beweisen, dass die Erfindung der neuen Welt kein Werk für einen deutschen Kopf sey. Der Streit ist mir gleichgültig: ich bin schon zufrieden, dass man uns die Acrosticha und Chronodisticha nicht streitig gemacht hat, zu denen doch die Ausländer vielleicht noch mehr Recht haben dürften, als wir Deutsche.

sie wohl verdiene, von einem gebohrnen Franzosen geschrieben zu seyn.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten sollte? Der Gedanke ist mir schrecklich! Ich weiss nicht, was ich thun würde. Rächen würde ich mich gewiss. Bey den meisten unsrer deutschen Höfe wollte ich Ihre ganze Academie durch satirische Leberreime lächerlich machen: bey unsern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten, Lesarten und Anmerkungen in Verachtung bringen: aber Sie, meine Herren, erschrecken Sie vor meiner Rache. Sie wollte ich mit dem ersten Folianten, den ich schreibe, heimsuchen, und Ihnen solchen zueignen, es müsten denn, wie es beynahe das Ansehen gewinnen will, Ihre Gelehrten in kurzem auch Geschmack an Folianten finden. Alsdann würde ich auf einem noch grössern Format, mich zu rächen, denken. Aber ich hoffe gewiss, alle diese Sorge wird vergebens seyn.

Ich habe die Ehre, mit der demüthigsten Hochachtung eines Autors, der um den Preis buhlt, zu seyn, meine Herren,

Ihr ergebener Diener.

N. S. Den Augenblick fällt mir ein Zweifel ein, der mich ausserordentlich unruhig macht, und der alle meine grossen Absichten zerstören kann. Vielleicht versteht von Ihnen, meine Herren, kein einziger deutsch? und vielleicht haben sie auch im ganzen Bearn

niemanden, der es Ihnen verdollmetschen kann? Ich unglücklicher Autor! wie werden wir zusammen kommen? Latein zu schreiben ist in Deutschland fast gar nicht mehr Mode, und in Frankreich ist es schon lange nicht mehr Mode gewesen, es zu verstehen. Von Ihrer Sprache verstehe ich zu wenig, als dass ich es wagen möchte, in selbiger zu schreiben. Ich dürfte Ihnen wohl zumuthen, Deutsch zu lernen, damit Sie meine Schrift lesen und verstehen möchten; denn fast in keinem Lande ist ein Autor, der seine Schrift nicht für wichtig genug halten sollte, den Ausländern dergleichen anzumuthen; aber ich kenne die Herren Franzosen schon. Sie glauben, dass alle Deutsche reden, wie ihre Schweizer, und um deswillen wollen sie ihre Gurgel nicht dran wagen, Deutsch zu lernen. Was soll ich thun? Denn ökonomisch von der Sache zu urtheilen, muss mir mehr dran liegen, dass Sie mich verstehen, als Ihnen dran liegen kann, meine Schrift zu lesen. Wissen Sie was? Damit Sie wenigstens vor den gothischen Characteren meiner Sprache nicht erschrecken: so will ich mich überwinden, die Abhandlung mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen.*) Sehn Sie, meine Herren, ich thue den ersten und wichtigsten Schritt: es ist billig, dass Sie den andern thun. Lernen Sie Deutsch!

---

*) Aus gleichem Grunde haben wir sie mit gothischen Typen abdrucken lassen, weil unsere Sammlung nicht für Franzosen, sondern für Gothen bestimmt ist.

Beweis:
dass die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre.

Es ist gemeiniglich eine Folge unsrer hypochondrischen Philosophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menschen, die wir selbst zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt sind, dadurch verdächtig zu machen suchen, dass wir ihre Quellen vergiften, und ihnen einen thörichten oder lasterhaften Ursprung andichten. Wir empfinden bey dergleichen Entdeckungen der Fehler anderer Menschen eine gewisse schmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriednes Gewissen, der Philosoph das innere Bewusstseyn eigner Vollkommenheiten, und ein Unpartheyischer einen menschenfeindlichen Stolz nennet.

Es würde mir leicht seyn, dasjenige, was ich hier behaupte, weitläuftiger zu beweisen: aber ich muss befürchten, dass ich eben dadurch den Vorwurf, den ich andern machen will, zuerst verdiene. Ich würde vielleicht einen sehr gelehrten Beweis führen, dass der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme, und der schliessende Philosoph seinen eignen Hochmuth demonstrire: aber was würde ich Ihnen, meine Herren, antworten können, wenn Sie mich fragen, ob ich diesen gelehrten Beweis aus Demuth führte? ob ich nicht

in dem Augenblicke, da ich andre richte, über mich selbst das Urtheil spräche? ob ich nicht dadurch doppelt strafbar wäre, da ich eben den Fehler, den ich an andern so mühsam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe selbst begienge? Ein Vorwurf, bey dem nur ein Moralist nicht erröthen darf!

Ich ersuche Sie also, meine Herren, dass Sie dasjenige, was ich hier gesagt habe, für nichts anders, als für eine gelehrte Aufgabe, und für eine von denen problematischen Wahrheiten ansehen, welche eben so leicht nicht seyn können, als sie sind. Wenigstens wünsche ich dieses.

Da ich mich überwunden habe, diese Ehrenerklärung zu thun; so werde ich es wagen dürfen, öffentlich zu gestehen, dass ich bey mir selbst überzeugt bin, dass alle Handlungen der Menschen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meisten verdächtig sind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einräumen soll, aus guten, doch übelverstandnen Absichten herkommen.

Wie viele Ehre macht diese patriotische Entdeckung dem ganzen menschlichen Geschlechte! Wie tugendhaft werden die Menschen, wie sehr werden sie wenigstens zu entschuldigen seyn! In diesem Augenblick schenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtschaffener Männer, die sie bisher entweder für Thoren, oder für Bösewichter hielten. Die Laster fliehen,

die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme seufzet, und die der Weise verachtet: diese mache ich izt den Frommen und dem Weisen zur besten Welt.

Da ich gegenwärtig die Rolle eines Autors übernommen habe; so ist man schuldig, mir einen gewissen Hochmuth zu verzeihen, der den Autoren, und vornämlich jungen Autoren, so wohl ansteht. Ich glaube, dass ich izt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Hercules so viele Jahre lang den grössten Theil der Welt durchirren musste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel sagt es; ist der Dienst, den ich der Welt leiste, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, dass man die Fabel ganz unrecht versteht. Hätte Hercules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzählen; so würde er mehr ein gewaltthätiger Räuber, oder wenigstens mehr ein Don Quixote des Alterthums, als ein Held gewesen seyn. Eine Heerde Ochsen zu plündern, und einen Stall auszumisten; verdient dieses vergöttert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter diesen Erzählungen etwas viel wichtigeres verborgen. Hercules war ein Weltweiser, der seine Schüler lehrte: dass die Handlungen der Menschen im Grunde tugendhaft, und wenigstens, durch die guten Absichten zu entschuldigen sind. Dieser Saz fand allgemeinen Beyfall. Nun war niemand mehr lasterhaft, vom äussersten Ende Hesperiens bis an den Ganges sahe

man nichts als menschenfreundliche Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, als Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einander entschuldigten. Bittern Hass, Verkezerungen, denn auch die Priester des Saturnus verkezerten schon ungerechte Lästerungen; alle diese Ungeheuer des menschlichen Geschlechts rottete der Philosoph aus. Diese waren die vergötterten Thaten, die Hercules, der Weltweise, verrichtete, ohne vielleicht jemals aus seinem Vaterlande zu kommen. Das kriegerische Alterthum machte daraus einen bewaffneten Held, mühsame Abentheuer, Hydren, und was das billigste war, ihn endlich zum Gott.

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die Schriftsteller haben das alte Recht, sich selbst zu vergöttern: aber auch diesem Rechte entsage ich. Ich werde mich für völlig belohnt halten, wenn Sie, meine Herren, meiner neuen Wahrheit Ihren Beyfall nicht entziehen, und wenn mein geselliges Beyspiel andre aufmuntert, die Handlungen ihrer Mitbürger als billig und gerecht zu vertheidigen, oder, wo sie das nicht thun dürfen, sie doch zu entschuldigen. Wie sehr wird dieses der Menschheit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth würde diese glückliche Verwandlung unsern Vorfahren scheinen, wenn sie zurückkommen, und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder sehn sollten! Sie würden keine Geizige mehr finden, sondern Patrioten, welche mitten unter ihren gesammelten Schäzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder, welches

noch eine stärkere Grosmuth beweist, ganz Fremden, die sie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlassen, dass sie solche in Vergnügen und Ueberfluss zerstreuen können. Der Mann, den sie einen ungerechten Richter heissen, ist dieses nicht mehr, sondern ein theuer erkauftes Werkzeug der Gerechtigkeit: welche durch ihn den streitenden Partheyen ihre feindselige Thorheit kostbar machen will, um sie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen, und welche zugleich durch die ungeschickten Aussprüche dieses Richters den Stolz des Gesezgebers demüthiget, deren wohlüberlegte, und weitaussehende Vorsicht durch ein geringes Geschenk vereitelt wird. Diese mürrischen Alten würden keine Ursache weiter haben, die Jugend vor dem Umgange mit Frauenzimmer zu warnen, deren Aufführung ihnen verdächtig schiene. Sie würden öffentlich gestehen müssen, denn innerlich waren sie es ohnedem schon überzeugt, dass diese reizenden Geschöpfe nichts thun, als die Natur predigen; dass sie nur die Jugend Gelegenheit verschaffen, die angeborne Empfindung ihres Frühlings zu geniessen, dass sie für das Vaterland sich selbst aufopfern, um die Mannspersonen von gefährlichen Ausschweifungen zurück zu ziehen: dass sie in trunkner Wollust sehr geschwind leben, da sie wohl wissen, wie flüchtig diese Wollust sey. Sollten wohl unsre Alten noch so hart seyn, unsre Alten, deren Herz immer auch zärtlich war, sollten sie so hart seyn, und die freundschaftliche Wollust dieser kleinen

dienstfertigen Geschöpfe mit dem beleidigenden Namen einer verführerischen Ausschweifung belegen?

Hier habe ich drey Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Sazes deutlich genug unterstüzen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Geseze der Academie verstatten, erlaubt mir nicht, weitläuftiger zu seyn, ich würde es, ausser dem, mit Vergnügen, und gewiss nicht ohne Nuzen seyn, wenn ich durch noch mehrere Beyspiele zeigte, dass die Handlungen der Menschen, welche unsrer mürrischen Ernsthaftigkeit oft so verdächtig sind, immer noch eine gute Seite haben, von welcher man sie der Welt zeigen kann, woferne man billig seyn will. Für izo mag dieses genug seyn, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweisen will: dass die Begierde von andern Uebels zu reden, weder aus Hochmuth, noch aus Bosheit des Herzens, sondern aus einer wahren Menschenliebe herrühre. Dieses zu beweisen, und von jenem den Ursprung zu zeigen, brauche ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem grossen Einflusse zu überführen, den diese Begierde, Uebels zu reden, in das Beste des gemeinen Wesens, und in die Glückseligkeit eines jeden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man sich von demjenigen gewiss mit Erfolge versprechen kann, der Muth und Menschenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nüzlichen Mit-

gliede des Staats, und Frauenzimmer von einem schlüpfrigen Character zu Priesterinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unserer Welt, welche von dieser Begierde, Böses zu reden, sich die fürchterlichsten Begriffe macht. Unsere Ammen, die uns Gespenster bereden, machen uns auch vor dieser Begierde zu fürchten, und in dem Augenblicke, da sie dieses thun, reden sie immer von ihren Nachbarinnen am meisten Böses. Ein Beweis, dass die Triebe der Natur, denn eben darunter gehören die Triebe, Böses zu reden, sich niemals ganz unterdrücken lassen!

Unsre deutsche Sprache, so reich sie ist, ist doch zu arm, diese Pflicht, Böses zu reden, mit einem anständigen, wenigstens gelinden Worte auszudrücken, Schmähen, Lästern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verläumden ꝛc. dieses sind etwa die gemeinsten Ausdrücke, die man braucht, wenn man von dieser grossen Pflicht, Böses zu reden, sich erklären will. Lauter verhasste Namen! Aber ich halte dieses mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir sind von der Nothwendigkeit dieser Pflicht allzuwohl überzeugt, als dass wir im Ernste so verhasste Begriffe damit verknüpfen sollten. Unsere Aufführung widerspricht diesem am meisten. Denn zum Ruhme meiner Deutschen muss ich hier bekennen, dass wir in

der Kunst, Böses zu reden, es beynahe unsern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Mahler hat diese mütterlichen Vorurtheile noch mehr gestärket. Diese Herren sind nicht allemal gewohnt, ihre Gemälde den Originalen gemäss einzurichten. Sie schmeicheln den Leidenschaften der Menschen, oder copiren denen nach, die vor ihnen gemahlt haben. Und daher kömmt es, dass sie alle Prinzen weise und großmüthig, alle Richter ehrwürdig, ernsthaft, alle Bräute mit einer reizenden Unschuld, alle Geistliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hörnern und Schwänzen, und die Begierde, Böses zu reden, mit Schlangen und spizigen Zungen mahlen. Lauter Fehler wider die Wahrscheinlichkeit.

Und würden wir wohl im Stande seyn, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, dass die Begierde, Uebels zu reden, nichts anders sey, als ein von der Natur uns vernünftigen Geschöpfen eingepflanzter Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menschen und wohl ganzer Gesellschaften und Völker, gemeiniglich auf eine lustige, oft auch ernsthafte Weise, andern bekannt zu machen, und sich und andre dadurch zu ergözen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abscheu dafür beyzubringen, andere, die sie nicht haben, dafür zu warnen, einen jeden aber gegen sich und andre aufmerksam, einen jeden tugendhaft, oder doch vorsichtig, mit einem Worte, die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen.

Ich empfinde in mir selbst einen heiligen Schauer, wenn ich an die grosse Pflicht, Uebels von andern zu reden gedenke. Ein patriotisches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwäge, welche diese grosse Pflicht nicht allein selbst nicht beobachten, sondern auch andern dafür einen Abscheu beyzubringen suchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, das sie nur vernünftigen Wesen vorzüglich gegönnet hat, dieses wollten wir den Menschen entreissen? So stossen wir ihn herab zu den nichtdenkenden Geschöpfen, die die weise Natur dieses Vorzugs unwürdig gehalten hat; so reissen wir die vornemste Stüze über den Haufen, auf welcher das Vergnügen, die Sitten, und das Wohl der Menschen sich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menschenliebe hoffe ich es gewiss, dass diese unerwarteten, und doch unumstöslichen Wahrheiten bey Ihnen, meine Herren, einen besondern Eindruck machen werden. Noch scheinen Sie zweifelhaft. Ueberwinden Sie sich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fühlen. Ein Weiser schämt sich niemals, seine Vorurtheile zu erkennen.

Gestehen Sie es nur, meine Herren; Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menschlichen Gesellschaft angethan, da Sie den Trieb, von andern Uebels zu reden in einem eitlen Hochmuthe, und in der Bosheit des menschlichen Herzens gesucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig geste-

hen, was ich zu Ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht schon von der Wahrheit meines Sazes überzeugt? Wollten Sie etwann eine so neue Meynung noch nicht öffentlich wagen? Vermuthlich war es nur Ihre Absicht, den wizigen Köpfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebels zu reden, da Sie eine Handlung, die allen vernünftigen Geschöpfen so eigen ist, vom Hochmuthe und der Bosheit des Herzens ableiten sollten. Wie glücklich wissen Sie, meine Herren, den Menschen, auch wider Willen, auf seine Pflicht zurück zu führen! Ich bewundre diese Vorsicht, und sehe auch unter dieser angenommenen Maske den rechtschaffnen Patrioten.

Nunmehr, da ich Ihre wahre Absicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen schon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Ursache, dasjenige mühsam zu erläutern, was ich bereits oben gründlich erwiesen habe. Was ich also hievon noch sagen werde, das sage ich nur in der Absicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklären, nicht aber in der Meynung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher überzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wiesen, ihr selbst nachzudenken.

Diese neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen izo gestiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausführe, bey mir zuerst veranlasst habe. Ich las in der Utrechter

Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtsamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der Ostindischen Compagnie lese. In dem Augenblicke kam meiner Frau Bruder ins Zimmer gestolpert, stürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte sein Cadedis, und fragte mich mit gebrochnem Deutsche: wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, dass dieser Mensch aus dem Tollhause entsprungen sey? Unwahrscheinlich ist es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubniss, es war ein junger Deutscher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er sich sechs Wochen aufgehalten hatte. Meine Frau empfing ihn schwesterlich; aber das erste, was er ihr sagte, waren ein paar Unflätereyen wegen ihrer Schwangerschaft. In diesem Tone fuhr er fort, und rühmte seine Ausschweifungen, die er in Paris begangen, und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdächtige Häuser zählte er in einer so richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die schändlichsten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er sie bekommen, wenigstens eine Marquisinn musste diese seyn. Er vertraute uns, in welchen zweydeutigen Umständen sein entkräfteter Körper noch izt sey. Dieses alles sagte er uns mit einer faselnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Rasenden erwarten kann.

Meine Frau, welche sich nicht schämt, eine vernünftige Christinn zu seyn, schlug die Hände zusam-

men. Bist du es denn, Bruder? sagte sie, hast du denn vor Gott und vor Menschen keine Scheu? Du deutsche Bestie! war seine Antwort, Schwester du weisst nicht, was Leben ist! Komm mit nach Paris! Ihr Deutschen lebt hier so ordentlich und gesund, wie das liebe Vieh, und daher kömmt es, dass Ihr auch so denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die lasse ich noch gelten, das andre ist alles Quakerey! hol mich der Teufel, Quakerey! Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprüchwort . . . Meine Frau hielt ihm den Mund zu, und liess ihn nicht weiter reden. Er schwieg endlich; aber das mussten wir ihm erlauben, dass er uns zwey Gassenlieder vorheulte, eines wider den König, und das andre wider die Beichtzettel.

Was halten Sie, meine Herren, von diesem deutschen Franzosen? und von seiner Begierde, Böses zu reden, von welchem gewiss die Hälfte erdichtet war? Das meiste Böse redete er von sich selbst: sollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrscheinlich ist dieses. Aus Hochmuth konnte es nicht seyn; denn alles, was er erzählte, war zu seiner Schande. Aus Bosheit gegen sich selbst konnte es noch viel weniger seyn; denn das Zeugniss kann ich ihm geben, dass er nichts in der Welt so sehr liebt, als seine kleine Person. Also musste wohl noch eine andre Ursache übrig seyn, die ihn bewegte, Böses von sich und von seinen Freunden

zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gassenlieder, die er uns sang. Wenn das Volk in Paris schändliche Lieder von dem singt, der ihnen ihr liebster ist, und darüber spottet, wovor es nieder kniet; sollte es dieses wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahrscheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich so glücklich diese neue Entdeckung zu machen, dass die Begierde Böses zu reden, aus einer ganz andern Quelle abzuleiten sey.

Wenn ich beweisen will, dass diese Begierde, Böses zu reden, lediglich aus einer wahren Menschenliebe herrührt; so habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu thun, als dass ich den unentbehrlichen Nuzen zeige, den sie in der menschlichen Gesellschaft hat. Und beynahe ist auch dieses überflüssig, da der gemeinste Mann solches aus der täglichen Erfahrung lernt. Ich will also weiter nichts thun, als meine Leser an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerksam dabey gewesen zu seyn, weil sie Ihnen gar zu gewöhnlich war.

Das Band der bürgerlichen Gesellschaft, worauf sich die ganze Republik gründet, ist das Vergnügen, welches die Einwohner einer Stadt in dem Umgange mit einander empfinden. Der Saz ist klar, und wer daran noch zweifelt, der stelle sich eine Stadt vor, wo alle Thüren verschlossen bleiben, wo die Fenster verhangen sind, wo niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann,

auszugehen, doch nur im Finstern ausgeht, um nicht gesehn, und von niemanden angeredt zu werden. Diese traurige Stadt stelle er sich vor. Würde Peau, würde Leipzig anders seyn, wenn seine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Gesellschaft suchten? Und würden sie dieses Vergnügen geniessen, wenn sie nicht eben dadurch Gelegenheit fänden Uebels von andern zu reden? Nur dieser Unterschied ist dabey, dass eine jede Gesellschaft ihre eigene Art hat, Böses zu reden.

Der Greis seufzt über die schlimmen Zeiten; die Jugend über den Eigensinn und Geiz des Greises. Ehrwürdige alte Jungfern reden Böses von den flatterhaften Mädchen, die schon gern sündigen, und doch nur achtzehn Jahre alt sind; und diese lachen über die fromme Buhlerey der alten Heiligen. Die Bürger reden Böses von den Pressungen und der Partheilichkeit des Magistrats; und dieser noch mehr Böses von dem ungehorsamen und müssigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Böses von der Religion, und der Kezermacher zankt sich mit dem Teufel. Der junge Marquis ist nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Böses von einem Philosophen erzählen kann, und der Philosoph untersucht, ob dieser Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Worte: die ganze Stadt redet Uebels, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Gesellschaften, wo sie es reden kann. Man nehme ihnen die Erlaub-

nifs Böses zu reden, so nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenschaft des Spielens zu Sklaven gemacht hat, wissen sich immer damit zu entschuldigen, dass man alsdann, wenn gespielt wird, nicht Zeit habe, Uebels von andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entschuldigen, dass man eine Tugend unterlässt! Aber ich will mir diese Art der Entschuldigung zu Nuze machen. Die Begierde, und die Gelegenheit Böses zu reden, ist ein bewährtes Mittel, unzählige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Gesellschaft Böses redet, entfernt sie sich von der Seuche zu spielen, und ein mühsam verdientes Vermögen durch einen unglücklichen Augenblick in ängstlicher Hoffnung zu zerstreuen. Der Richter versäumt, ungerecht zu seyn, wenn er Böses von andern redet. Der Advokat merkt es nicht, dass zween Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben; und lässt ihnen daher dieses Glück ungestört. Der Arzt, wenn er Uebels von andern spricht, vergisst sein Amt, und die Menschen bleiben leben.

Die erste Regel, die uns der Moralist einprägt, ist diese, dass man alle Mühe anwenden soll, sich und die Welt kennen zu lernen. Ist wohl eine bequemere Art, dieses zu lernen, als wenn man die Gesellschaften fleissig besucht, wo am meisten Böses geredet wird? Man wähle sich nur zwo der besten, und die besten sind diese, wo eine Betschwester oder ein Müssiggän-

ger das Wort führen: so lernt man die ganze Stadt kennen, und auch beyde diese Gesellschaften lernt man kennen, weil gewiss keine die andre schonen wird. Philen ist mildthätig. Er ernährt mit seinem eigenen Brode die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in äusserster Armuth hinterliess, weil er zu ehrlich war. Philen hat wohl Ursache, mildthätig zu seyn, denn drey von diesen Kindern sind sein. Herkommann ist ein Gerechtigkeit liebender Advocat, welcher sich ein Vergnügen daraus macht, Wittwen und Waysen beyzustehen. Im Ernst? Warum nicht? denn Herkommann ist ein Erbschleicher. Aber Suffen, der Patriot, wird doch ohne Tadel seyn? Suffen, welcher mit die Noth der Unterthanen sieht, und der Regierung flucht? Suffen ist ein Misvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er suchte, um die Unterthanen selbst zu drücken. Wie lehrreich ist die Schule derer, die von andern Böses reden! Ohne diese Gesellschaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philen, den Herkommann, den Suffen, kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich selbst kennen zu lernen? . . Warum nicht? mein Herr. Sind Sie allein so tugendhaft, oder so ehrwürdig, dass man von Ihnen allein nichts Böses reden wird? Ich möchte es Ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von Ihnen sagt: aber verdrüsslich müssen Sie nicht werden. Man spottet über Ihre pedantische

Mühe, die Sie sich machen, andre kennen zu lernen. Der gute Mensch glaubt, er sey weise genug, die Fehler andrer zu entdecken; bey der klugen und gesetzten Miene, die er sich giebt, ist es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhält, lasterhaft zu seyn. In Gesellschaft redet er wenig, damit man glauben soll, er sey im Stande, sehr vernünftig zu reden, wenn er sich nur entschliessen wollte zu reden. Sein Anzug ist reinlich und ohne Pracht; aber er hat keinen Credit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht spricht: so geschieht es, um diejenigen in der Stadt auf seine Seite zu ziehen, deren Zorn am gefährlichsten ist. Ungeachtet er unverheyrathet ist, so wird er doch niemals anders, als mit einer gewissen Ehrfurcht, vom weiblichen Geschlechte reden; aber, wollen Sie etwann einen Roman wissen? In zwo Minuten will ich . . . Verzeihen Sie, mein Herr; warum sehen Sie so wüthend aus? Sie verstehn mich unrecht. Ich hatte gar nicht in Willens Sie zu beleidigen. Nur aus Freundschaft gab ich mir die Mühe, Ihnen das Böse wieder zu erzählen, das man in allen Gesellschaften von Ihnen spricht. Sie sollten das Glück haben, sich kennen zu lernen; und nur in dieser Absicht redete ich so viel Uebels von Ihnen.

Und wenn die Begierde, Böses zu reden, weiter gar keinen Nuzen hätte, als diesen, dass sie uns gegen andre und gegen uns selbst aufmerksam und vorsichtig macht; so verdiente sie schon, auch dieses einzigen Nu-

zens wegen, alle Hochachtung. So gar diejenigen, die am meisten eigensinnig, und von dem Vorurtheile nicht abzubringen sind, dass die Begierde, Böses zu reden, ein Laster sey; auch diese würden sie wenigstens für ein ganz unentbehrliches Laster halten, wenn sie diesen Nuzen gelassen überdenken wollten. Die Dieberey, ob sie schon ihren eignen Gott hatte, war dennoch auch bey denen ein Laster, die diesen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedämonier einen so grossen Nuzen darinnen, dass ihre Jugend schlechterdings eine Geschicklichkeit im Stehlen erlangen musste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen sollte, dass sie künftig ein sehr unnüzes Mitglied des Staats seyn würde. O, machten doch diese Worte einen Eindruck in die Herzen unsrer Aeltern. O, könnten sie sich doch entschliessen, ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunst, Uebels zu reden, zu gewöhnen! Zu ihrer eignen Ehre, zum Nuzen des Vaterlandes, und vornämlich zum Nuzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn sie dadurch vorsichtig gegen sich selbst, und gegen andre gewöhnt würden. Dieser Theil der Erziehung ist vornämlich ein Werk der Mütter. Von ihren Händen wird es das Vaterland fodern. Die Natur verlangt es selbst. Sollte wohl die Natur, die nichts umsonst thut, den Müttern die Triebe, Böses von andern zu reden, umsonst so verschwenderisch mitgetheilet haben?

Es giebt wenige Fehler, die der menschlichen Gesellschaft so beschwerlich sind, als der Hochmuth. Der

Hochmüthige selbst leidet dabey; aber derjenige noch mehr, der seinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philosoph, arbeiten gemeinschaftlich daran, das Herz des Menschen demüthig zu machen. Jener beweist es ihm aus Staub und Erde, und dieser noch gründlicher daraus, dass unmöglich ein Ding zugleich seyn, und auch nicht seyn könne. Für beyde Beweise habe ich alle Ehrfurcht, die ein unphilosophischer Laye für alle Theologen und Philosophen haben muss; und dem unerachtet bin ich verstockt genug, zu glauben, dass man einen Hochmüthigen dadurch, dass man Uebels von ihm spricht, in einer Viertelstunde weit zahmer und menschlicher machen kann, als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finstern Schlüssen.

Ehe ich noch schliesse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin verspare ich es, weitläuftiger zu seyn.

Ich übergehe zugleich noch eine unzählige Menge andrer Vortheile, welche ein jeder Mensch für sich und das ganze gemeine Wesen überhaupt dadurch erlangt, wenn einer von dem andern Uebels spricht. Da das Vergnügen, welches wir dabey empfinden, so gross ist: so ist wohl nichts geschickter, uns in den traurigen Stunden unsers Lebens aufzuheitern. Wir vergessen unsre eigne Thorheit, da wir uns mit der Thorheit andrer belustigen. Durch eine beständige Uebung, Böses von andern zu reden, machen wir den Wiz leb-

haft. Kann wohl bey unsern Zeiten etwas wichtiger seyn als dieses, da ein lebhafter Wiz mehr gilt, als ein scharfer Verstand? Auch diejenigen werde ich auf meine Seite haben, die den Werth einer Sache finanzmässig beurtheilen. Wie gros ist der Einfluss, den die Begierde, Uebels von andern zu schreiben, und dieses zu lesen in Handel und Wandel hat. Holland ist nie reicher gewesen, als eben zu der Zeit, da alle Pressen beschäftigt waren, über die Schwachheiten eines alten Königs zu spotten, dessen Jugend ihm so schrecklich gewesen war. Holland zog durch diese Schazung die Reichthümer ganzer Länder zu sich, gab uns dafür seinen Wiz. Peter Marteau in Cöln, den die wizige Welt auch alsdann noch nennen wird, wenn seine Schriftsteller längst vergessen sind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Böses zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch jemand an der Wahrheit meines behaupteten Sazes zweifeln, dass diese Begierde, Böses von andern zu reden, einen unendlichen Einfluss in die Glückseligkeit eines ganzen Staates habe? Und müssen Sie nunmehr nicht gestehen, dass eine Handlung, welche der Grund der menschlichen Gesellschaft ist, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit schaft, andre und uns selbst kennen zu lernen, welche uns aufmerksam und vorsichtig macht, welche den Stolz des menschlichen Herzens so sehr demüthigt, welche macht,

dass wir das Bittre dieses kümmerlichen Lebens vergessen, welche ganze Länder bereichert, und die Seele eines Staats belebt; müssen Sie nicht gestehen, sage ich, dass eine solche Handlung keinen geringern Ursprung, als die Menschenliebe, haben kann, und dass derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der sich angelegen seyn lässt, diese Handlung allgemein zu machen?

Ich ersuche Sie, meine Herren, noch um eine kleine Aufmerksamkeit, und bitte mir die Erlaubniss aus, gelehrt zu seyn. Ich habe mir diese ganze Zeit über Gewalt angethan, mit meiner Gelehrsamkeit an mich zu halten: länger ist es mir nicht möglich. Ich stehe zu viel aus. Ich muss mich schlechterdings meiner Belesenheit entschütten, oder ich erlebe den Preis gewiss nicht, den ich von Ihrer Academie erwarte. Ich will Ihnen die Wahrheit meines Sazes aus dem Alterthume unterstüzen. Mit einem Worte, ich muss allegiren, denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Geduld nicht misbrauchen, darauf können Sie sich verlassen.

Die Götter würden ohne den Momus einen sehr unvollkommenen Himmel gehabt haben. Es war jemand unter ihnen nöthig, vor dessen Begierde, Böses zu reden, sie sich scheuen mussten. Ihr Umgang würde endlich zu schläfrig geworden seyn; sie würden zu wenig auf sich selbst Achtung gegeben haben.

Dieses sahe Julian wohl ein. Damit es an der Tafel seiner Götter nicht zu traurig seyn möchte, sezte er den Silen an die Seite des Bacchus; denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, schläfrig gewesen seyn. Silen musste von den Göttern und von den Kaisern Uebels reden, und die Götter vergnügten sich dabey. Wollen wir Menschen über eine Sache eifern, die Jupiter sich selbst gefallen läßt? Wollen wir ein Vergnügen von uns verbannen, ohne welches auch die Götter nicht aufgeräumt seyn können?

Die Fabel vom Prometheus hat man bisher ganz unrecht verstanden. Sie sagt, er habe Menschen geschaffen. Können wir dieses nach den Worten nehmen, da wir wissen, dass Menschen waren, ehe Jupiter und Prometheus gebohren wurden? Die Begierde, Böses zu reden, war damals nur ein Vorzug der Götter. Prometheus lernte es unter ihnen, und brachte dieses Geheimniss unter die Menschen. Dadurch machte er sie gesellschaftlich, vorsichtig, wizig, mit einem Worte, er machte sie menschlich. Dieses, und nichts anders, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kalten und schläfrigen Menschen belebte. Durch dieses Feuer, durch diesen vom Himmel entwandten Trieb, Böses zu reden, schuf er die Menschen, die vorher nur Creaturen waren, zu vernünftigen Creaturen, und machte sie den Göttern ähnlich. Jupiter ward eifersüchtig darüber. Sonst hatte er nur Ursache gehabt, sich vor den zu-

sammengesezten Kräften der rebellirenden Menschen zu scheuen; nun ward ihm auch ihr Wiz furchtbar. Für die Verrätherey sollte Prometheus büssen. Dass er die Menschen glücklich und wizig gemacht, dass er die Begierde, Böses zu reden, dieses Feuer vom Himmel entwandt hatte, das durfte Jews nicht bestrafen; seine misgünstige Eifersucht würde zu merklich gewesen seyn: man suchte also, so lange man konnte, einen scheinbaren Vorwurf zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem Jupiter Knochen für Fleisch vorgelegt, dafür sollte er büssen. Man fühlte gleichwohl, dass diese Ursache lächerlich war: er hatte also Menschen geschaffen, boshafte Geschöpfe, und besonders Frauenzimmer. Aber würde Jupiter Gelegenheit gehabt haben, sich bald in einen Stier, bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prometheus dieses grausame Verbrechen nicht begangen hätte? Prometheus blieb immer unschuldig: man musste also das wahre Verbrechen nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel gestohlen und es den Menschen mitgetheilt. Ohne sich nunmehr weiter entschuldigen zu dürfen, (denn ein Prinz, der Unrecht hat, lässt sich zum Drittenmale nicht widersprechen) ward er aus dem Himmel gestossen, und vor den Augen der beneidenswürdigen Menschen, seiner Geschöpfe, an den Caucasus geschmiedet. Können Sie es verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geschenk des Prometheus verdächtig machen wollen, welches die Götter nur für sich allein zu besizen wünschten, welches

sie den Sterblichen misgönnten, und worüber der grossmüthige Prometheus zum Martyrer werden musste?

Bey den weisen und vernünftigen Griechen war die Kunst, Uebels zu reden, ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes. Männer und Weiber stunden bey den Eleusinischen Festen zu beyden Seiten der Brücke, und sagten denen, die in Procession über diese Brücke giengen, die bittersten Vorwürfe. Gleiche Freyheit hatte das Volk bey den Ithyphallischen Festen. Den Ephesiern war zu dergleichen feyerlichen Muthwillen ein Tag im Januar heilig. Das traurige Beyspiel des Timotheus*) hätte Sie, meine Herren, wohl abschröcken sollen, wider dergleichen Freyheit zu eifern.

Auch bey den Römern hatte die Gewohnheit, Böses zu reden, einen heiligen Ursprung. Man suchte die erzürnten Götter durch Spiele zu versöhnen, welche der Grund zu den Fescenninischen Bitterkeiten und vielen feyerlichen Gelegenheiten waren, von andern Uebels zu reden. Cäsar, welcher Gallien und Germanien zitternd gemacht hatte, war bey dem öffentlichen Einzuge eine Spötterey seiner eigenen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, seine Fehler ihm mitten unter diesem schmeichelnden Pompe erinnerlich zu machen,

*) Derselbe, an wem Paulus einen Brief geschrieben. Da er das Fest aufheben wollte, ward er vom Pöbel ermordet. Verf.

ihm zu zeigen, dass er noch ein Mensch sey, diesen Zweck zu erlangen, sangen Sie bey seinem Triumphwagen öffentlich: er sey ein kahler Ehebrecher. Ein schrecklicher Vorwurf für einen Kaiser, der sich über keine von seinen Handlungen, aber über seinen kahlen Kopf untröstlich, schämte!

Wünschen Sie es nicht, meine Herren, dass ich anfange von den Saturnalien zu predigen. Sie würden erschrecklich viel Gelehrsamkeit auszustehen haben. Ich würde von dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zähnen seines Vaters entfloh, anfangen, und beym Davus des Horaz aufhören, und vielleicht auch da noch nicht aufhören.

Alle diese gelehrten Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erläutern meinen Saz, dass die Erlaubniss von andern Böses zu reden, vornehmlich auch diese Absicht gehabt, diejenigen in einem gewissen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit, oder ihre Weisheit weit über andre Menschen zu erheben scheinen. Wie heilig sollten uns diejenigen Mittel seyn, welche die Menschen so tugendhaft machen.

Weil man nur von griechischen und lateinischen Sachen gelehrt reden kann: so will ich mich bey dem nicht aufhalten, was ich zum Beweise meines Sazes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen könnte. Ich finde darinnen unzählige Exempel.

Der König der Britten wird von den wizigen Köpfen und Bootsknechten in London alle Tage daran erinnert, dass er ein Mensch sey. Nirgends ist seine Majestät kleiner als auf der Themse.

War bey Ihnen in Frankreich das berühmte Narrenfest etwas anders, als eine Schule der Demuth für die Geistlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausschweifend, und beynahe rasend, ich kann es nicht leugnen; aber eben diese Raserey hatte einen mystischen Verstand, den Herr Tilliot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorsichtig war.

Ich wundre mich, dass die Engländer, und auch Ihre Landesleute, uns Deutschen die Hofnarren vorwerfen, welche bey uns so einen grossen Theil der fürstlichen Belustigungen, und dieses mit Recht ausmachen. Sie suchen darinnen einen Beweis eines unausgearbeiteten Geschmacks? ich aber sehe sie an, als einen Beweis der deutschen Freyheit, die uns billig so sehr am Herzen liegt, und die wir, besonders gegen Sie, meine Herren, nicht eifersüchtig genug vertheidigen können. Ich könnte zum Ruhm unsrer authorisirten Narren sehr vieles sagen; aber das ist schon Ruhm genug, dass sie den Beyfall unsrer Fürsten mit Lachen erlangen, um welchen sich so viele Hofleute Zeitlebens ängstlich und kostbar, und oft wohl umsonst bemühen. Es ist wahr: die Scherze dieser Narren sind immer niedrig: aber wie vortheilhaft ist dieses für den Wiz mancher Hofleute, die auch scherzen! Werfen

Sie uns nicht vor, dass ihr Anzug etwas Barbarisches und Gothisches an sich habe. Bey uns gehen die Narren buntschäkig und reden albern: in Frankreich gehen sie schwarz, und plappern die wizige Sprache eines jungen Abbé; in England hüllen sie sich in einen Frack, und murren politisch: mit einem Worte, jedes Land hat seine Narren, nur gestehen sie es nicht in allen Ländern. Alle diese Vorzüge unsrer deutschen Hofnarren, und noch hundert andere, übergehe ich mit Stillschweigen, und will nur dieses erinnern, dass sie wegen ihrer privilegirten Freyheit Uebels zu reden, einem Hofstaate ganz unentbehrlich zu seyn scheinen. Der Hofmann muss sich scheuen Thorheiten zu begehen, um ihren öffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieses Mittel seine Hofleute kennen, die sich sonst so wohl vor ihm zu verstellen wissen. Ja sich selbst lernt der Prinz durch dieses Mittel kennen, welches noch weit schwerer ist. Mit einem Worte: derjenige weise Spruch: wenn man die Wahrheit nirgends fände, so muss man sie doch bey den Prinzen finden! Dieser weise Spruch, den man so oft hört, und doch so oft nicht versteht, redet nur von unsern deutschen Hofnarren!

Welches alles zu erweisen war!

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens mir noch einige Einwürfe wider den bisher behaupteten Saz von der edlen Quelle der Begierde, Böses zu reden, und wider den allgemeinen Nuzen zu machen,

den diese Begierde über die ganze menschliche Gesellschaft ausbreitet. Sie wollen etwann sagen: ich hätte einen deutlichen Unterschied festsezen sollen, zwischen der nothwendigen Verbindlichkeit, andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten, und zwischen der boshaften Neigung, die Uebereilungen andrer auszubreiten, oder gar denen, die unschuldig sind, Fehler anzudichten; ich hätte das Heilige einer vernünftigen und bessernden Satire mit dem niederträchtigen Splitterrichten, und den Pasquillen des Pöbels nicht vermengen sollen; es sey eine Tugend, offenherzig zu seyn, es sey eine wichtige Kunst, diese Offenherzigkeit durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm, und zugleich die bittersten Wahrheiten erträglich zu machen; aber eben diese Kunst sey unendlich weit von derjenigen Bosheit unterschieden, welche man mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer niederträchtigen Verunglimpfung belegen könnte; diese sey ein Grund zu ewigen Verbitterungen zwischen denen, die sonst die besten Freunde waren; niemand sey empfindlicher wenn Böses von ihm geredet werde, als derjenige, der es von andern am meisten rede, und dieser verdiene es doch am meisten; ein Mensch, der in den Gesellschaften herumschleiche, Unschuldige zu lästern, sey weit gefährlicher, als jener, der uns den verborgnen Dolch in die Brust stößt; die abscheulichen Verbrechen . . . .

Gut, meine Herren! ich verstehe alles, was Sie sagen wollen! Ich könnte Sie widerlegen; aber ich

sehe an meiner Uhr, dass ich schon eine Minute länger geredet habe, als es die Gesetze der Academie erlauben. Ich würde noch eine halbe Stunde Zeit nöthig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen; aber darüber würde ich den aufgesetzten Preis verlieren. Glauben Sie denn, daß ein Philosoph um deswillen schreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er schreibt, um bezahlt zu werden: und ich, meine Herren! ich bin ein Philosoph!

G. Chr. Lichtenberg.

Anschlagzettel im Namen des Philadelphus Philadelphia.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Phisik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Benedeieten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr

gesehen. Er wird mit dem neunten Jenner dieses Jahres anfangen, seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisdorstücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile, und noch vorige Woche auch sogar im fünften, vor Ihro Majestät, der Königin Oberea auf Otaheiti, mit dem größten Beifalle seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem Congresse seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 Uhr Vormittags, da er zu Konstantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1 Uhr, da er speiset.

Von den Alltagsstücken zu einem Thaler wollen wir einige angeben; nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1. Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobinerkirche ab, und setzt ihn auf die Johanniskirche, und wiederum

die Fahne des Johannis Kirchthurms auf die Jacobikirche. Wenn sie ein paar Minuten gestecket, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2. Nimmt er zwei von den anwesenden Damen, stellt sie mit den Köpfen auf den Tisch, und läßt sie die Beine in die Höhe kehren; stößt sie alsdann an, daß sie mit unglaublicher Geschwindigkeit wie Kräusel drehen, ohne Nachtheil ihres Kopfzeuges oder der Anständigkeit in der Richtung ihrer Röcke; zur größten Satisfaction aller Anwesenden.

3. Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch, und tractirt die Damen damit. Sobald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Bley nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muthes und lachend auseinander.

4. Läßt er sich eine Holzart bringen, und schlägt damit einen Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da denn der Chapeau sogleich aufsteht, und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sey? Uebrigens so gesund, wie vorher.

5. Er zieht drei bis vier Damen die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft sorgfältig in

einem Beutel durch einander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

6. Ein metaphysisches Stück, sonst gemeiniglich πᾶν metaphysica genannt, worin er zeigt, daß etwas wirklich zugleich seyn und nicht seyn kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten, und gibt er es blos der Universität zu Ehren für einen Thaler.

7. Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus. Wirft alles hierauf in einen Koffer, und reiset damit nach Kassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stücke hat er sehr viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt sieht nichts.

Göttingen, den 7. Jenner 1777.

Druckfehler,

die man vor dem Lesen zu corrigiren bittet:

Seite	16	Zeile	13	steht:	ienem	statt:	einem
″	30	″	15	″	in	″	ich
″	33	″	11	″	wie	″	nie
″	67	″	3 v. unten		der Richter	″	den Richter
″	170	″	5 v. o.		Hallorensprunge	st.	Hallorumspr.
″	176	″	17	″	animirte	″	ominirte
″	187	″	9	″	erstliche	″	ernstliche
″	193	″	14	″	Becher	″	Bücher.